

JAHRBUCH
DES OBERAARGAUS
1966



JAHRBUCH DES OBERAARGAUS 1966

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Neunter Jahrgang

Herausgeber: Jahrbuchvereinigung Oderaargau

Druck und Gestaltung: Hans Schelbli, Herzogenbuchsee

Umschlagzeichnung («Kilchliflühli» auf dem Steinhof): Willy Flückiger, Bern

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|---|-----|
| Vorwort | 7 |
| (Dr. Valentin Binggeli, Seminarlehrer, Langenthal) | |
| Kleindierwil | 9 |
| (Ernst Morgenthaler †, Kunstmaler, Zürich) | |
| Steinhof und Steinenberg | 12 |
| (Karl Ludwig Schmalz, Adjunkt, Bolligen bei Bern) | |
| Die Maikäfer im Oberaargau | 59 |
| (Walter Bieri, Ing. agr., Langenthal) | |
| Von der ältesten Säugetierwelt des Oberaargaus | 70 |
| (Dr. Friedrich Brönnimann, a. Sekundarlehrer, Langenthal) | |
| Beiträge zur Ortsnamenkunde | 83 |
| (Hans Henzi, a. Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee) | |
| Aberglauben und altes Brauchtum im Oberaargau | 87 |
| (Wilhelm Wellauer, alt Pfarrer, Wimmis) | |
| Vom Chuzen des Amtes Wangen auf dem Richisberg | 92 |
| (Otto Holenweg, Lehrer, Ursenbach) | |
| Die Buchszeitung und die Weltpolitik der Jahrhundertwende | 101 |
| (Emil Anliker, Lehrer, Bern) | |
| Ueber eine Verpflockung in Herzogenbuchsee | 119 |
| (Hans Henzi, a. Sekundarlehrer, Herzogenbuchsee) | |
| J. R. Meyer als Historiker | 123 |
| (Dr. Max Jufer, Seminarlehrer, Langenthal) | |
| J. R. Meyer und das Jahrbuch | 132 |
| (Karl Stettler, Lehrer, Lotzwil) | |
| Gedichte | 135 |
| (Dr. h. c. Hans Zulliger †, Ittigen bei Bern) | |
| Die Wappen der Gemeinden des Amtsbezirkes Aarwangen | 139 |
| (Samuel Herrmann, Sekundarlehrer, Langenthal) | |
| Nationalstrasse N 1 Genf—Romanshorn, Teilstück im bernischen Bipperramt . . . | 180 |
| (Ernst Studer, Ing. S. I. A., alt Nationalrat, Burgdorf) | |
| Tätigkeitsbericht 1965 der Heimatschutzgruppe Oberaargau | 189 |
| (Dr. Valentin Binggeli und Ulrich Kuhn, Langenthal) | |

VORWORT

Die Beweggründe der Heimatforschung sind zwiefacher Art: Zur wissenschaftlichen Neugier, zum Erkenntnisdrang, tritt hier die Zuneigung wurzelhafter Vertrautheit. Die Vielfalt in der Heimatkunde — wovon auch der vorliegende 9. Band des Jahrbuchs wieder Spiegel zu sein versucht —, wie die leitende Doppelidee münden letztlich in die Einheit des Sprangerschen Worts: «In der Heimatkunde durchleuchten wir unsere Liebe mit Erkenntnis.»

Umgekehrt kann das Heimatgefühl vertieft werden durch vertiefte Erkenntnis, und wie legt gerade dazu echte Heimatkunde unserer Jugend guten Grund. Wo Eltern und Schule auf solchem Wege wirken, in aller einfachen Natürlichkeit, im kleinen Einzelfall des Alltags, ist Wesentliches zu Hänschens Lebensgrundlage gewonnen, wo später patriotische Beeinflussung Hansen nimmer derart packt.

Denn ein feiner Ton aus Jugendgefilten dringt meist in geheimste Seelenkammern durch, vaterländischer Trompetenschall oft bloss in die Ohren. Und wenn mich ebenjetzt mein Kleiner beim Schreiben stört mit einem schönen grüngestreiften Stein aus dem Garten, so hat — dass nicht, wie oftmals, die hohen zu hohlen Worten werden — die Ehre des Vorworts zu warten, nicht das Kind. —

Die Einführung zu jedem Jahrbuch hat einteils auch den Zweck, für den Landesteil und die Herausgabe-Vereinigung Splitter des Jahrrings aufzuheben. So ist zum letztjährigen nachzutragen die Todesnachricht des Lokalhistorikers Hans Käser, Walterswil, dessen eigenständige Gestalt hier noch zu würdigen sein wird.

Gedanken ganz besonderer Verbundenheit gehören sodann unserem verehrten J. R. Meyer, dem im vergangenen April verstorbenen Langenthaler Historiker. Seine wissenschaftlichen Verdienste und seine Beziehungen zum Jahrbuche kommen in diesem Band zur Sprache; geplant ist zudem eine Gedenkschrift im Rahmen der nächsten «Langenthaler Heimatblätter».

Zu einem dritten, beachteten Manne weisen die Gedichte des heurigen Jahrbuchs: Hans Zulliger, der Lehrer von Ittigen, ein gebürtiger Oberaargauer, dürfte als Psychologe der weltbekannteste Schweizer Schulmeister unserer Zeit gewesen sein.

Der diesjahr Vorwortbeauftragte freut sich insbesondere, einen Band mit bedeutsamen geographisch-naturkundlichen Beiträgen einleiten zu dürfen. So sprengt das wissenschaftliche Gewicht des Original-Artikels über Steinhof und Steinenberg — der dennoch im wahrsten Sinne heimatkundlichen Geist atmet — das Lokale weit. Und wir haben K. L. Schmalz, Bolligen, der mütterlicherseits von Bleienbach stammt, herzlich zu danken für seine langjährige Bearbeitung der landschaftlichen und geschichtlichen Quellen. Dazu stellt sich das diesjährige Titelbild, das wir Willy Flückiger, Bern, verdanken, der gebürtig ist von Auswil.

Viel stille Arbeit im freundschaftlichen Team des Jahrbuchs geht jeweils dessen Erscheinen voran. Und hier sei einmal ein Sonderdank Karl H. Flatt gesagt, der als Sekretär die treibende Kraft unseres Rades darstellt. Dank gilt ferner den Mitarbeitern im wichtigen Hintergrunde des Finanz- und Werbewesens. Schliesslich bleibt uns, zu danken den Autoren für die inhaltlichen, den Subvenienten für die finanziellen Beiträge, und zu hoffen, auch dieser Band des Jahrbuchs leiste wieder sein klein Teil an das geistige Leben unsres Oberaargaus.

Langenthal, September 1966

Val. Binggeli

Redaktionskommission

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident

Dr. Valentin Binggeli, Langenthal

Karl H. Flatt, Wangen a. d. Aare, Sekretär

Otto Holenweg, Ursenbach

Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

Werner Staub, Herzogenbuchsee

Karl Stettler, Lotzwil

Geschäftsstelle: Hans Indermühle, Herzogenbuchsee

KLEINDIETWIL

ERNST MORGENTHALER

Klein-Dietwil! — Lasst mich noch einen Moment bei diesem unscheinbaren Ort verweilen. Es gibt keine Matterhörner dort, und auch die Staubbäche fallen andernorts über grausige Felsen. Von der Fremdenindustrie unbehelligt, liegt das Dörfchen zwischen den sanften obergeraargauischen Hügeln, im Schmucke seiner Händöpfeläcker, durch die sich das klare Wasser der Langeten schlängelt. Ich habe kürzlich, nach wohl sechzig Jahren, diese Stätten meiner Jugend aufgesucht. Wie nah jetzt alles beieinander lag! Was gross und weit war in meiner Erinnerung, das war so unwahrscheinlich klein. Die Fabrik stand noch da, die ihre Lichtvierecke in blaue Winter-nächte hinausgeworfen hatte und mir vorgekommen war wie ein Märchenpalast. Zum Kanal bin ich gegangen, der das Bachbett der Langeten rechtwinklig überschneidet. Die Wassersäule, die dort senkrecht hinunterstürzt, war ein beliebter Treffpunkt der Dorfjugend. Ich glaube, dass kein Niagara- und keine Viktoria-Fälle mir je den Eindruck machen könnten wie dieser Wassersturz von etwa anderthalb Metern Höhe. Ich sehe noch das milchig-weiße Wasser, das sich in blaue und grüne Töne verlor und mit einem Geräusche die Luft erfüllte, dass wir uns nur noch brüllend verständigen konnten. Wir suchten nach Groppen, und wenn wir gar Krebse fingen, so brachten wir sie am Abend stolz der Mutter in die Küche. Mit einem Interesse, das von keinem Mitleid beeinträchtigt war, schauten wir zu, wie die Tiere im siedenden Wasser zündröt wurden. Wenn die Beeren reif geworden, zogen wir in den Wald, durchstreiften den Hunzen, bis unsere Körbchen voll waren — die Welt gehörte ja uns mit all ihrem Reichtum — ein Mond sogar stand am Himmel! Ist es derselbe noch, der heute scheint? Ist es derselbe noch, von dem Matthias Claudius sagt, sein Vater hätte «als Knabe ihn schon gekannt»? Wie alt muss der doch sein! Ich erinnere mich eines Spazierganges nach Ursenbach. Wir hatten uns im Hause meines Grossvaters wohl zu lange verweilt. Als wir uns auf den Heimweg machten, stand hell und strahlend der Mond im Zenith. Ich, mit ausgestrecktem Arm, hielt

mich am Zeigefinger meines Vaters und kam aus dem Staunen nicht heraus, dass das himmlische Gestirn, das über Ursenbach schien, jetzt mit uns wanderte — bis nach Klein-Dietwil!

Nie mehr im Leben fühlte ich mich so geborgen wie hier in diesem Dorf. Die Sonntagsspaziergänge mit dem Vater sind mir unvergesslich. Vom Küechli-Rain z.B. zeigte er mir die Kette der Schneeberge — ein Blick in eine ferne Welt. In felsiger Gegend zog er manchmal den Revolver aus der Tasche und übte sich im Schiessen. Ich hatte das nicht so gern — ich hielt mir die Ohren zu und sah die blei-schwarzen Spuren der Projektile auf der grauen Felswand aufglänzen wie Wunden.

Mein Vater hatte im nahen Ursenbach ein Schwimmbad gegründet. Auch dahin nahm er mich hie und da mit, und ich sehe mich noch auf dem glatten Rücken meines Vaters balancieren, wenn wir das Bassin durchquerten. Wo hatte ich nur das Nilpferd mit seinem Jungen schon gesehen? Im Amerikabuch natürlich, wo sonst? Das Amerikabuch war eine unförmig eingebundene Zeitschrift, die wir, wenn etwa Buben aus dem Dorf zu uns kamen, als letzten und grössten Trumppf auffahren liessen. Da war z.B. ein Wagen abgebildet, der sich ohne Pferde fortbewegte — unglaublich! Also ein Auto, würde man heute sagen. Aber wir hatten ja noch keines gesehen! Uns schien das ein Bluff sondergleichen — so recht amerikanisch! — d.h. so gar nicht, wie's in Klein-Dietwil der Brauch war.

Natürlich ereigneten sich auch sonst etwa Dinge im Dorf, die darauf hinwiesen, dass hinter unseren Hügeln und Wäldern wohl die Welt weiterging und anders aussah als bei uns. Da erschien einmal eine Gaukler-Truppe mit einem Kamel und dressierten Hunden, die über unsere Köpfe springen mussten. Ich sehe mich noch nach Hause laufen, wo ich atemlos, kaum reden konnte. Ich wollte doch, dass meine Geschwister auch teilhätten an dem sensationellen Ereignis. Doch sehr spektakulär war es nicht. Es regnete, die Hunde waren nass und stanken abscheulich. Die Gala-Vorstellung fand des schlechten Wetters wegen in einem Rossstall statt.

Besonders ist mir Weihnachten in Klein-Dietwil noch heute gegenwärtig. Mir schien die ganze Welt verwandelt in dieser heiligen Zeit, wenn leise der Schnee alles einhüllte und alle Formen verzauberte. Ich erinnere mich einer Weihnacht, da ich noch ein Röckchen trug. Ich sass auf der Bank, die der Fensterwand entlang lief. Meine Beine waren zu kurz für sie und taten mir in den Kniekehlen weh. Ungeduldig erwarteten wir das Weihnachtskind, das sich denn auch endlich mit silbernem Glöcklein ankündigte. Es

sah aus, als wäre es eben vom Himmel heruntergestiegen. Golden fielen ihm die Haare über den Rücken herunter, und mit hoher unnatürlicher Stimme erzählte es uns etwas vom lieben Gott, von dem es eben herkomme. Mitten in meine gläubige Andacht fiel plötzlich die Stimme meines Bruders: «Das isch ja d'Gässli-Geiss!» und zerriss mit einem Schlag den poetischen Schleier, der sich über mich gesenkt. «Im Gässli» hiess ein Teil unseres Dorfes, wo eine arme kinderreiche Familie wohnte. Das älteste der Mädchen, ein flachbrüstiges Geschöpf, hatte mein Bruder, der allem, Tier wie Mensch, einen Uebernamen anhängte, die «Gässli-Geiss» getauft.

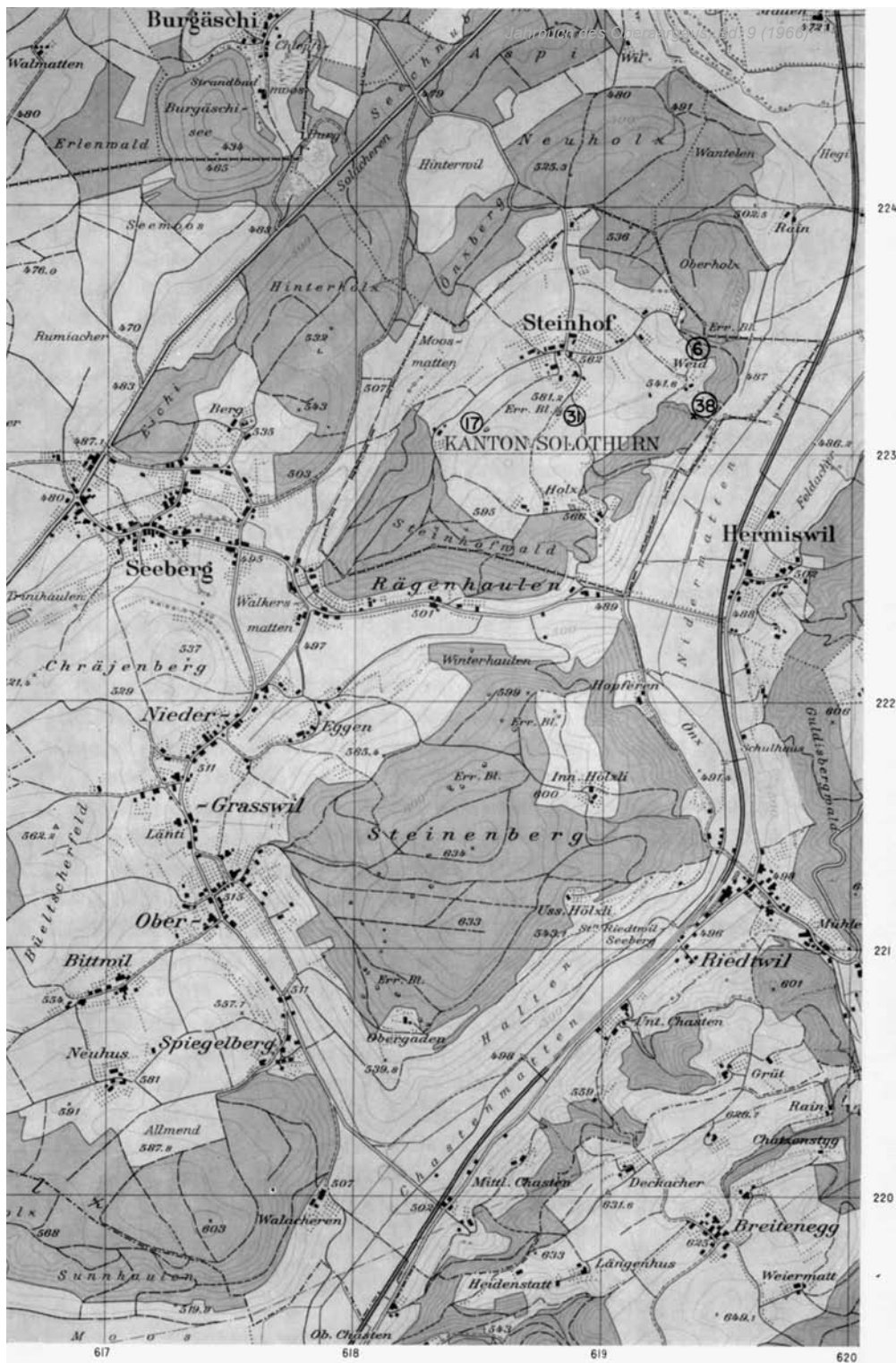
Aus dem Buch: «Ernst Morgenthaler» (Alfred Scherz Verlag), Bern, 1957.

STEINHOF – STEINENBERG

KARL LUDWIG SCHMALZ

| | Seite |
|--|-------|
| 1. <i>Der steinreiche Steinhof</i> | |
| a) Die Findlingsblöcke und ihre Herkunft | 14 |
| b) Die Blöcke auf dem Steinhof im Jahre 1850 — und heute | 15 |
| c) Die «grosse Fluh» und das «Kilchliflüeli» — und ihre Sicherstellung | 19 |
| 2. <i>Die Herren vom Stein</i> | 22 |
| 3. <i>Warum ist der Steinhof eine Enklave?</i> | |
| a) Wie die Grenzen des Kantons Solothurn einen hohen Amerikaner belehrten | 24 |
| b) Unsere Grenzen sind sichtbar gebliebene Geschichte | 24 |
| c) Wieviel an einer schönen, reichen Tochter liegen konnte | 25 |
| d) Der Wynigen-Vertrag von 1665 als Schlusspunkt | 26 |
| e) «Droben stehet die Kapelle» | 27 |
| 4. <i>Der Steinenberg, sein Wald und seine Steine</i> | |
| a) Der Findlingsreichtum | 28 |
| b) Aus der Besitzesgeschichte des Waldes | 34 |
| — Die «gnädigen Herren» von Burgdorf | 35 |
| — Die Lehenbriefe von 1540 | 36 |
| — Burgdorf tritt 1770 die Nutzungsrechte ab | 37 |
| — Die Aufteilung des Waldes (1840/45) | 39 |
| c) Der Mühlesteinbruch am Steinenberg | 40 |
| 5. <i>Kultsteine — Schalensteine?</i> | |
| a) Vom alten Steinkult | 43 |
| b) Von den Schalensteinen | 45 |
| 6. <i>Grenzsteine</i> | 50 |
| 7. <i>100 Jahre Findlingsschutz</i> | 52 |
| Anmerkungen | 55 |

Mit guten Gründen sind die Findlingsgruppen auf den beiden Hügeln des Steinhof und des Steinenberg in das KLN-Verzeichnis aufgenommen worden, d.h. in das «Inventar der zu erhaltenden Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung» (im Auftrag des Schweizerischen Bundes für Naturschutz, der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz



Ausschnitt aus der Landeskarte der Schweiz 1:25 000 mit Bewilligung der LfT vom 14. September 1966. Die vier grössten Blöcke auf dem Steinhof sind numeriert entsprechend Plan 1850 (Seite 17) und Tabelle Seite 16.

und des Schweizer Alpenclubs erstellt und 1963 von den drei Verbänden zur Forderung erhoben).

Nirgends sonst im schweizerischen Mittelland sind so bedeutende erratische Blöcke in so grosser Zahl erhalten geblieben wie auf dem Steinenberg, und die «Grosse Fluh» auf dem Steinhof ist nach dem Luegiboden-Block bei Habkern und der «Pierre des Marmettes» bei Monthey der grösste Findling unseres Landes — im Mittelland und Jura jedenfalls der mächtigste.

Der gewaltige Eindruck, den dieser Findlingsreichtum erweckt, wird bei jedem denkenden Betrachter dadurch verstärkt, dass diese Blöcke von ihrem Ursprungsort weit entfernt liegen und eine lange Reise hinter sich haben. Zudem lässt sich kaum anderswo so zuverlässig beweisen, wie viele erratische Blöcke zerstört worden sind — selbst auf dem heute noch so steinreichen Steinhof. Und wir können belegen, wie wenig gefehlt hat, dass auch die «Grosse Fluh» der Zerstörung zum Opfer gefallen wäre.

So ist uns dieses Findlingsreservat nicht nur in seinem heutigen Zustand, sondern auch für die Geschichte des Naturschutzes wertvoll und würdig, zum hundertjährigen Jubiläum des Findlingsschutzes in der Schweiz dargestellt zu werden.

Wir möchten uns indessen nicht auf das Naturkundliche und Naturgeschichtliche beschränken, sondern versuchen, dieses mit dem Geschichtlichen zu verbinden. Dies scheint uns hier aus besondern Gründen gegeben:

Einmal hat der grosse «Stein» nicht nur einer Gemeinde zum Namen verholfen, sondern auch einem bekannten Adelsgeschlecht, dem zuerst in der solothurnischen und dann vor allem in der bernischen Geschichte eine grosse Bedeutung zukam. Und sodann weckt die Enklavenlage der Gemeinde Steinhof im bernischen Oberaargau die Frage nach dem Grund dieser Tatsache, derentwegen unser Findlingsreservat ins Hoheitsgebiet zweier Kantone fällt und den Grenzsteinen darum besondere Bedeutung zukommt.

Wenn uns so der Steinhof zu der Geschichte der Kantonsgrenzen einführt, gibt uns andererseits der Steinenberg besondern Anlass, der Geschichte des Waldbesitzes nachzugehen. Wir haben uns dieser Aufgabe gerne auch deshalb unterzogen, weil es die Besitzer des Steinenbergs, die für den Schutz der Findlinge im Jahre 1951 erfreuliches Verständnis bewiesen haben, interessieren dürfte, wie die Grasswiler zu diesem Wald gekommen sind. Mit der Darstellung der Besitzesgeschichte ihres Waldes möchte ihnen eine kleine Gegenleistung geboten werden.

Schliesslich bestehen sowohl auf dem Steinhof wie auf dem Steinenberg einige Anhaltspunkte, die eine Bedeutung der Findlinge in vorgeschichtlicher Zeit vermuten lassen.

Es ergab sich demnach eine aus naturkundlichen und historischen Kapiteln gemischte Folge — im Sinne allseitiger Heimatkunde.

1. DER STEINREICHE STEINHOF

a) Die Findlingsblöcke und ihre Herkunft

Die grossen Findlinge auf dem Steinhof sind schon in frühesten Zeiten beachtet worden (wie aus den Kapiteln 2 und 5 hervorgeht). In der geologischen Literatur hat u. W. Bernhard Studer im Jahre 1825 erstmals auf diesen Blockreichtum hingewiesen. Nach einer Schilderung des grossen Blocks schreibt er¹:

«Grosse Blöcke derselben Gebirgsart liegen ganz in der Nähe. Sind dieselben auch als Splitter der Hauptmasse zu betrachten, durch die heftige Erschütterung bey'm Niederfallen davon losgesprengt? Aber woher dieses heftige Anprallen, hier in der Ebene, in so grosser Entfernung vom Rhonethal wie vom Reussthal?»

Diese Frage ist bezeichnend für die damals wissenschaftlich gültige Anschauung über die Herkunft der erratischen Blöcke, die der junge Gelehrte wie folgt zusammenfasst²:

«Es ist erwiesene Tatsache, dass die Blöcke aus den Alpen abstammen, und höchst wahrscheinlich, dass sie durch hohe und plötzliche Fluthen hergeschwemmt worden ...»

Bei den Blöcken am Jurahang liess sich diese Flutentheorie gut begründen. So schreibt Studer³:

«Es muss die mit ihrer vollen Kraft an den Chasseron anprallende Fluth hier furchtbar getobet, und, wie die Brandung im Sturme, ihre Wasser hoch in die Lüfte geschleudert haben ...»

Auf dem Steinhof aber — «in der Ebene» — lässt sich ein Anprallen nicht vorstellen, und darum erregte diese Blockansammlung bei Studer die erwähnten Fragen. Erst die Eiszeittheorie, die ums Jahr 1850 allgemeine Anerkennung fand, brachte dann die befriedigende Erklärung. Wir wissen heute, dass nicht «hohe und plötzliche Fluthen» sondern die langsam fließenden eiszeitlichen Eisströme die erratischen Blöcke vor mehr als 25 000 Jahren ins Unterland verfrachtet haben.

Ueber das Gesteinsmaterial der Blöcke auf dem Steinhof und auf dem Steinenberg folgen nähere Angaben auf Seite 33. Wir beschränken uns hier auf die Feststellung, dass diese Findlinge aus den südlichen Seitentälern des untern Wallis stammen und eine an die 180 km lange, mehrere tausend Jahre dauernde Reise zurückgelegt haben. Im übrigen verweisen wir auf die im Jahrbuch des Oberaargaus erschienenen Arbeiten von Valentin Binggeli:

1962, S. 20 ff. Gesteinsaufbau und Landschaftsformen (namentlich die bildlichen Darstellungen über den eiszeitlichen Rhonegletscher auf SS. 25 und 27),

1963, S. 144 ff. Der Hard-Findling in Langenthal (namentlich Kartenskizze S. 148 der eiszeitlichen Vergletscherung).

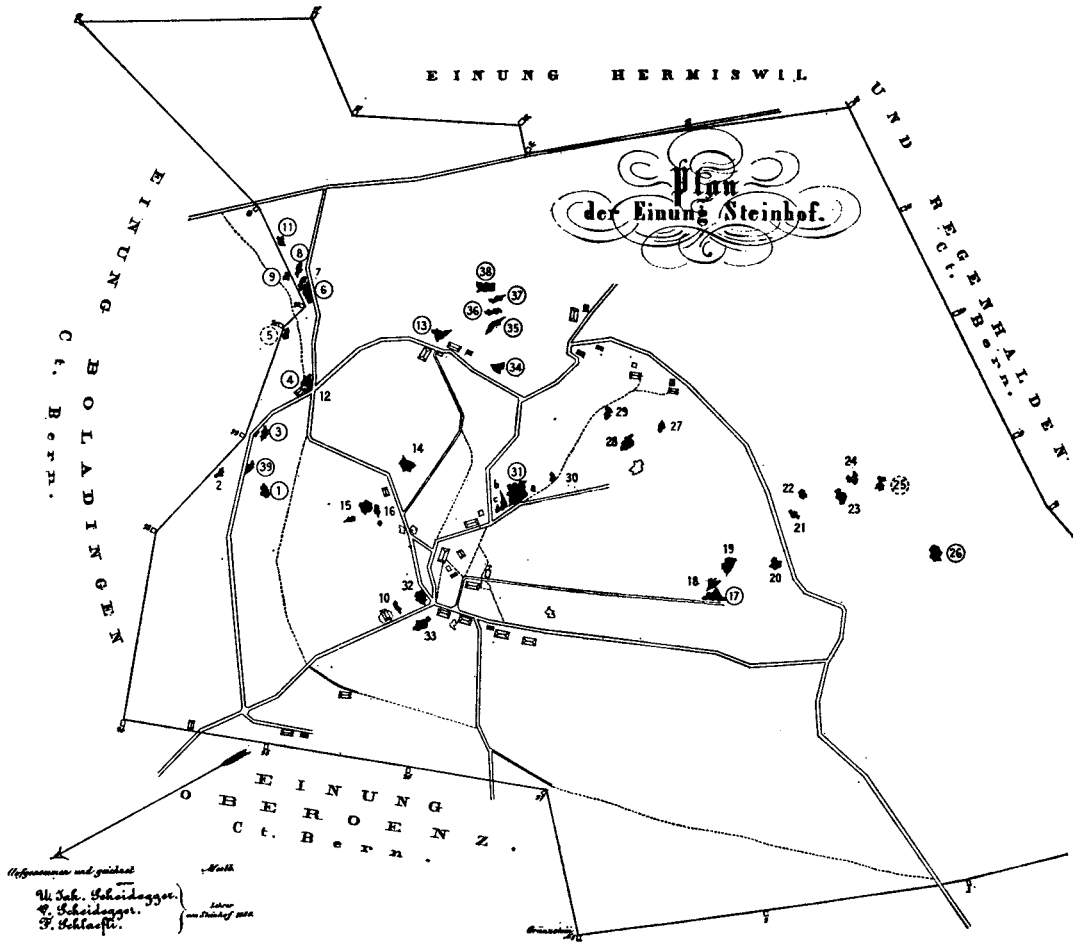
b) Die Blöcke auf dem Steinhof im Jahre 1850 — und heute

Die Enklave Steinhof besitzt als einzigartigen Vorzug eine genaue Aufnahme sämtlicher Findlinge im Jahre 1850. Man verdankt diese vorbildliche Arbeit drei von Steinhof gebürtigen Lehrern, und sie ist umso mehr als Pioniertat zu werten, als sie 17 Jahre vor der allgemeinen Findlingsbegeisterung erfolgt ist, die dann durch den «Appel aux Suisses» geweckt wurde. Durchgeführt wurde sie von Urs Jakob Scheidegger, der volle 65 Jahre auf dem Steinhof als Lehrer wirkte, von Viktor Scheidegger in Obergerlafingen und Franz Schläfli in Niedergerlafingen. Die Namen dieser drei Pioniere sind auf dem Granitstein eingemeisselt, der im Sommer 1965 im Dörflein aufgestellt worden ist zu dankbarer Erinnerung an 10 Lehrer, alles Bürger von Steinhof, die zwischen 1818 und 1852 daselbst geboren wurden und denen — wie es auf dem Stein heisst — unvergleichliche Verdienste um den Aufbau der Volksschule im Kanton Solothurn zukommen.⁴

Unsere Wiedergabe des Plans von 1850 wurde nach dem im Naturhistorischen Museum Bern befindlichen Exemplar erstellt. Die bei der Verkleinerung unlesbar gewordenen Nummern wurden durch grössere ersetzt, wobei gleichzeitig die Nummern der heute noch ganz oder teilweise vorhandenen Blöcke einen Kreis erhielten. Die Zusammenstellung des «oberflächlich berechneten Cubikinhalt» findet der Leser in der zweiten Kolonne unserer Tabelle (Seite 16), aus der auch die seit 1850 erfolgten Aenderungen hervorgehen.

Bei einem Vergleich zwischen dem Bestand von 1850, 1933 und 1966 ist grösste Vorsicht geboten. Schon Mollet⁵ hat darauf verwiesen, dass 1850 der sichtbare Kubikinhalt der Blockgruppe «Grosse Fluh» weit überschätzt

| Nr. | Kubikinhalt 1850 | | Kubikinhalt Mollet 1933 m³ | 1966 festgestellt grösste Ausdehnung | | | | Bemerkungen LK = auf Landeskarte 1:25 000 eingetragen |
|--|------------------|------|----------------------------------|---|-------------|-----------|-------------------------|---|
| | Kubikfuss | m³ | | Länge m | Breite m | Höhe m | sichtb. Inhalt m³ | |
| 1 | 3000 | 81 | 36 | 4 | 3,5 | 2 | 10 | {Masse unsicher, über- deckt u. überwachsen LK auf Bernerboden** LK? Grenzstein XX am obern Ende |
| 2 | 1080 | 29 | 29 | | | | — | |
| 3 | 2400 | 65 | 65 | 4 | 3 | 1 | 6 | |
| 4 | 4950 | 134 | 134 | 8 | 4 | 4 | 30 | |
| 5 | 720 | 19 | 19 | 4 | 3 | 1,9 | 5 | |
| 6 | 37800 | 1021 | 210 | 15,5 | 11 | 3* | 210 | |
| 7 | 1632 | 44 | — | | | | | |
| 8 | 1008 | 27 | 27 | 5 | 4 | 1,5 | 15 | |
| 9 | 480 | 13 | — | 5 | 2 | 2 | 5 | |
| 10 | 128 | 3 | — | | | | | |
| 11 | 2640 | 71 | 71 | 9 | 7,5 | 3 | 50 | LK |
| 12 | 150 | 4 | — | | | | | |
| 13 | 1512 | 41 | 41 | 6 | 4,2 | 2,5 | 10 | |
| 14 | 1890 | 51 | — | | | | | |
| 15 | 420 | 11 | — | | | | | |
| 16 | 840 | 22 | — | | | | | |
| 17 | 13650 | 369 | 369 | 13 | 7,5 | 3,8 | 150 | LK «Kilchliflüeli» |
| 18 | 3740 | 101 | — | | | | | |
| 19 | 3400 | 92 | — | | | | | |
| 20 | 160 | 4 | — | | | | | |
| 21 | 600 | 16 | — | | | | | |
| 22 | 240 | 6 | — | | | | | |
| 23 | 1360 | 37 | — | | | | | |
| 24 | 20 | 1 | — | | | | | |
| 25 | 900 | 24 | — | 4,5 | 3,5 | 1,8 | 10 | LK? |
| 26 | 4335 | 117 | 110 | 7 | 5,5 | 2 | 25 | LK |
| 27 | 1450 | 39 | — | | | | | |
| 28 | 6864 | 185 | 40 | | | | | Siehe S. 46 |
| 29 | 315 | 9 | — | | | | | |
| 30 | 60 | 2 | — | | | | | |
| 31a | 60000 | 1620 | | 16 | 15 | 7,6 | 1000 | LK «Grosse Fluh» |
| 31b | 1875 | 50 | 1230 | 6,5 | 5,5 | 8,7 | 18 | Pyramide |
| 31c | 3250 | 88 | | 4,8 | 2,3 | 2,5 | 4 | |
| 32 | 4032 | 109 | — | | | | | |
| 33 | 4440 | 120 | — | | | | | |
| 34 | 520 | 14 | 14 | 3,3 | 1,5 | 1,8 | 2 | {Im obern Teil des Bachgrabens südl. Weid ausserdem über 10 kleinere Blöcke |
| 35 | 1920 | 52 | 52 | 5,5 | 2,5 | 2 | 4 | |
| 36 | 640 | 17 | 17 | 5 | 2 | 1,5 | 2 | |
| 37 | 480 | 13 | 13 | 3,3 | 2,2 | 1,8 | 3 | |
| 38 | 9100 | 246 | 246 | 11 | 4 | 3,5 | 50 | |
| 39 | 675 | 18 | 18 | 5 | 2 | 1,2 | 3 | |
| 184 676 | | 4986 | 2741 | | | | 1 612 | Siehe S. 18 |
| Weiterer Block auf Bernerboden, ca. 50 m südwestlich des Grenzsteins Nr. 9 in der Regenhalde | | | | 7,5 | 5 | 2,5 | 40 | Koordinaten 618480/222570 |



* Zu den 1966 aufgenommenen Massen der Blöcke ist zu bemerken, dass durchwegs die grösste Länge, die grösste Breite und die grösste sichtbare Höhe (senkrecht vom Boden nach dem höchsten Punkt) gemessen wurde. Einzig bei Nr. 6 — einer hanganliegenden Platte — wurde die grösste Dicke angegeben.

** Der Grenzstein Nr. XXI (1764) steht am südwestlichen Rand des Blocks. Oder ist Nr. 5 zerstört worden und der vorhandene Block von 5 m³ Inhalt ein anderer?

worden sei und demzufolge das zwischen 1850 und 1933 zerstörte Gesteinsmaterial «nur» 1795 m³ betrage. Noch grösser aber sind die Abweichungen zwischen den Inhaltsberechnungen von 1933 und 1966. Bei unsern Schätzungen haben wir uns auf den *sichtbaren* Inhalt der Blöcke beschränkt. Diese messen also immer *mindestens* so viele m³, wie angegeben, werden aber in der Regel erheblich grösser sein, je nachdem, wie tief sie im Boden stecken. Wir müssen nun annehmen, dass Mollet die von ihm vermutete ganze Blockmasse schätzte und sich nicht mit dem über Boden sichtbaren Inhalt begnügte. Darum stimmen unsere Berechnungen einzig bei der Platte Nr. 6 überein, während sie bei dem tief im Bachgraben steckenden Block Nr. 38 am krassensten abweichen. Die grosse Differenz, die sich zwischen der Blockmasse von 1933 und von 1966 ergibt, bedeutet also keineswegs, dass seit 1933 grosse Zerstörungen stattgefunden hätten. Einzig von Block Nr. 28 ist die völlige Beseitigung nachgewiesen (s. Seite 46), und Nr. 2 ist nicht mehr vorhanden.

Die Verwertung der Findlinge ist ja allgemein sehr zurückgegangen, seitdem man mit der Eisenbahn das gewünschte Granitmaterial aus dem Tessin und den Brüchen längs der Gotthardlinie herbeiführen kann. Der Bau der Eisenbahnen aber hat eine letzte grosse Verwertungswelle gebracht. Auf dem Steinhof lässt sich das gut nachweisen. Während auf dem Plan von 1850 nur 8 punktierte Blockumrisse bezeichnet sind als «ausgegrabene Granitblöcke» — wohl für Haus- und Strassenbauten verwendet —, erfolgte die grosse Zerstörung in den Jahren 1855 bis 1857 beim Bau der Strecke Herzogenbuchsee—Burgdorf. Wir belegen das mit folgender Episode, die Pfarrer Otto Widmer erzählt⁶:

«Lehrer und Landwirt Scheidegger lieferte Granitstein an den Neubau der Bahnlinie Olten—Bern. Am Vorabend von St. Anna-Tag (die hl. Anna ist Kirchenpatronin der Pfarrei Aeschi) sagte er zu seinen andersgläubigen Arbeitern: «Morgen wird nicht gearbeitet; es ist Feiertag!» Der Vorarbeiter spricht aber hinterrücks zu seinen Genossen: «Was geht uns das Anneli an? Wir gehen auch morgen auf den Taglohn». Gesagt, getan. Aber schon der erste Schuss geht nicht los. Sie machen sich daran, ihn herauszubohren. Plötzlich krachts. Verwundet sind alle, am schwersten derjenige, der diese frevelhafte Feiertagsarbeit verschuldete ...».

Dass auch nach dem Bahnbau noch fuderweise Findlingsmaterial ab dem Steinhof geliefert wurde, berichtet derselbe Autor von einem Gewährsmann⁷:

«Im Jahre 1870 hat unser Vater sel. einen grossen Vorrat von den Walliser Granit-Bruchsteinen an «Federnstrecker-Mathys» in Niederönz verkauft. Sein Knecht holte im Frühjahr 1870 hier Steine mit zwei Pferden».

Aber mit der Eröffnung der Gotthardbahn im Jahre 1882 wird auf dem Steinhof nur noch in kleinerem Ausmasse gebrochen worden sein, und das Interesse wird sich immer mehr darauf gerichtet haben, die Findlinge aus dem offenen Land zu beseitigen als darauf, gutes Baumaterial zu gewinnen. Damit kommen wir zu den beiden einzigen im offenen Land des Steinhofs noch vorhandenen Blöcken.

c) Die «grosse Fluh» und das «Kilchliflüeli» — und ihre Sicherstellung

Im offenen Land des Steinhofs sind einzig die «grosse Fluh» mit den beiden Nebensteinen und das «Kilchliflüeli» erhalten geblieben und heute gesichert. Es ist nicht selbstverständlich, dass die beiden grossen Blöcke unangetastet geblieben sind; denn für die gewerbsmässigen Hartsteinbrecher war die Ausbeutung umso interessanter, je grösser die Abbaumasse war. So schreibt Bernhard Studer von drei übereinanderliegenden riesigen Granitblöcken auf der Falkenfluh⁸:

«In dem Raum zwischen zweyen derselben hat der Steinhauer Buri, der Genserich jener Vandalen, eine geräumige Schmiede errichtet, welcher der eine Block zum Boden, der andere zum Dache dient. Als ich dort war, hatte man bereits das grosse Stück weggeführt, aus dem die schöne Treppe am Eingang der Hl. Geistkirche gehauen ist».

Als in den Jahren 1840 bis 1844 die Nydeckbrücke zu Bern gebaut wurde, hielt man im ganzen Kanton Umschau nach dem erforderlichen Granit. Der Unternehmer, Ingenieur K. E. Müller, schrieb in seiner Baugeschichte⁹, dass man in der Umgebung Berns und selbst in derjenigen des Thunersees wegen der bereits seit langem erfolgten Ausbeutung «nur höchst selten ein brauchbares Stück von namhafter Grösse findet.» Bei der Erkundung in der weitem Umgebung stiess er dann auf das gewaltige Blockvorkommen auf dem Steinhof:

«Da die Stücke nahe beisammen sind, so wäre ohne anders dort gebrochen worden, wenn sich die Qualität des Steins einigermassen als gut erwiesen hätte. Da derselbe jedoch in Gneis übergeht, starke Adern von Glimmer hat, öfters etwas zerklüftet ist und sich nicht regelmässig spalten lässt, und da ihm nebstdem die häufig eingesprengte Hornblende eine sehr unan-

genehme Farbe gibt, so wurde er zum verlangten Zwecke untauglich erklärt».

Glücklicherweise! Aber beim Bahnbau wäre der rettende Grund mangelnder Schönheit weggefallen. Nicht umsonst sorgte sich daher Bernhard Studer damals um die «grosse Fluh»¹⁰:

«Herr Prof. Studer wünscht, dass die Gesellschaft die nöthigen Schritte thue, um den berühmten erratischen Block von Steinhof (Kanton Solothurn) vor Zerstörung zu bewahren, nöthigenfalls durch Ankauf desselben aus ihren Mitteln. Dabei sollte der Block zugleich als Monument dienen und die Namen Charpentier und Hugi eingegraben werden».

Nach längerer Beratung wurde beschlossen, «zunächst bei der Regierung des Kantons Solothurn oder sonst Schritte zu thun.» Diese Schritte führten dann am 12. August 1869 zu einem Vertrag, der zwischen der Gemeinde Steinhof (vertreten durch Lehrer Urs Jakob Scheidegger) und der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (vertreten durch Prof. Fr. Lang in Solothurn) abgeschlossen wurde¹¹). Gegen eine Entschädigung von 400 Fr.



Die «grosse Fluh» auf dem Steinhof

Federzeichnung von Willy Flückiger

— woran die «Blockkasse» der Naturforschenden Gesellschaft Bern die Hälfte beisteuerte¹² — verpflichtete sich die Gemeinde als Eigentümerin der ausgemachten Parzelle mit der «grossen Fluh», den Block zu allen Zeiten unverändert zu erhalten und das Grundstück frei betreten und begehen zu lassen. — Da alt Ammann Jos. Widmer das Eigentum der südlich der «grossen Fluh» liegenden beiden kleineren Blöcke beanspruchte und daher von Block Nr. 31c bereits grössere Teile abgesprengt hatte, wurde am 7. Juli 1893 ein Zusatzvertrag abgeschlossen, wonach J. Widmer die beiden Blöcke samt Grund und Boden der Gemeinde Steinhof überliess (gegen Entschädigung von 225 Fr.), sodass nunmehr die ganze Blockgruppe gesichert war und folgende Inschrift angebracht werden konnte:

«Diese Blockgruppe steht unter dem Schutz der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft und ist dem Schutze des Publikums empfohlen».

Auf eine Widmung des Steins, wie es B. Studer vorgeschlagen hatte, wurde verzichtet — obwohl gerade der Solothurner Franz Joseph Hugi (1796—1855) sich für die Erhaltung der «grossen Fluh» eingesetzt hatte. Der Arzt J. Hofstätter bezeugt das 1862, indem er auf den grossen Block verweist und schreibt¹³):

«Vor einigen Jahren gedachte man, selben zu sprengen. Derselbe wurde aber durch Fürsprache des bekannten ausgezeichneten Geologen Hugi vom Untergange gerettet. In neuerer Zeit tauchen nun wieder solche Zerstörungsgelüste auf ...»

Wir haben bereits gezeigt, wie diesen «Zerstörungsgelüsten» ein Ende bereitet wurde, und es bleibt nun noch darzulegen, wie auch das «Kilchli-flüeli» gesichert worden ist. Im Frühling 1907 kam dem Präsidenten der im Vorjahr gegründeten schweizerischen Naturschutzkommission, Dr. P. Sarasin in Basel, die Meldung zu, verschiedene auf dem Steinhof liegende Findlinge würden zertrümmert und zu Bauzwecken aufgebraucht. Es musste ersorgt werden, dass auch das interessante «Kilchli-flüeli» verschwinden würde. Dr. Sarasin nahm sich der Sache an und erhielt am 21. Juli 1907 vom Besitzer folgenden Bericht:

«Es würde mich sehr freuen, wenn der betreffende Steinblock der Nachwelt erhalten bleiben würde, d.h. wenn ich mit Ihnen zu seiner Erhaltung einen Vertrag abschliessen könnte. Andernfalls wird er auch dem Untergang geweiht sein, wie seine Kameraden, und zu Bauzwecken verwendet werden».

Der gewünschte Vertrag kam am 28. Juni 1909 zustande: Um die Summe von 530 Fr. wurde der Schweizerischen Naturforschenden Gesell-

schaft die Parzelle mit dem Block verkauft und ein zeitlich unbeschränktes Geh- und Fahrrecht zu derselben eingeräumt.¹⁴

Am 28. Dezember 1949 sind dann durch Beschluss der Regierung des Kantons Solothurn u.a. die «grosse Fluh» und die «Kilchlifluh» in das «amtliche Inventar der dem Natur- und Heimatschutz unterstellten Gegenstände» aufgenommen worden. — Ohne das tätige Eingreifen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft wäre dieser Beschluss für die beiden grossen Blöcke auf dem Steinhof zu spät gekommen. Erfreulicherweise sind sie heute nun doppelt gesichert. Es bleibt nur zu hoffen, dass sie nie durch Bauten in ihrer Umgebung beeinträchtigt werden und stets ihre freie Lage auf dem schönen Hügelrücken des Steinhofs behalten. Und es ist zu wünschen, dass der Zugang zu diesen sehenswerten Blöcken nicht durch allhand Ablagerungen beeinträchtigt wird.

2. DIE HERREN VOM STEIN

Von dem gewaltigen Stein auf dem Hügelrücken des Steinhof hat nicht nur der einstige Hof daselbst den Namen erhalten, sondern auch das Geschlecht, dem dieser Hof gehörte. Es behielt diese Familie den Namen «vom Stein», als sie längst nicht mehr dort wohnte und zunächst in der Burg Aeschi; dann in Solothurn und später in Bern zu grosser Bedeutung gelangte¹⁵.

Freilich ist dieses Geschlecht nicht das einzige mit dem Namen vom Stein. Im oberdeutschen Sprachbereich bezeichnete man mit «Stein» vielfach Burgen, weil diese lange Zeit die einzigen Steinbauten waren. Und daher wurde manche Familie nach dem Stein benannt, den sie bewohnte. Wenn man auch die verschiedenen «Stein» mit näheren Bezeichnungen unterschied — Hohenstein, Falkenstein, Grimmenstein, Gerenstein, Klingenstein ... — und manche Familien danach den Namen trugen, so blieb doch das einfache «vom Stein» bei vielen bestehen.

Bei unserem Geschlecht «vom Stein» ist jedoch die Ableitung vom grossen erratischen Block als sicher anzunehmen, umso mehr, als verlässliche Nachweise für eine Burg auf dem Steinhof fehlen. Als ältester Ahnherr ist im Jahre 1201 ein Heinrich de Lapide (vom Stein) nachweisbar, der als Edelknecht im Dienste des Herzogs von Zähringen stand. Nach dem Aussterben der Zähringer (1218) finden sich die vom Stein als Dienstmannen der Grafen von Kiburg, und, im Jahre 1265 sind sie als Besitzer der Burg Aeschi nachzuweisen.

Unter all den kiburgischen Edelleuten gelang es in unserer Gegend einzig den Herren von Halten und jenen vom Stein, grössere Bedeutung zu erlangen. Den Herren vom Stein gehörte die Herrschaft Aeschi mit Burgäschi, Aeschi, Bolken, Stein und Hermiswil; ferner besaßen sie Güter u.a. in Grasswil und Geristein sowie den Kirchensatz zu Bolligen, den sie im Jahre 1278 dem Kloster Interlaken schenkten. Im Gümmenenkrieg kämpften sie auf Seite der Kiburger — was sie mit der Zerstörung ihrer Burg durch die siegreichen Berner und Solothurner büssen mussten:

«Darnach furent beide stette für die burg Esche und gewunnen und zerbrachen die, und fürten von dannen lüt und gut und was si roubes und gutes funden».¹⁶

Nach diesem Schlag folgte ein Niedergang der Familie vom Stein, die im kiburgischen Dienste verarmte, bis sie dann als Bürger der Städte Solothurn und Bern zu höchsten Ehren aufstieg. In Solothurn finden wir im Jahre 1457 einen Hartmann vom Stein als Schultheissen, und in Bern erfuhr diese Genußtuung erstmals im Jahre 1458 Kaspar vom Stein.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, auf das Geschlecht vom Stein näher einzutreten. Wir begnügen uns mit dem Hinweis, dass ein erster Kenner des bernischen Adels von den Herren vom Stein schrieb¹⁷, sie seien «vielleicht das mächtigste Geschlecht in unsern Bernerlanden im 15. und 16. Jahrhundert» gewesen, und ihr Grundbesitz sei als bedeutender zu betrachten als jener der Bubenberg, Scharnachthal, Muhleren, Erlach und Diesbach. Und von dem berühmtesten Vertreter, dem Söldnerführer in den Mailänderkriegen Albrecht vom Stein schrieb Richard Feller¹⁸: «Er stach unter den kriegerischen Gestalten, die der Reislauß grossgezogen hatte, mit seinem prächtigen Wesen und seiner herzhaften Zuversicht hervor und galt als der Tüchtigste unter den Hauptleuten».

Im Jahre 1585 ist mit dem Junker Sebastian vom Stein das Adelsgeschlecht im Mannesstamme erloschen.

3. WARUM IST DER STEINHOF EINE ENKLAVE?

Diese naheliegende Frage kann nur beantwortet werden, wenn man den ganzen Kanton Solothurn betrachtet, der ausser dem Steinhof noch zwei weitere abgesplitterte Gebiete aufweist — Kleinlützel und das Leimental — und überdies eine seltsam geformte Gestalt hat, für die kein geographisches Rückgrat ersichtlich ist.

*a) Wie die Grenzen des Kantons Solothurn
einen hohen Amerikaner belehrten*

Während diese komplizierte Kantonsform jedem Schüler ein Schrecken ist, hat sie im Jahre 1947 dem damaligen Bundespräsidenten Etter dazu gedient, einen amerikanischen General zu belehren und ihm — wie dieser sich nachher äusserte — den besten Anschauungsunterricht zu geben, der ihm je zuteil geworden war¹⁹. Der Amerikaner hatte nämlich den Wunsch geäussert, es möchten sich die europäischen Staaten nach dem Vorbild der Staaten Nordamerikas zusammenschliessen. Da liess sich der Bundespräsident den Atlas holen und zeigte dem hohen Offizier zunächst die Karte des Kantons Solothurn: «Verzwickelt und verzwackt. Keine einzige gerade Grenze! Ueberall ausholend und eingestaucht». Er erklärte seinem Gast, wie diese Grenzen das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung darstellen. Dann schlug er zum Vergleich die Karte der Vereinigten Staaten Nordamerikas auf, wo die Ländergrenzen «bolzgerade» verlaufen und mit den Längen- und Breitengraden der Erdkugel zusammenfallen. «Glaubte nun mein hoher Gast, dass wir in Europa oder auch nur in unserer Eidgenossenschaft auf einen Schlag all das ausradieren könnten, was die Geschichte in bleibenden Runen in unser Landschaftsbild und in die Herzen unserer Menschen eingegraben hat?»

b) Unsere Grenzen sind sichtbar gebliebene Geschichte

Kein Kantonsgebiet zeigt so augenfällig wie das solothurnische, dass bei uns nicht in erster Linie die Geographie sondern die Geschichte für die Staatenbildung massgebend war. Mit andern Worten: Solothurnisches Gebiet finden wir nicht innerhalb von Grenzen, die durch die Natur des Landes gegeben wären, sondern wir finden solothurnischen Boden da, wo es der Stadt möglich war, Gebiet zu erwerben. Denn die Stadt hat im Laufe von fast zwei Jahrhunderten Teil um Teil der Landschaft an sich gebracht, sei es durch Krieg, durch Kauf oder Tausch.²⁰ Die Stadt hat den Staat geschaffen — und ist dabei oft genug mit Bern zusammengestossen.

Die Entwicklung zum Staat verlief umso komplizierter, als es damals noch keine staatliche Souveränität gab, sondern die einzelnen Rechte über ein gleiches Gebiet verschiedenen Herren gehören konnten — und oft genug nur zu einem Bruchteil. Daher ist es fast unmöglich, für gewisse Gebiete eine genaue politische Karte zu erstellen. Die Zerstückelung der damaligen Besitzerrechte geht aus einem Kaufbrief vom 15. Juni 1378

hervor²¹: Damals verkauften drei Brüder vom Stein der Frau Estherlin von Burgenstein u.a.:

ihre vom Vater ererbten Güter zu Esche, zum Stein, zu Bolladingen, zu Windahusen (Winigshaus), zu Stowosbach (Stauffenbach), zu Spychi (Spych), zu Bettenhusen und zu Zweienberg (?),
ferner ein Viertel des Sees zu Aeschi,
ein Viertel Twinges, Bannes, Gerichtes und Herrschaft zu Esche und zum Stein und auch zu Hermannswyl (Hermiswil),
ein Viertel der Landgarben zum Steine,
den ganzen Heuzehten zu Esche,
den halben Heuzehten auf den Moosmatten zu Bettenhausen,
ferner eine Anzahl Leute (Leibeigene).

Der grösste Grundbesitz lag auf Stein, nämlich 1 Gut zu 2 Schupposen und 3 Güter zu 1 Schuppose (1 Schuppose = 10—15 Jucharten), während zu Aeschi bloss 2 Güter zu je 1 Schuppose und in den andern Orten nur je 1 Gut zu 1 Schuppose erwähnt sind. Das spricht für die ursprüngliche Niederlassung auf Stein, woher die Familie auch den Namen erhielt.

Die Urkunde von 1378 lässt ahnen, wie viel es brauchte, bis Solothurn im Besitze der ganzen Herrschaft Aeschi war — und diese komplizierte Erwerbsgeschichte ist nicht restlos aufzuhellen. Wir beschränken uns auf den wichtigsten Akt.

c) Wieviel an einer schönen, reichen Tochter liegen konnte

Am 15. September 1466 verkauften Küngold von Spiegelberg und ihr Gemahl Reinhard von Malrein (Malleray) der Stadt Solothurn die Herrschaft Kriegstetten und den Halbteil der Herrschaft Aeschi.²² Dieser Verkauf hat seine Vorgeschichte, der wir uns kurz zuwenden wollen, weil sie einmal zeigt, wie entscheidend familiäre Verhältnisse die Erwerbspolitik zu beeinflussen vermochten, und weil sodann die Familie vom Stein daran wichtigen Anteil hatte.

Die Ritterfamilie von Spiegelberg hat ihren Stammsitz in der alten Abtei Murival oder Mirival, dem heutigen Muriaux bei Saignelégier, wo auf dem Felsenkamm von Les Sommètres hoch über dem Doubs die Schlossruine noch zu sehen ist. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wanderten die Spiegelberg aus nach Solothurn. Sie waren weitherum begütert — u.a. gehörte ihnen die Herrschaft Halten — und Imer erlangte 1417 erstmals die Schultheissenwürde, die sein Sohn Hemmann dann 30 Jahre lang innehatte. Alleinige Erbin des reichen Hemmann von Spiegelberg war die Tochter

Küngold. Vor ihrer Mündigkeit schon war sie von ihrem zum Vermögensverwalter bestellten Verwandten Hartmann vom Stein dazu ausersehen, die Frau seines Sohnes Georg zu werden — wozu ihre Mutter das Versprechen gegeben hatte. Mit dieser wohlgezielten Heirat wäre der schon sehr begüterte Georg vom Stein zum weithin reichsten und mächtigsten Manne geworden. Doch die «schöne Küngold» bekannte ihre Liebe zum Solothurner Ratsherrn Reinhard von Malrein, den sie als Knappen im Dienste des Ritters von Stauffenberg (dem zweiten Mann ihrer Mutter) kennen gelernt hatte. Hartmann vom Stein, der sowohl in Solothurn wie in Bern verbürgert war, liess nichts unversucht, um seinen Plan dennoch durchzusetzen. Er erreichte nichts, als dass er sich mit Solothurn entzweite, im Zorn die Stadt verliess und in Bern Wohnsitz nahm. — Die Hoffnung aber, die Solothurn mit seiner Stellungnahme für Malrein und seine Kunigunde hegte, ging zwei Jahre später durch den erwähnten Kauf in Erfüllung.

d) Der Wynigen-Vertrag von 1665 als Schlusspunkt

Auch nachdem Solothurn beide Hälften der Herrschaft Aeschi nebst der Herrschaft Kriegstetten erworben hatte, war die Stadt noch nicht Alleinherrin im Wasseramt; denn das Malefizrecht (das Recht, über Leben und Tod abzusprechen) gehörte noch der Stadt Bern. Mit der Annahme der Reformation durch Bern entstanden aus dieser Doppelstellung schwere Auseinandersetzungen, weil das Lesen der Messe von den Bernern als «malefizische» Handlung betrachtet wurde²³. Erst der Wynigen-Vertrag vom 18. November 1665 brachte eine Ausscheidung der gegenseitigen Rechte und einen Gebietsabtausch²⁴: Bern verzichtete u.a. auf die hohe Gerichtsbarkeit im äusseren Wasseramt, auf die Hälfte des Niedern Gerichts zu Obergerlafingen und den Zehnten zu Burgätschi. Dagegen erhielt Bern u.a. die Dörfer Etzelkofen und Hermiswil zugesprochen. — Das mit dem Steinhof zusammenhängende Hermiswil hatte bisher zur Herrschaft Aeschi gehört, und die Frage stellt sich, warum nicht dieses ganze vom solothurnischen Stammgebiet losgetrennte Gebiet dem Kanton Bern einverleibt wurde.

Wie aus einem Bericht der bernischen Abgesandten zu Wynigen vom 1. November 1665 hervorgeht²⁵, verlangten sie von den Solothurnern damals «die Dörfli Hermiswil (darunter das Wirtshaus zum Rössli), Stein und Burg, sind 29 Hushaltungen, mit aller Jurisdiction und Landsherrlichkeit.»

In den zähen Verhandlungen vermochten sie offenbar diese Forderung umso weniger ganz durchzusetzen, als Bern auf seine Rechte im Bucheggberg nicht verzichten wollte. Wenn sie schliesslich Hermiswil erhielten, so war ihnen das zweifellos am wichtigsten wegen der durch dieses Dorf führenden damaligen Haupt- und Heerstrasse nach dem Aargau. Und an Etzelkofen war ihnen wohl mehr gelegen als an Steinhof und Burgäschi, weil damit die Stärke Berns im Kirchspiel Messen erhöht wurde.²⁶

So ist diese letzte Gelegenheit zu einer Grenzreglierung nicht genutzt worden und der Steinhof eine Enklave geblieben. In der Solothurner-Zeitung vom 22. Juni 1962 hat der Bauer und Gemeindeschreiber Walter Kocher diese besondere Lage mit folgenden Versen gekennzeichnet:

«De Steihof isch dür nes bsonderbars G'schick
i möchti fasch säge e Republik,
die rings isch umgä vom Kanton Bärn,
dä hätti natürli de Aschluss scho gärn.
Doch «Solothurner» wämmer eus eischer schrybe
und mit de Bärner guet Nochberlüt blybe».

Diese gute Nachbarschaft wird von beiden Seiten bezeugt — und sie wird nicht getrübt durch verschiedene Konfession.

e) «Droben stehet die Kapelle ...»

In das bei der Gründung der Pfarrei Aeschi im Jahre 1684 angelegte Jahrzeitbuch hat der Ortspfarrer Angaben über die zugehörigen Dörfer (früher nach Kriegstetten pfarrgenössig) eingetragen. Wir entnehmen ihm — übersetzt aus dem Lateinischen²⁷:

«Das fünfte, Stein, auf angenehmer Höhe gelegen, von bernischem Gebiet überall umgeben, beständig jedoch im wahren katholischen Glauben, fromm und fleissig, einst nur ein Hof, ... jetzt aber mit Recht ein Dorf zu nennen (16 Häuser, 109 Seelen)».

Weniger Genugtuung bereitete dem Pfarrherrn die Eintragung über Hermiswil:

«... durch den Winiger-Vertrag wurde es an Bern vertauscht und ist jetzt nach Religion und Bortmässigkeit bernerisch».

Im gleichen Jahrzeitbuch steht über den im Jahre 1774 vollendeten Bau einer Kapelle auf dem Steinhof, sie sei zu Trost der Kranken und zur Erleichterung des Seelsorgers zu Aeschi erbaut worden, «welcher sonst das hochwürdigste Gut über den Bernerboden dahin tragen müssst.»²⁸

Aus diesen Eintragungen darf jedoch nicht geschlossen werden, dass der Glaubensunterschied durch die Enklavenlage besonders verschärft worden wäre. Wir besitzen im Gegenteil zahlreiche Berichte für eine gute konfessionelle Nachbarschaft. Der auf dem Steinhof aufgewachsene Geistliche Otto Widmer (1855—1931), der sich als Gründer und Direktor von Kinderheimen verdient gemacht hat, ist dafür ein unverdächtigster Zeuge. Er liess im Jahre 1929 in den «St. Ursen-Glocken», der Wochenbeilage zum Solothurner Anzeiger, eine Folge von Beiträgen über seine Heimatgemeinde erscheinen unter dem Titel «Droben stehet die Kapelle ...». Wir entnehmen diesen Aufzeichnungen einige Teile²⁹:

«Die grosse Fluh ist der ganzen Länge nach von oben bis unten ganz merkwürdig gespalten. Sie bietet, wie in Granit versteinert, ... das Bild der unseligen Glaubensspaltung, die Kluft zwischen Protestanten und Katholiken. Aber wie beide Teile der Fluh ruhig nebeneinander liegen, so sind von jeher auf Steinhof die Katholiken und Protestanten ruhig nebeneinander gewesen.

Von einem Religionsstreit hat man auf Steinhof nie etwas gehört».

Von einem alten schönen Brauch, der aber jetzt nicht mehr bestehe, schreibt Direktor Widmer:

«Wenn die hochwürdigen Väter Kapuziner auf Steinhof Almosenfrucht sammelten und dann zum gleichen Zweck nach Winistorf und Gallishof gingen, führte sie der Brauch durch das protestantische Seeberg. Im ebenfalls protestantischen Gasthaus «zum Löwen» («Löli» im Volksmund) konnten sie gastlich zu Mittag essen oder eine der Fastenzeit entsprechende Erfrischung einnehmen. Nach der Uerte brauchten sie nicht zu fragen».

Direktor Widmer erzählt auch Beispiele gegenseitiger Hilfsbereitschaft über die Kantons- und Konfessionsgrenzen hinweg und schreibt zusammenfassend:

«Die Giftpflanze religiöser Gehässigkeit gedeiht überhaupt nur dort, wo gewissenlose und unchristliche Hetzer in Wort und Schrift sie pflegen».

4. DER STEINENBERG, SEIN WALD UND SEINE STEINE

a) Der Findlingsreichtum

Durch Regierungsratsbeschluss vom 5. Oktober 1951 sind 25 Findlinge im Steinenbergwald (Gemeinde Seeberg) als «Findlingsreservat Steinenberg» dauernd unter den Schutz des Staates gestellt worden. Der Beschluss,

den das überaus anerkennenswerte Verständnis der Grundeigentümer ermöglicht hat, ist abgedruckt im Jahrbuch des Oberaargaus 1965, in der verdienstvollen Arbeit «Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus» von Valentin Binggeli, Seite 46. Als Kommentar zum Plan auf Seite 31 folgt hier ein Verzeichnis der geschützten und mit numerierten Messingbolzen versehenen Blöcke:

| Nr. | Koordinaten LK = auf Landes- karte 1:25 000 verzeichnet | Grösste Ausdehnung in m | | | | Sicht barer Inhalt m ³ | Bemerkungen |
|-----|--|-------------------------|--------|------|-------|--|---------------------|
| | | Länge | Breite | Höhe | Dicke | | |
| 1 | 618267/220703 LK | 13,3 | 7 | 4,7 | | 200 | 1 unsichere Schale |
| 2 | 618258/220739 — | 4,5 | 4 | 2,7 | | 25 | Vermessungskreuz |
| 3 | 618171/220810 LK | 16 | 6,5 | 5,5 | | 200 | |
| 4 | 618104/220832 LK | 13 | 10 | | 3 | 175 | Im Steilhang |
| 5 | 618044/220796 LK | 6 | 5,5 | 3,5 | | 25 | steckend |
| 6 | 618074/220897 LK | 11 | 7 | | 2,2 | 60 | Im Steilhang stek- |
| 7 | 618061/220904 LK | 9 | 8 | | 2,5 | 100 | kende Platte |
| 9 | 618128/221021 LK | 7 | 4 | 1 | | 15 | Schalenstein |
| 10 | 618130/221067 LK | 9 | 5 | 2 | | 25 | 1 rauhe Schale |
| 11 | 618036/221092 LK | 7 | 3,5 | 2,8 | | 20 | |
| 12 | 618034/221135 — | 8 | 7 | 3 | | 35 | 3 parallel liegende |
| 13 | 618015/221138 — | 4,5 | 3,5 | 2 | | 12 | Stücke, gesprengt |
| 14 | 617989/221180 LK | 9 | 5 | 5,5 | | 85 | |
| 15 | 618006/221172 — | 9,5 | 5 | 3 | | 50 | |
| 16 | 618120/221161 — | 13 | 9,5 | 4 | | 150 | 1 Schale |
| 17 | 618230/221206 LK | 11 | 7,5 | 4 | | 70 | |
| 18 | 618306/221242 LK | 12 | 7 | 3 | | 60 | |
| 19 | 618291/221370 LK | 12 | 5 | 3,7 | | 75 | Schalenstein |
| 20 | 618356/221650 LK | 8,5 | 4,5 | 3,2 | | 35 | 2 unsichere Schalen |
| 21 | 618373/221640 LK | 10 | 3,7 | 3,2 | | 35 | 2 unsichere Schalen |
| 22 | 618417/221648 LK | 9,5 | 6 | 4,5 | | 40 | |
| 23 | 618517/221741 LK | 14,4 | 7 | 4 | | 60 | 2 sichere Schalen |
| 24 | 618638/221884 LK | 9 | 6,5 | 1,9 | | 20 | 2 sichere und 1 un- |
| 26 | 618526/222029 LK | 9,7 | 5 | 3,5 | | 35 | sichere Schale |
| 27 | 618465/222193 LK | 6,5 | 3,3 | 4 | | 40 | |
| — | 618100/221300 LK | 7,5 | 5,5 | 1,4 | | 15 | Schalenstein |

Diese 25 Blöcke stellen nicht den ganzen Findlingsreichtum des Steinenbergs dar. So wurden bei der Unterschutzstellung bewusst weggelassen die im offenen Lande liegenden Blöcke, nämlich jener weithin sichtbare am Fahrweg südöstlich des Hauses Obergaden mit ca. 25 m³ Inhalt (Maximalmasse 9/5,2/2,8 m; Koordinaten ca. 618240/220660), sodann die grosse Platte 3 m westlich vom Block Nr. 1 mit ca. 12 m³ Inhalt (Maximalmasse 6,5/4,5/2,4 m) und die auf der Landeskarte eingetragenen Blöcke bei Inner Hölzli, deren Inhalt auf 20, 15 und 8 m³ zu schätzen ist.

Aber auch im Walde sind zahlreiche grosse Findlinge nicht ins Verzeichnis der Naturdenkmäler aufgenommen worden. So fehlt der auf der Landeskarte eingetragene Schalenstein, den wir im Kapitel 5 näher beschreiben und der in der Tabelle den geschützten Findlingen beigelegt ist.

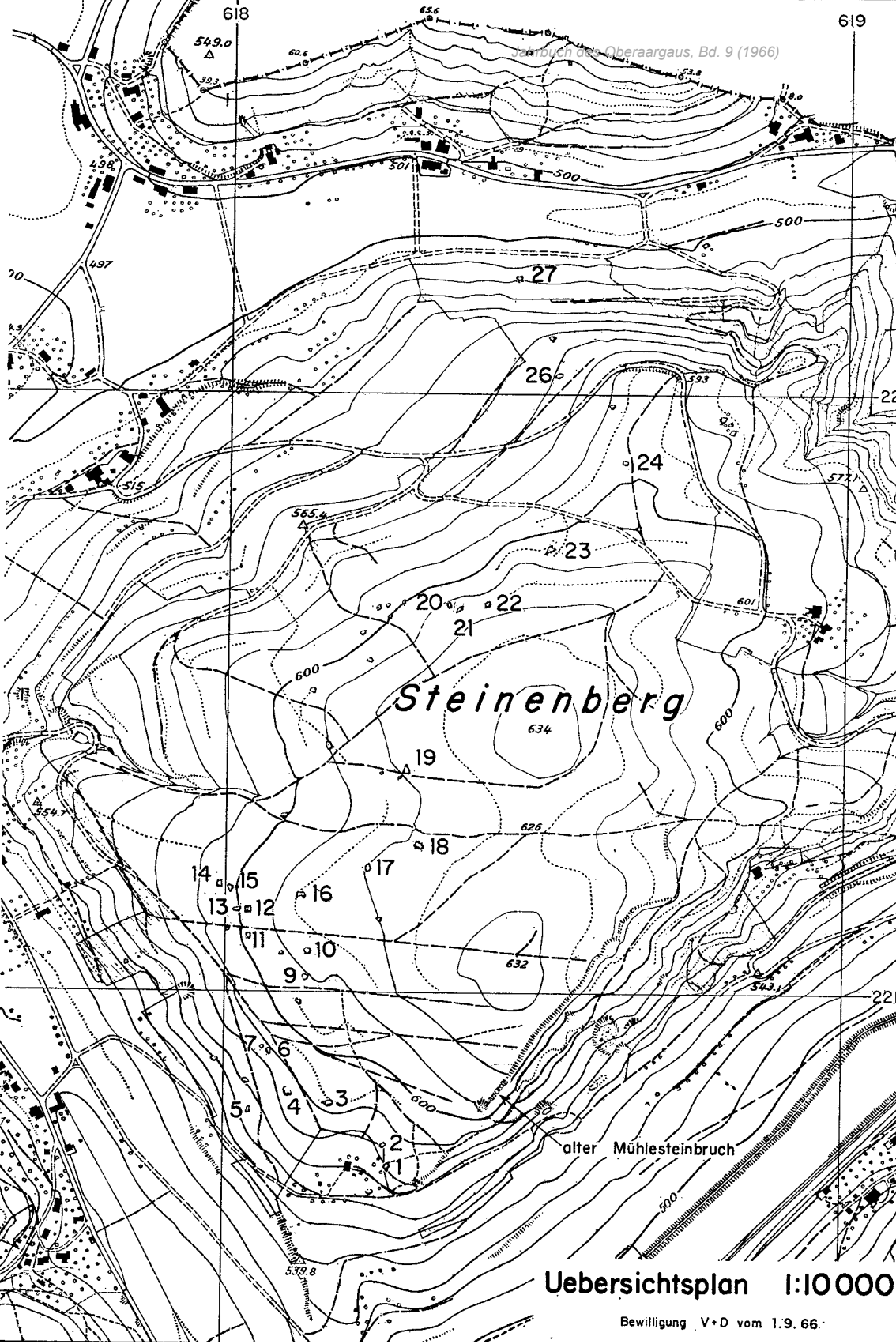
Auf der Landeskarte sind ferner eingetragen:

- ca. 50 m östl. Nr. 1: Block von 5/4/2,5 m mit ca. 15 m³ Inhalt
- ca. 40 m südl. Nr. 9: Block von 6/3,5/2,3 m mit ca. 15 m³ Inhalt
- ca. 60 m nordwestl. Nr. 24: Block von 4,3/2,5/1,8 m mit ca. 3,5 m³ Inhalt
- Als weitere beachtenswerte Blöcke, die weder auf der Landeskarte noch auf dem Verzeichnis der Naturdenkmäler enthalten sind, nennen wir:
- ca. 12 m westl. von Nr. 3: Block von 6/4/2 m mit ca. 15 m³ Inhalt
- ca. 30 m nordöstl. von Nr. 3: Block von 6/4,5/1,7 m mit ca. 15 m³ Inhalt
- ca. 4 m südwestl. Nr. 19: Block von 5,8/2,8/1,6 m mit ca. 4 m³ Inhalt
- ca. 30 m westl. Nr. 19: Block von 7/3/2,2 m mit ca. 10 m³ Inhalt
- ca. 150 m südwestl. Nr. 20: Block von 5/4,5/2,7 m mit ca. 15 m³ Inhalt
- ca. 10 m nördlich Nr. 20: Block von 4,5/3/3,5 m mit ca. 5 m³ Inhalt
- ca. 40 m nordöstl. Nr. 27: Block von 3,5/2,5/2,5 m mit ca. 5 m³ Inhalt

Valentin Binggeli hat im Sommer 1966 mit einer Seminarklasse auf dem Steinenberg eine Zählung durchgeführt mit folgendem erstaunlichem Ergebnis :

| | |
|--|-----|
| Kleine Blöcke von ca. ½ m ³ | 213 |
| Blöcke von ca. 1 m ³ | 130 |
| Blöcke zwischen 1 und 3 m ³ | 73 |
| Blöcke über 3 m ³ | 79 |
| Insgesamt | 495 |

Wahrlich, der Steinenberg verdient seinen Namen!



Steinenberg

Uebersichtsplan 1:10000

Bewilligung V+D vom 1.9.66

Es ist auffallend, wie wenig Beachtung dieser bedeutende Blockbestand vor der Unterschutzstellung gefunden hat. Isidor Bachmann hat ihn 1870 nur knapp erwähnt¹². Fritz Nussbaum gebührt das Verdienst, die Blöcke des Steinenbergs im Jahre 1911 erstmals beschrieben und z.T. abgebildet zu haben³⁰. Ein Bild vom Steinenberg erschien 1948 im Berner Heimatbuch «Findlinge»³¹, und dessen Verfasser haben sich dann auch für die Sicherstellung der grössten Blöcke eingesetzt — wobei einzig zu bedauern ist, dass nicht der gesamte Findlingsbestand erfasst werden konnte, was eigentlich erst den Namen «Findlingsreservat» gerechtfertigt hätte.

Der vorhandene reiche Bestand darf nun nicht darüber wegtäuschen, dass auch auf dem Steinenberg eine *Ausbeutung der Findlinge* stattgefunden hat. Der früheste uns bekannte Hinweis findet sich in einer Vereinbarung vom 31. März 1666³² — im Anschluss an die in Abschnitt c hiernach dargestellte Regelung wegen des Mühlesteinbruchs auf dem Steinenberg. Im Gegensatz zu den Mühlsteinen aus Muschelsandstein war das Gewinnen harter Steine (Findlinge) auf dem Steinenberg von jeder Abgabe frei:

«Wan aber ein Statt oder Burgerschaft (von Burgdorf) etwan alda hertes gstein zebrechen begerte, zu pfolmenten, pflyeren oder anderen dingen, mögendt sy es wol thun».

Man hätte über die Verwertung des «herten gstein» sicher keine besondere Vereinbarung getroffen, wenn dieses nicht eben zu Fundamenten und Pfeilern genutzt worden wäre.

Eine deutliche Sprache reden die Sprengspuren, die man an zahlreichen Findlingen feststellt, und bei der östlich von Ober-Grasswil liegenden Blockgruppe ist die erfolgte Findlingsverwertung besonders augenfällig: Die Nr. 12 erweist sich mit ihren drei parallel liegenden Teilstücken, die viele Bohrlöcher aufweisen, als typisches Abbauprodukt, und nördlich der Nr. 15 liegen zahlreiche losgesprengte Stücke, wovon zwei quaderförmige längs der Kante eine Absatzrinne erkennen lassen, die von der Bearbeitung herrührt.

Diese Verwertung und Beseitigung von Blöcken ist nun bei der Frage nach der Gesteinsart der erhalten gebliebenen Findlinge zu berücksichtigen. Liest man nach, was über diese anlässlich der Unterschutzstellung geschrieben wurde,^{33a} so könnte man an einige Mannigfaltigkeit glauben: «Sie stammen alle aus dem Wallis und bestehen aus Hornblendegranit oder Arkesine, Hornblende-Schiefer, Chloritschiefer oder Arollagneis». Eine im Sommer 1966 durchgeführte Besichtigung aller geschützten Blöcke und die anschlies-

send vorgenommene mikroskopische Untersuchung von Dünnschliffen durch Prof. Dr. Th. Hügi in Bern hat jedoch ergeben, dass die grossen Findlinge des Steinenbergs wie die des Steinhofs alle gleichartig sind. Jedoch lassen sich jeweilen am selben Block verschiedene Gesteinsarten erkennen:

«Alle 26 untersuchten grossen Findlinge bestehen aus einem grünlichen Hornblendegranit, der in ein und demselben Block in scharfer, aber unregelmässig verlaufender Grenzfläche gegen einen helleren Gneis grenzt. Der Hornblendegranit ist bald mehr grob-mittelkörnig, bald mehr feinkörnig oder stark verschiefert. Die schwärzlich-grünen Hornblendestengel messen mehrere mm oder auch weniger. Bei den stark verschieferten Partien handelt es sich um chloritische Schiefer. Die hellen Gneise zeigen einen grünlichen Glimmer und fallen durch ihre verschiedene Körnigkeit (wechselnd grob-feinkörnig) und ihre wechselnde Schieferigkeit auf».

Aus diesem Befund erklärt sich die erwähnte verschiedene Gesteinsbezeichnung der Blöcke; denn je nach der Stelle des (grossen!) Findlings, an der ein Probestück gewonnen wurde, ergab sich eine andere Benennung, während die Untersuchung an Ort und Stelle zeigte, dass der gleiche Block verschiedenartige Bildungen aufweist, was z.B. bei Nr. 1 besonders gut zu sehen ist. Man wird das Gestein unserer Findlinge am treffendsten als Hornblende-Granit bezeichnen, der aber oft verschiefert oder gneisartig erscheint.

Ueber die Herkunft sagt Prof. Hügi, dass sowohl die mehr oder weniger verschieferten Hornblendegranite (früher Arkesin genannt) wie die hellen Gneise (sogenannte Arollagneise), die neben Quarz und Feldspäten einen charakteristischen grünen Glimmer enthalten, in verschiedener Ausbildung vorkommen im Dent Blanche-Kristallin des südlichen Wallis^{33b}.

Angesichts der Gleichartigkeit der erhalten gebliebenen Findlinge auf dem Steinenberg muss man sich fragen, wie weit diese eine Folge der Auslese bei der früheren Verwertung ist. Es besteht die Möglichkeit, dass andere Findlinge, die nicht so geschiefert sind wie die vorhandenen, bevorzugt und weggeschafft wurden. Dass Granite (zu Werkstücken) und Kalkfindlinge (zur Mörtelbereitung in den Kalköfen) weitgehend verschwunden sind, ist allgemein anzunehmen. Für den Steinenberg fehlen uns nähere urkundliche Belege, und wir gehen kaum fehl, wenn wir die grösste Ausbeutung in gleiche Linie stellen wie jene auf dem Steinhof (Seite 18 hievor).

Dafür dürfen wir beim Steinenberg auf etwas Besonderes hinweisen, das auf Steinhof zu fehlen scheint: Die Verwertung der Findlinge stellt nämlich nicht die einzige Steingewinnung dar, weil man auf dem Steinenberg ausser



Steinenberg, Findling Nr. 14 aus Osten; vorne links Block Nr. 15 und verschiedene Bruchstücke.

Federzeichnung von Willy Flückiger

dem «Mühlestein» ausgebeutet hat. Sichere Kunde besitzen wir darüber, weil es im Jahre 1665 wegen der Ausbeutungsrechte für einen «neu entdeckten Mühlesteinbruch im Steiniberg» zu einer Auseinandersetzung zwischen der bernischen Obrigkeit und der Stadt Burgdorf gekommen ist. Es ist einer jener vielen Fälle, wo wir heute von einer bestimmten Sache keine Kenntnis besässen, wenn sie nicht zu einem Streit geführt hätte! Warum aber die Stadt Burgdorf daran beteiligt war, wird im nächsten Abschnitt erläutert.

b) Aus der Besitzesgeschichte des Waldes

Der Steinenberg-Wald weist eine ungemein starke Parzellierung auf. Er ist — wie Planausschnitt nach Seite 36 zeigt — in Riemen aufgeteilt, deren schmäleste nicht einmal 10 m breit aber dafür beinahe 1 km lang sind. Auffallend ist, wie diese Riemenparzellen zwei grosse Komplexe mit verschie-

dener Richtung bilden, wobei sich diese Zweiteilung nicht aus der Bodengestaltung ergibt. — Wenn wir im Kapitel 3 die politischen Grenzen als sichtbar gebliebene Geschichte bezeichnet haben, so gilt dies auch für Grundstücksgrenzen, und es ist auf dem Steinenberg von besonderem Interesse, dieser «kleinen» Geschichte nachzugehen.

Der Steinenberg-Wald gehört heute vorwiegend den Bauern von Grasswil — aber nicht seit grauer Vorzeit, sondern praktisch erst seit 1770, und erst mit dem Loskauf des darauf lastenden Bodenzinses haben sie im Jahre 1839 die letzte Bindung an den einstigen Besitzer gelöst: die Stadt Burgdorf.

Die «gnädigen Herren» von Burgdorf

Burgdorf hat unter allen Städten des alten bernischen Gebiets eine besondere Stellung eingenommen. Im Zeitraum 1394—1435 hat die Stadt Burgdorf einen ansehnlichen Besitz von Twingherrschaften erworben³⁴, aus dem zwei Vogteien gebildet wurden:

die *Vogtei Lotzwil*, bestehend aus den 2 Gerichten Lotzwil (mit Gutenberg, Rütschelen und Kleindietwil) und Thörigen (mit Bettenhausen);

die *Vogtei Grasswil*, bestehend aus den 3 Gerichten Grasswil (mit Seeberg und Riedtwil), Ober- und Nieder-Oesch (mit Rumendingen und Bickigen) und Heimiswil.

Die Erwerbung von Grasswil durch die Stadt Burgdorf erfolgte im Jahre 1395. Bis 1370 hatte Grasswil den Kiburgern gehört. Am 23. April 1370³⁵ verkauften die Gräfin Anastasia und ihr Sohn, Graf Hartmann von Kiburg, um 400 Gulden das Dorf Grasswil mit Leuten, Gütern, Wäldern und allen Rechten dem Solothurner Hans Junker. Vom Bernburger Enz Matter, dem Schwiegersohn Junkers, konnte dann am 30. April 1395 die Stadt Burgdorf diesen Besitz um den gleichen Preis an sich ziehen³⁶. Nachdem die Stadt 1401 noch die lehenherrlichen Rechte des Hauses Kiburg erworben hatte³⁷, gehörte Grasswil unbestritten der Stadt Burgdorf und blieb es, bis im Jahre 1798 alle Feudalrechte dahinfielen.

Zu den im Kaufbrief von 1395 erwähnten Wäldern gehörte der «Steiniberg». Die Stadt Burgdorf wird sich um ihn nicht stark bekümmert haben; denn einmal galt der Wald damals noch allgemein als freie Gabe Gottes und war Holz im Ueberfluss vorhanden, und dann standen ihr die 1401 erworbenen Wälder rings um die Stadt zur Verfügung (deren Besitzes sich die Burgergemeinde noch heute erfreut). Die Grasswilbauern betrachteten denn auch den Steiniberg keineswegs als unantastbar: Sie begnügten sich

nicht damit, ihn als Holzlieferant zu nutzen, sondern rückten ihm mit der Reutaxt zu Leibe. Das rief nun doch die Stadt Burgdorf auf den Plan, und im Jahre 1540 wurde mit der Gemeinde Niedergrasswil und der Gemeinde Obergrasswil eine Regelung getroffen, über die wir gut orientiert sind, weil die beiden Lehenbriefe im Grasswil-Urbar von 1626 eingetragen sind³⁸.

Die Lehenbriefe von 1540

Beide Briefe sind zum grössten Teil gleichlautend und besagen, was die beiden Gemeinden empfangen haben «von den frommen, fürnemmen, wysen Herren Burgermeister und Raht der Statt Burgkdorff, unseren gnedigen lieben Herren»: Es wird festgestellt und hingenommen, dass beide Gemeinden vom Steinibergwald gewisse Stücke gereutet, eingeschlagen, zu Acker- oder Mattland gemacht und zu ihren Gütern gelegt haben. Dafür und für das «achram» (die Eichelweide der Schweine im Wald) verpflichteten sie sich zu einem jährlichen ewigen Zins.

Bei den *Obergrasswilern* belief sich dieser auf 10 Viertel Dinkel (= 80 Mäss = 1120 Liter) «nämlich für die Acker- und Mattstücke, so wir von Irem Wald genampt der Steiniberg ingeschlagen, geschwändet, gerütet und also in Nutz und zu unseren Güteren geleit hand.»

Die *Niedergrasswiler* hatten ebenfalls 10 Viertel Dinkel zu entrichten «nämlich für die Acker- und Mattstücke, so wir von Irem Wald genempt der Steiniberg, bysenhalb des Wald genempt die Winterhalden, ingeschlagen und gerütet, ouch also in Nutz und zu unsern Güteren geleit hand.»

Ausserdem hatten die Niedergrasswiler noch im Steinibergwald eine Weide geschwendet und geräumt: «genempt zu Golyssbrunnen» (Urbarabschrift: «Gallisbrunnen» oder «Golissbrunnen»)³⁹, welche ihnen gleicherweise als Erblehen verliehen wurde gegen einen jährlichen Zins von 5 Pfund Pfennigen (was heute einem Geldwert von über 300 Fr. entsprechen dürfte).

Beide Gemeinden verpflichteten sich, im Steinibergwald, wie er jetzt eingeschlagen und eingezäunt sei, nichts weiter zu fällen oder zu reuten, sondern den Wald zu genannter Stadt handen wachsen zu lassen; sie sollten darin kein gutes Holz, das zu Bauhölzern tauglich sei, ohne Gunst und Willen des von Burgdorf geordneten Vogts fällen; jedoch durften sie in Ziemlichkeit das von ihnen benötigte Brennholz und die «Züni» (Zaunholz) hauen.

Wir haben diese Lehenbriefe schon deshalb etwas eingehender wiedergegeben, weil ihr Inhalt in der bisherigen Literatur ungenau dargestellt worden ist: J. R. Aeschlimann schrieb⁴⁰, die Stadt habe im Jahre 1545 den Steiniberg den Ober- und Niedergrasswilern um 10 Viertel Korn jährlichen Zins überlassen, mit Vorbehalt des Acherums- und Holzschlag-Rechts. Ochsenbein übernahm dies wörtlich in seiner unter Anmerkung 34 erwähnten Arbeit (Seite 221). — Abgesehen von dieser Berichtigung erweist sich aber die genaue Kenntnis dieser Lehenbriefe als wichtig für die Besitzesgeschichte des Steinibergs, und die damals getroffene Regelung der Holzrechte lässt es begreiflich erscheinen, dass sie später wieder zu Meinungsverschiedenheiten führte.

Burgdorf tritt 1770 die Nutzungsrechte ab

Zunächst freilich wird sich die Stadt Burgdorf damit begnügt haben, dass Jahr um Jahr die Bodenzinse abgeliefert wurden — was seit 1709 durch vier sogenannte Träger jeder Gemeinde erfolgte und nicht mehr von jedem Grundeigentümer «à parté». Das Holzrecht im entlegenen Steiniberg scheint die Stadt nicht genutzt zu haben, weil sie es nicht nötig hatte — wie sie in der hier zu besprechenden Abtretungsurkunde von 1770 feststellte —, da sie «mit anderwärtigen Ihra viel bequemer gelegenen Waldungen versehen ist.» Erst durch den «fast durchgehends eingerissenen allgemeinen Holtz Mangel» sei dann die Stadt veranlasst worden, ihr Recht im Steiniberg wieder geltend zu machen und sie habe daher «vor etwas Zeit einiches Holtz daselbstsen fällen und rüsten lassen.» Hiergegen hätten sich aber die Grasswiler widersetzt, bei denen dieses Recht «mitlerweilen in vergess gerahten»⁴¹.

Es entspann sich nun durch das ganze Jahr 1769 ein zäher Handel, den wir darstellen nach den Eintragungen im Burgdorf er Ratsmanual⁴² (entsprechende Aufzeichnungen in Grasswil scheinen nicht vorhanden).

Im Januar 1769 reichten die Ausgeschossenen der Gemeinden Ober- und Niedergrasswil eine schriftliche Protestation ein wegen des seitens der Stadt Burgdorf im Steiniberg vorgenommenen Holzhauens. Die beiden Gemeinden bekundeten von Anfang an ihre Bereitschaft zu einem freundlichen Vergleich und erklärten sich willens, der Stadt «für ihr praetendierendes Holzhauwrecht» die Summe von 2500 Pfund zu bezahlen (in heutigem Geldwert über 30 000 Fr.). Man wurde jedoch nicht einig, und auf Begehren der beiden Gemeinden ernannte der bernische Rat am 13. Juni 1769 einen

Richter in der Person des Landvogts von Wangen⁴³. Die Grasswiler bestellten Fürsprecher Bay zu ihrem Anwalt, dem der Rat von Burgdorf am 16. September 1769 unter Vorbehalt des Gegenrechts Einsicht in die städtischen Titel und Urbare gewährte. Die Prozessaussichten müssen jedoch zweifelhaft erschienen sein, denn am 24. November 1769 kamen je zwei Abgeordnete aus Grasswil nach Burgdorf und gaben den Wunsch bekannt nach einer freundlichen Uebereinkunft, damit sie nicht genötigt würden, «gegen die Stadt, als ihrer Herrschaft, einen verdriesslichen und weit aussehenden Process anzuheben.» Sie erneuerten ihr Angebot, der Stadt eine Auskaufssumme von 2500 Pfund zu bezahlen und den Bodenzins ungeschmälert weiter zu entrichten.

Die Stadt gab ihrerseits einem Vergleich den Vorzug vor einem kostspieligen und «einem ohngewissen Ausgang unterworfenen Process.» Sie trat auf Verhandlungen ein, wobei folgende Möglichkeiten erwogen werden sollten:

Entweder eine Ausscheidung zu treffen, damit ein Teil des Waldes zu ausschliesslicher Verfügung der Stadt stehe;

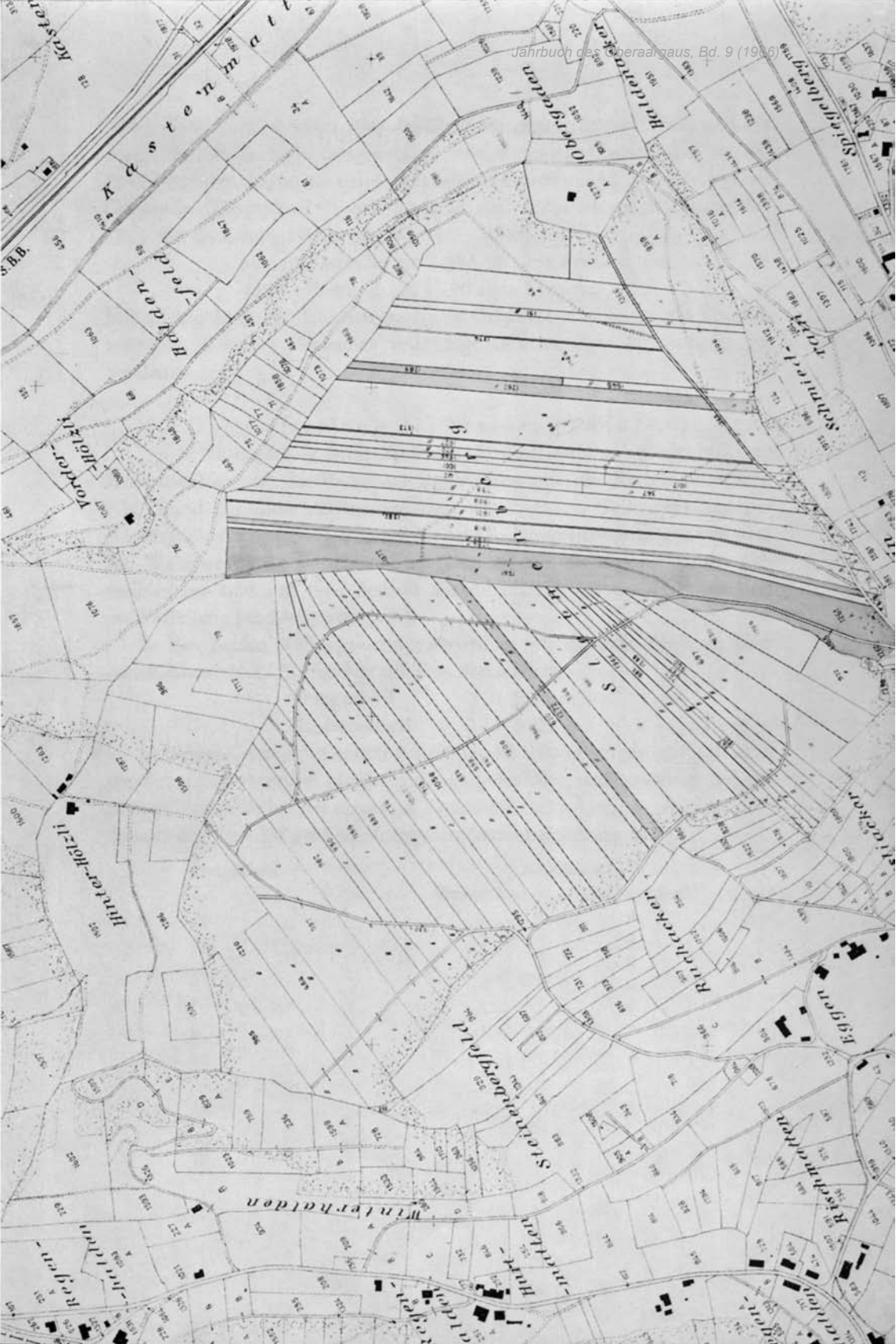
oder zu versuchen, dass die Grasswiler ihre Rechte verkauften, damit der Wald ganz der Stadt gehöre;

«sonsten aber einen freundlichen Auskauf entweder um eine bestimmte Summ Gelts oder um eine Vermehrung des Bodenzinses zu projectieren».

Obschon wegen des in den stadtnahen Waldungen immer grössern Holz mangels die Burgdorfer einem Waldbesitz den Vorzug gegeben hätten, kam nur ein Auskauf seitens der Grasswiler in Frage, wobei den städtischen Ausgeschossenen aber aufgetragen wurde, «wenigstens die Summ von 3500 Pfund herauszubringen.» Widerwillig erklärten sich die Grasswiler mit dieser Summe einverstanden — nachdem sie es im Januar 1770 noch mit 3400 Pfund versucht hatten — und am 24. März 1770 konnte die «Concession und Abtretung» vorläufig genehmigt werden, endgültig erst am 2. Mai 1771, nachdem «das bare Gelt hiesiger Stadt vollkommen ausbezahlt worden.»⁴⁴

An die 3500 Pfund hatten beigetragen die von Obergrasswil 1550 Pfund (was einem heutigen Geldwert von gegen 20 000 Fr. entsprechen dürfte); die von Niedergrasswil 1950 Pfund (heute etwa 25 000 Fr.)

Damit waren ausdrücklich nur die Holz- und Acherumsrechte abgetreten, alle andern lehen- und tvingherrlichen Rechte der Stadt aber vorbehalten worden. Die Grasswiler hatten somit für die Nutzung im Steinenberg



nun völlig freie Hand, blieben aber der Stadt Burgdorf für den Wald und die gereuteten Stücke bodenzinspflichtig. Von diesem Bodenzins, den sie seit 1540 bezahlten, haben sie sich losgekauft, und zwar am 31. Januar 1839 die Gemeinde Obergrasswil⁴⁵ mit 1345.60 alten Fr. und am 30. November 1839 die Gemeinde Niedergrasswil⁴⁶

für das Getreide mit 1336.50 alten Franken und

für die Pfennige mit 93.70 alten Franken.

Mit diesem Loskauf, der nach heutigem Geldwert je etwa 50 000 Franken ausmacht, sind die Grasswiler vollgültige Besitzer ihres Steinenbergs geworden.

Die Aufteilung des Waldes (1840/45)

Der verhältnismässig frühe Bodenzins-Loskauf steht in offensichtlichem Zusammenhang mit der Verteilung des Waldes unter die Rechtsamebesitzer. Als Grund für diese Aufteilung lesen wir z.B. im Teilungsvertrag der Niedergrasswiler, «dass die Besitzer der acht Rechtsamen wahrgenommen, dass die Waldungen von Einzelnen besser besorgt werden als von ganzen Gemeinden» und dass man deshalb die Aufhebung der Gemeinschaft und die Verteilung beschlossen habe.⁴⁷

In den beiden Teilungsverträgen erhalten wir erstmals Angaben über den Flächeninhalt. Es besaßen auf dem Steinenberg

| | |
|----------------|---------------|
| Obergrasswil | 110 Jucharten |
| Niedergrasswil | 144 Jucharten |

In beiden Gemeinden waren 8 Rechtsamen teilungsberechtigt⁴⁸, und es wurden daher vorerst 8 gleiche Teile ausgeschieden und ausgelost und danach jedem Teilhaber der einzelnen Rechtsamen sein Anteil zugemessen. Die Anzahl der Anteiler geht aus folgender Zusammenstellung hervor:

| Rechtsamen | Anteilhaber | |
|------------|--------------|----------------|
| | Obergrasswil | Niedergrasswil |
| I | 1 | 4 |
| II | 7 | 4 |
| III | 5 | 2 |
| IV | 4 | 5 |
| V | 1 | 6 |
| VI | 3 | 7 |
| VII | 5 | 2 |
| VIII | 2 | 2 |
| | <hr/> | <hr/> |
| | 28 | 32 |

Die Verteilung des Obergrasswil-Steinenbergs trat am 3. Juni 1840 in Rechtskraft, nachdem am 19. Juni 1839 der Regierungsrat die Genehmigung erteilt hatte. — Die Niedergrasswiler haben gleichfalls im Jahre 1839 ihr Verteilungsvorhaben aufgelegt; doch musste zuerst eine Einsprache der Nichtrechtsamebesitzer erledigt werden. Der Regierungsrat konnte erst im Herbst 1845 die Erlaubnis geben, und am 6. Dezember 1845 ist die Teilung rechtsgültig geworden.

Heute zählt der ganze Steinenbergwald samt Winterhalde 136 Parzellen, die 51 verschiedenen Besitzern gehören! Auf dem Plan nach Seite 36 haben wir die 7 Parzellen des grössten Waldbesitzers getönt. Vom forstwirtschaftlichen Standpunkt aus erscheint eine solche Zerstückelung und Verzettelung des Waldbesitzes, die zur Hauptsache auf die Verteilung von 1839/45 zurückgeht, ungünstig. Die staatlichen Forstinstanzen haben sich daher bemüht, bei der seit 1956 in Gang befindlichen Gesamtmelioration Seeberg—Hermiswil in die Güterzusammenlegung auch die Waldzusammenlegung einzubeziehen. Sie drangen mit dieser Forderung nicht durch — die Waldzusammenlegung bleibt als Zukunftsaufgabe bestehen.

c) Der Mühlesteinbruch am Steinenberg

Die Frage, warum die Stadt Burgdorf im Jahre 1665 an der Mülsteinausbeutung «im Steini» beteiligt war, ist im vorangehenden Abschnitt beantwortet worden. Dass sich auch die bernische Regierung damit befasste, ist eine Folge der Oberherrlichkeit, die Bern auch in den burgdorfschen Herrschaften besass — und ein Beispiel dafür, wie genau der Landvogt von Wangen darüber zu wachen hatte, dass diese Hoheitsrechte gewahrt blieben. Zu diesen gehörte nun auch das Regalrecht über die Steingruben. Als darum Peter Jost zu Breitenegg am Steinenberg «by Rietwyl genant die Halten» eine Ausbeutung von «Mülstein» beabsichtigte, berichtete der Landvogt von Wangen unverzüglich nach Bern. Die Vennerkammer — der heutigen Staatswirtschaftskommission vergleichbar — ermächtigte ihn am 16. November 1665,⁴⁹ dem Peter Jost und seinen Erben eine Bewilligung zu erteilen und gleichzeitig mit der Stadt Burgdorf einen Vergleich zu treffen wegen ihrer Rechtsansprüche; doch dürften sich diese keinesfalls auf das Regalrecht stützen — «wylen solches allein der hohen Oberkeit zuständig» —, sondern einzig auf die Lehenrechte, weil durch den neuen Bruch etwelcher Schaden entstehen könnte.

In diesem Sinne auferlegte Landvogt Samuel Bondeli am 23. Dezember 1665⁵⁰ dem Peter Jost die Bedingung, von jedem gewonnenen Mühlstein dem jeweiligen Amtmann in Wangen zu Händen der bernischen Obrigkeit 18 Batzen zu bezahlen (nach heutigem Geldwert gegen 40 Franken), während er den Herren von Burgdorf 1 Pfund Pfennige (= 7½ Batzen = heute etwa 15 Fr.) zu entrichten hatte — letzteres ausdrücklich zum Ersatz des bei der Steinabfuhr entstehenden Schadens «und sonst von keines andern rechtens wegen.» Ferner wurde Burgdorf zugebilligt, für ihre beiden Mühlen in der Stadt auch «von diser Mülsteinfluh» Steine hauen zu lassen, wobei sie aber gleicherweise dem Schloss Wangen 18 Batzen von jedem Stück zu bezahlen hätten. Einzig das Brechen der Findlinge war den Burgdorfern — wie auf Seite 32 schon erwähnt — freigestellt.

In den Rechnungen des Landvogt von Wangen konnten wir von 1666 bis 1692 keine Einnahmen von diesem Mühlesteinbruch finden⁵¹. Doch in den Amtsrechnungen des Grasswil-Vogts (Burgerarchiv Burgdorf) vom Oktober 1665 bis Oktober 1666 steht zu lesen:

«Item von Peter Jost zu Breitenegg von 16 vom Steiniberg har gebrochenen Mülsteinen 1 Pfund von jedem, zusammen empfangen: 16 Pfund».

Bereits in der nächsten Rechnung sind jedoch nur noch 4 Pfund vereinahmt, in der Rechnung 1667/68 nochmals 4 Pfund — und nachher findet sich nichts mehr eingetragen.

Die Hoffnung Josts, die Mühlesteinausbeutung am Steinenberg werde ihm und der Obrigkeit gleicherweise zum Vorteil gereichen, hat sich also nicht erfüllt, und die Steinenberg-Mühlsteine sind daher auch nie zu Ruhm gelangt wie etwa jene von Ramsern und Schnottwil im Bucheggberg oder jene von Brüttelen. Wir haben auch nicht wegen der Mühlsteine auf diesen vergessenen Steinbruch hingewiesen, sondern um an einem eindrücklichen Beispiel darzulegen, dass die Erhebungen des Steinenbergs und des Steinhofs trotz ihres Findlingsreichtums nicht etwa als Moränenhügel betrachtet werden dürfen. Es sind vielmehr Molassehügel, die lange vor der Eiszeit bestanden haben, und die dann freilich von den Gletschern mit einer Moränenschicht überlagert und durch die Schmelzwasserströme noch deutlicher herausmodelliert worden sind.

Ein Gang zu diesem einstigen Steinbruch lohnt sich auch deshalb, weil man dort guten Aufschluss über die Dicke der Moränenkappe erhält, die dem Molassehügel aufgesetzt ist. Folgt man von Obergaden aus dem Waldweg längs des Steilhangs von «Halten», so fällt einmal bald einmal auf, dass

hier Veränderungen der natürlichen Bodengestaltung stattgefunden haben. Man stellt Grubenböschungen und haufenförmige Erhebungen fest. Hält man näher Umschau, so erkennt man vereinzelt Blöcke von Muschelsandstein, und hoch oben am Steilhang erblickt man ein Felsband. Steigt man zu diesem empor, so erhält man einwandfreie Gewissheit, dass man sich hier im Gebiet des einstigen Mühlesteinbruchs befindet und die untenliegenden Anhäufungen dessen Abraum sind; denn im nordöstlichsten Teil des 60 m langen Fluhbandes sieht man in der gegen 5 m hohen Abbruchwand drei senkrechte Bohr-Halbzyylinder (siehe Bild nach Seite 48). Gegen Südwesten zu ist das Fluhband weniger hoch, bemerkenswert jedoch durch die deutliche Schichtung (ca. 18° südwestwärts fallend).

Die Steinbruchstelle — Koordinaten 618450/220840 —, die sich in ca. 610 m Meereshöhe befindet, stellt nicht den höchstgelegenen Molasseaufschluss am Steinenberg dar. Gut 150 m weiter nordöstlich ist der Sandstein etwa 5 m unterhalb der Kante, die Hügelfläche und Steilhang bilden, sichtbar — also in knapp 620 m ü. M. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die durchschnittliche Moränenüberdeckung mit etwa 10 m annimmt. — Die Abbruchwand mit den Bohrspuren wird eine der «drei Flüh» sein, die der erwähnte Peter Jost vor 300 Jahren entdeckte — «da ab der einten ein Stuck Stein gefallen, welches er zu einem Mülstein uffrüstet und probieren lassen, auch gutbefunden habe.»⁵² Seine Hoffnung, dass auch «die übrigen Flöhe dienstlich darzu sein werden», ist — wie wir wissen — nicht in Erfüllung gegangen.

Zum Abschluss dieses Kapitels sei noch dargelegt, wie man sich die Entstehung der Muschelsandsteinschichten zu erklären hat und warum diese zur Herstellung von Mühlesteinen bevorzugt wurden. Wie der Name sagt, enthalten diese Schichten viel Muschelmaterial, das aber nicht aus ganzen Exemplaren, sondern aus zertrümmerten und zerriebenen Schalenresten besteht. (Sehr schön ist das an einem $\frac{3}{4}$ m³ messenden Bruchstück zu sehen, das am Waldrand neben der neuen Güterstrasse liegt — senkrecht über dem a von «Halten»). Solche Schichten sind als einstige Strandzonen zu betrachten, in denen das Muschelmaterial abgelagert wurde. So wie heute sich an den Küsten ein dunkler Saum von Strandgrus ansammelt, in dem nur das Widerstandsfähigere erhalten bleibt, so war es auch in den Strandzonen des Molassemeers.

Das im Sandstein oder in der Nagelfluh eingelagerte Zerreibsel von Muschelschalen bewirkt, dass der Muschelsandstein oder die Muschel-

nagelfluh heute das härteste Molassegestein darstellen, und häufig verursachen solche Bänder in den Bachgräben kleine Wasserfälle.⁵³ Es ist einleuchtend, dass dieser härteste einheimische Haustein — von den zugewanderten und meist nur allzu harten Findlingen abgesehen — kräftig ausgebeutet worden ist zu Bau- und Marchstein. Dass er für Mühlsteine bevorzugte Verwendung fand, wird schon durch die Ortsnamen «Mülistein» (nordöstlich des Bantiger) und die zahlreichen «Muhlern» erwiesen. Das harte und poröse Material eignet sich zum Mahlen besonders gut, weil solcher Mühlstein durch die Reibung nicht glatt und somit untauglich wird. Vielmehr bilden die Muschelschalen stets neue Schneiden, die das Korn vorerst anritzen und dann zerreiben. Natürlich kam es auf die geeignete Zusammensetzung von Sand, Steinen und Muschelresten an, ob eine Muschelsandsteinschicht gute Mühlsteine ergab. Am Steinenberg scheint diese Zusammensetzung nicht so günstig gewesen zu sein, oder es waren die guten Schichten beschränkt, und daher ist hier der Name «Halten» keinem «Muhleren» oder «Mülistein» gewichen.

5. KULTSTEINE — SCHALENSTEINE?

a) Vom alten Steinkult

Von der «grossen Fluh» auf dem Steinhof liess im Jahre 1850 der überaus kenntnisreiche Albert Jahn folgenden Bericht erscheinen⁵⁴):

«Spuren heidnisch-alterthümlicher Gottesverehrung hat man im Jahre 1846 auf dem kolossalen erratischen Blocke aufgefunden ... Auf der nordöstlichen Oberfläche wurden bei Untersuchung einer Humusschicht von 1½ Quadratfuss im Umfang und ½ — 1 Fuss Mächtigkeit folgende Alterthumsreste aufgefunden: erstens vielfache Reste römisch-keltischer Töpferwaare, unter welchen aber rohere, mehr keltisirende vorherrschten; zweitens eine Masse von Thierknochen; drittens allerlei Steinbild-Schnitzwerk; viertens endlich etwas von beschlägeartiger antiker Eisenarbeit. Die ganze Erdschicht, in welcher diese Gegenstände lagen, war voll Kohlen und Asche, und es unterliegt keinem Zweifel, dass dieselben von Vorgängen heidnischer Opfer herrührten, die in der römisch-helvetischen Zeit auf dem Blocke dargebracht worden waren, sei es, dass der aussichtsreiche Stein nur als Unterlage und als natürlicher Altar etwa für sonnendienerische Opfer diente ..., sei es, dass der Stein selbst verehrt wurde, indem der altkeltische

Steinkult, welcher auch unter den Römer-Kelten fort dauerte, an den kolosalen Block umso eher sich anknüpfte, da jener Kult den ein so wunderbares Phänomen darbietenden und, wie es scheinen mochte, vom Himmel gefallenen Findlingssteinen eine besondere Verehrung schon im Allgemeinen zollte».

Die Fragen, die Jahn aufwirft über die kultische Bedeutung der «grossen Fluh» sind auch heute nicht zu beantworten. Unzweifelhaft ist aber, dass es einen Steinkult gab, der sich in der christlichen Zeit lange zu behaupten vermochte. Nicht grundlos eiferte Kirchenvater Hieronymus (331—420) «gegen diejenigen, welche den Schöpfer nicht kennen und Steine anbeten», und zahlreiche Konzilsbeschlüsse beweisen, wie zäh der kirchliche Kampf war gegen die Steinverehrung.

Da bei den grossen Blöcken eine Zerstörung oder Beseitigung nicht möglich war, suchte die Kirche auf unterschiedliche Weise der heidnischen Verehrung zu begegnen. Einmal wurden alte Kultsteine in christliche Gebräuche eingegliedert, indem man sie in Prozessionen einbezog, mit einem Kreuz versah oder sie gar zum Bestandteil von Kapellen und Kirchen machte. Die Namen Vaterunserstein, Engelstein, Osterstein und Bättstein deuten auf solche Christianisierung hin. Oder aber versuchte man, diese einst verehrten Steine in Verruf zu bringen, wovon die Namen Teufelsbürde, Hexenstein und Heidenstein zeugen.

Auf dem Steinhof scheint weder eine Christianisierung noch eine Diffamierung erfolgt zu sein. Der Name «grosse Fluh» ist durchaus sachlich, und auch beim Namen «Kilchliflüeli» steckt nichts Kultisches dahinter: Der Block liegt auf dem «Kilchlifeld» und ist nach diesem Flurnamen benannt worden. Da das Kirchlein erst im Jahre 1774 erbaut wurde, ist dieser Name auch verhältnismässig jung.

Diese sachlichen Namen schliessen indessen nicht aus, dass die beiden Blöcke dem Volke etwas Besonderes bedeutet haben. So weiss L. Rütimyer⁵⁵ zu berichten, nach der Legende stammten die kleinen Kinder aus der durchgehenden Spalte der «grossen Fluh». Heute weiss man auf dem Steinhof nichts mehr davon, und dem Namen «Kindlistein», den so zahlreiche Findlinge tragen, sind wir hier nie begegnet. (Dass die durchgehende Spalte als Sinnbild der Glaubensspaltung aufgefasst wird, haben wir auf Seite 28 bereits erwähnt).

Während sich die «grosse Fluh» als grossartiger Altar denken lässt, ist das «Kilchliflüeli» als Gleitstein trefflich geeignet: Seine nach Westen ge-

neigte grösste Fläche zeigt eine deutlich geschliffene Gleitbahn, und manche Mutter in der Gegend wüsste ein Liedlein zu singen von durchgerutschten Hosenböden!

In der Fachliteratur wird den Gleitsteinen grosse Beachtung geschenkt. Es ist nämlich erwiesen, dass Töchter, die einen Mann begehrten oder junge Frauen, die Kindersegen ersehnten, über bestimmte Steine hinabrutschten.⁵⁶ Dieser Fruchtbarkeitsritus wird als Nachklang der uralten Anschauung gewertet, wonach die Menschheit aus Steinen hervorgegangen sei. Noch Luther musste darauf entgegnen⁵⁷: «Ich bin gewiss, dass ich ein Gotteswerk und Mensch bin ... und bin nicht aus einem Stein gesprungen.» — Wenn nun «Kindlistein» der meistverbreitete Steinname ist, so werden wir darin nicht bloss eine zufällige «Ausrede» der Erwachsenen zu erblicken, sondern eine tiefere Wurzel zu erkennen haben. Diese gleiche Wurzel wird durch die Tatsache bestätigt, dass viele Gleitsteine auch «Kindlistein» genannt werden⁵⁸.

Auf dem Steinhof fehlt dieses Zusammenfallen, indem die kleinen Kinder von der «grossen Fluh» geholt worden seien. Ist daher — so muss man fragen — das «Kilchliflüeli» nicht ein ganz gewöhnlicher Block, dessen Form einfach zum Hinunterrutschen einlädt? — Dazu ist einmal zu sagen, dass «sportliches» Herabrutschen am hellen Tage einen nächtlichen Fruchtbarkeitsritus nicht widerlegt. Zudem könnte das Vorhandensein einiger Schalen auf dem «Kilchliflüeli» doch auf eine kultische Bedeutung des Steins hinweisen. Mit den Schalensteinen kommen wir nun vollends «ins Dämmerige und Ungewisse hinein» — was Peter Rosegger im «Waldschulmeister» als eine Lust bezeichnet und diese so begründet: «Was ich ahne, reizt mich mehr als das, was ich weiss; was ich hoffe, ist mir lieber als das, was ich habe». Wir bejahen seine anschliessende Vermutung, dass es vielleicht vielen Anderen auch so gehe.

b) Von den Schalensteinen

Als Schalen werden rundliche Vertiefungen von etwa 5—10 cm Durchmesser und 1—3 cm Tiefe bezeichnet, die künstlich entstanden sein müssen und nicht auf natürliche Vorgänge zurückzuführen sind. Es ist schon nicht immer leicht, die echten (von Menschenhand geschaffenen) Schalen zu scheiden von den natürlichen Gebilden (durch Auswitterung oder Wassereinwirkung entstanden). Die rundlichen Löcher an der Südwand der «grossen Fluh», die u.a. F. Rödiger⁵⁹ und sogar H. Mollet⁶⁰ als künstliche Vertiefun-

gen ansprachen, betrachten wir als natürliche Erosionsgebilde, ebenso die Vertiefungen an Block Nr. 3 auf dem Steinenberg. Aber auch bei Blöcken, die einwandfrei künstliche Schalen aufweisen, ist es fast durchwegs problematisch, deren Zahl anzugeben, weil sie gewöhnlich sehr verschieden ausgeprägt sind. Beim Zählen bietet der Anfang keine Schwierigkeiten, weil sich die schönsten und meist auch grössten Schalen durch ihre glatte und regelmässige Ausbildung ohne weiteres als künstlich erkennen lassen — wovon man sich am besten durch den Tastsinn überzeugen kann. Aber neben diesen unzweifelhaften Schalen stellt man dann schalenartige Gebilde fest, deren Inneres so rauh, oder deren Tiefe so gering ist, dass man in Zweifel gerät, ob sie zu zählen seien. Diese von der einwandfreien Schale bis zu fragwürdigen Vertiefungen reichende Stufenreihe ist daran schuld, dass von verschiedenen Autoren unterschiedliche Zahlenangaben beim gleichen Schalenstein vorliegen.

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Schalen des gleichen Steins müssten bei der immer noch nicht abgeklärten Frage nach deren Zweck und Sinn gleicherweise in Betracht gezogen werden wie eine analoge Tatsache: Man ist nämlich oft genug im Zweifel, ob man einen Block, der nur wenige oder nur schlecht ausgebildete Schalen aufweist, noch als «Schalenstein» bezeichnen soll. Diese Unsicherheit ist auf dem Steinenberg sehr offenkundig. Neben den drei Blöcken, die eindeutige Schalensteine sind (siehe Seite 49 hiernach), lassen sich auf sieben andern grossen Findlingen vereinzelte und oft unsichere Schalen feststellen (siehe Tabelle Seite 29). Die gleiche Beobachtung hat J. Chr. Spahni auf der Alp Cotter ob Evolène gemacht⁶¹.

Wir hätten deshalb zwischen eigentlichen «Schalensteinen» und «Blöcken mit vereinzelter Schale» zu unterscheiden. Auf dem Steinhof wird dies ähnlich gewesen sein. Die weitgehende Vernichtung des Blockbestandes lässt das aber nicht mehr feststellen — wie ja überhaupt heute die Abklärung des Schalenstein-Problems dadurch allgemein sehr erschwert ist, dass unter den zahllosen zerstörten Findlingen sich auch viele Schalensteine befunden haben dürften. So besitzen wir von einem offensichtlich einwandfreien Schalenstein auf dem Steinhof bloss noch Zeichnung und Beschreibung von F. Rödiger⁶². Es handelt sich dabei ziemlich sicher um Nr. 28, von dem H. Mollet⁶³ bereits grosse Absprengungen für Hausbauten meldete und der nach B. Moser⁶⁴ im Jahre 1930 «zu Nutzzwecken vollständig weggesprengt» wurde.

Auf dem Steinhof sind daher bloss noch Blöcke mit vereinzelt Schalen zu sehen, und zwar trifft dies unsicher für die «grosse Fluh», sicher für das «Kilchliflüeli» zu. — Auf der Deckfläche der «grossen Fluh» fand H. Mollet⁶⁵ im Jahre 1924 zwei «uhrenschalenartige Vertiefungen», die er als Schalen bezeichnete, was auch B. Moser bestätigte⁶⁴. Wir konnten im Sommer 1966 bloss in der Nähe des Signalpunktes, 1 m vom südwestlichen Rand entfernt, eine unsichere Schale erkennen. — Auf dem «Kilchliflüeli» sind zu oberst 2 unsichere Schalen zu sehen: die eine, 80 cm westlich eines Sprenglochs, hat 5 cm Durchmesser und ist 1½ cm tief; die andere daneben ist noch weniger ausgeprägt und noch unsicherer. Dagegen befindet sich eine glatt ausgeriebene Schale von 5 cm Durchmesser und 1,3 cm Tiefe südlich der Gleitspur neben einer Kluftspalte.

Was war nun der Sinn dieser Schalen? Darüber ist seit der Entdeckung der Schalensteine um die Mitte des letzten Jahrhunderts ungeheuer viel geschrieben worden — zum Teil recht unbekümmert —, und die verschiedenartigsten Deutungen kamen zum Ausdruck. Der Kanton Solothurn hat den



Steinberg, Findling Nr. 19 (Schalenstein) aus Südwesten.

Federzeichnung von Willy Flückiger

Vorzug, eine gründliche Darstellung seiner Schalensteine zu besitzen⁶⁶. Der Beschreibung der 16 einzelnen Schalensteine werden allgemeine Erörterungen vorausgeschickt, wobei auch die Bedeutung der Schalensteine besprochen wird (S. 100—104). Wir verweisen Interessenten auf diese Arbeit sowie auf das Kapitel «Schalensteine» im 1. Band der Solothurnischen Geschichte von Bruno Amiet (1952). Ueber die Schalensteine des Kantons Bern fehlt bis heute eine zusammenfassende Arbeit.

Wir geben nachstehend eine stichwortartige Auswahl bisher geäusselter *Ansichten über die Bedeutung der Schalensteine*:

- I. Keine Bedeutung
Schalen zum Zeitvertreib verfertigt, Spielerei
- II. Praktische Bedeutung
 1. Mörser, Reibschalen
 2. Werkbank, Schleif unterläge
 3. Landkarten, Pläne (Siedlungen, Gräber ...), Grenzzeichen, Wegweiser
 4. Himmelskunde, Kalendersteine
 5. Gerichtsstätten (jede Schale bezeichnet Uebeltäter, und Grösse entspricht dem Verbrechen)
 6. Versamlungsstätten
 7. Erinnerungsmale
- III. Kultische Bedeutung
 1. Auf Grundlage praktischer Verwendungsmöglichkeit (d.h. Schalen dienen einem Zweck)
 - a) Opferblut-Behälter («Druidenaltäre»)
 - b) Behälter von Opfergaben
 - c) Lichtersteine (Oellichter)
 - d) Behälter im Dienste des Regen/Wasserkults
 - e) Altäre zum Aufstellen von Gefässen
 - f) Gewinnen von Steinpulver zu Heilzwecken
 2. Ohne praktische Grundlage
 - a) Symbole des Sonnenkults
 - b) Symbole des Donnergottes (rituelle Beilbohrung)
 - c) Feuerkult (Feuerbohrung)
 - d) Sexuelle Symbole (Fruchtbarkeitskult)

Wir haben bei dieser Zusammenstellung — die nicht Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — eine sinngemässe Gruppierung versucht, wobei zu bemerken ist, dass z.B. den unter II.4 genannten Steinen ebenso gut auch kultische Bedeutung zugeordnet werden kann. Im übrigen würde eine Diskussion der verschiedenen Deutungsversuche den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Wir begnügen uns damit, unsere persönliche Auffassung



Mühlesteinbruch am Steinenberg. Mit dem Messband wird ein Bohrloch gezeigt.
Aufnahme Anton Schmalz.

Schalen auf dem Steinenberg-Findling Nr. 19 (siehe Seite 49).
Aufnahme Anton Schmalz.



zu äussern, dass den Schalensteinen vermutlich eine kultische Bedeutung zukommt. Diese Ansicht hat uns auch dazu geführt, auf dem Steinenberg nach Schalen zu suchen — weil wir uns vorstellten, dass zu den Pfahlbau-leuten am Burgäschisee gleicherweise Schalensteine gehören müssten wie z.B. zu jenen am Bielersee.

Wir geben zum Schluss eine kurze Beschreibung der von uns buchstäblich «ent-deckten» *Schalensteine auf dem Steinenberg*:

Nr. 19 ist der höchstgelegene grosse Findling auf dem Steinenberg. Der Verfasser entdeckte am 10. 4. 1947 unter der Moosdecke 15 Schalen, die 1953 erstmals publiziert wurden^{67a}. Ein weiteres Abdecken des Blocks im Jahre 1956 ergab folgendes Bild: Steht man in der Mitte der 15—20° ostwärts fallenden Oberfläche des Blocks, so erkennt man vor sich und links aufwärts gegen den Steilabsturz längs des Weges zahlreiche Schalen. Einige Schalen sind auch im absinkenden nördlichen Teil des Blocks sichtbar, der zudem ein 15—20 cm weites «Bassin» aufweist, das vielleicht künstlich entstanden oder doch künstlich erweitert ist. — Insgesamt sind festzustellen: 10 sehr schöne Schalen, die grösste 9 cm Durchmesser und 3½ cm tief; im Durchschnitt 6 cm Durchmesser und 2½ cm tief; 2 durch Rinne verbundene Schalen («Hantel»); ca. 30 weniger schöne bis unsichere Schalen.

Auf dem Blockrücken sind 2 senkrechte Bohrlöcher von 4—4½ cm Durchmesser und 20 resp. 30 cm Tiefe; das nordwestliche ist vermutlich in einer Schale angesetzt worden, jedenfalls erscheint es oben erweitert. Neben dem südöstlichen Bohrloch ist eine halbzyklindrische Sprengspur; offenbar wurde dort eine kleine Partie weggesprengt. Sonst sind am Block keine Zerstörungen sichtbar.

Nr. 9: Als der Verfasser am 20. 7. 1959 den flachen Block von der dicken Moosdecke befreite, entdeckte er im südlichen Teil 20 Schalen und im nördlichen Teil 3 «Bassins» von ca. 15 cm Weite und ca. 5 cm Tiefe (ähnlich jenem auf Block Nr. 19). Von den 20 Schalen sind 8 sehr schön ausgebildet, die grösste mit 8½ cm Durchmesser und 3 cm Tiefe; 2 Schalen sind durch Rinne verbunden («Hantel»). Aehnliche Abstufung wie auf Block Nr. 19. Als Schalenstein hier erstmals publiziert.

Der *dritte Schalenstein* ist als erratischer Block auf der Landeskarte eingetragen (Koordinaten ca. 618100/221300) aber s. Zt. nicht unter die besonders geschützten, nummerierten Findlinge aufgenommen worden. Als der Verfasser am 16. 4. 1960 den südwestlichen Teil der fast waagrechten Blockoberfläche von der dicken Moosdecke befreite, stellte er fest: 2 schöne Scha-

len (6 cm Durchmesser, 1½ cm tief und 4½ cm Durchmesser, 1 cm tief); 5 weitere sichere aber rauhe Schalen (3—6 cm Durchmesser, ½ bis 1½ cm tief); 10 unsichere Schalen.

Eine ovale Vertiefung von 18/11 cm Durchmesser und 4 cm Tiefe könnte ein «Bassin», d.h. wenigstens künstlich erweitert sein. Als Schalenstein hier erstmals publiziert.

Möge an Hand unserer Angaben sich dieser oder jener Leser anregen lassen, diese problematischen Steine zu besichtigen — auch wenn er dabei eben «ins Dämmerige und Ungewisse» hineinkommt —, selbst dann, wenn der englische Professor recht behalten sollte, dessen Worte Ferdinand Keller in der 1870 erschienenen ersten umfassenden Arbeit über die Schalensteine unseres Landes zitiert^{67b}: «Es sind archäologische Räthsel, deren Lösung kaum je gelingen wird; es sind Hieroglyphen und Symbole, zu deren Erklärung der Schlüssel verloren gegangen und wohl nie wieder gefunden werden wird».

6. GRENZSTEINE

Die Aufnahme des Blockbestandes vom Jahre 1850 durch die drei Lehrer auf dem Steinhof (siehe Abschnitt 1b) ist umso wertvoller, als auf den alten Karten und Plänen die Findlinge nur selten berücksichtigt wurden — meist nur dann, wenn diese zugleich Grenzsteine waren. Ein gutes Beispiel dafür ist ein im Jahre 1714 von Johann Melchior Erb gezeichneter Plan, den das Staatsarchiv Solothurn aufbewahrt⁶⁸: «Grundtriss und Landtmarch dess Hofffs zum Stein». Aus dem gleichen Jahre stammt ein ähnlicher Plan im Bundesarchiv⁶⁹, dem wir die ergänzende Marchbeschreibung entnehmen.

Auffallend ist, dass auf dem Plan Erbs nur vier Findlingsblöcke gezeichnet sind, von denen drei der Grenzbestimmung dienen:

«Von dar (nämlich von der Sempach-Schwelli bei Grenzstein Nr. 15) soll die March wider gegen Abendt auff die Grauwfluh gehen, welche sich in dem Steinholtz im Graben befindet und frischer Dingen mit No. 16 und einem Kreütz bezeichnet worden; ist von der Sempachschwelli endtfernt 695 Schrit —

Von der Grauwfluh 95 Schrit gegen Mittnacht an ein andere Fluh, welche im Hag des Bolodinger-Holtzes ligedt, sonsten auch Fuchsen-Bruch geheissen wird, und gleichmässig mit einem Krütz und No. 17 bezeichnet worden. — Von dannen weiters 245 Schrit dem Hag nach, so der Bolo-

dingeren und Steineren Waldung scheidet, an ein Fluh, so hinder dem Stein-Zelglin ligedt, und auch frischer Dingen mit einem Krütz und No. 18 bezeichnet worden.»

Die «Graufloh» wird die Nr. 6 des Plans von 1850 sein, neben die im Jahre 1764 ein gehauener Grenzstein (Nr. XX) gesetzt worden ist. Bei der «Fuchsenbruch-Fluh» wird es sich um die Nr. 5 des Plans von 1850 handeln — es sei denn, dass dort ein grösserer Block nach 1850 zerstört worden ist —, neben die im Jahre 1764 der Grenzstein Nr. XXI zu stehen kam. Und die mit Nr. 18 bezeichnete «Fluh» muss die weitgehend zerstörte Nr. 3 des Plans von 1850 sein (gegenüber Grenzstein Nr. XXII).

Die vierte «Fluh» des Plans 1714 diene bereits damals nicht mehr als eigentlicher Grenzstein, wie es Plan und Marchbeschreibung bezeugen: «... an einen grossen, oben zugespitzten Fluhstein, so neben einer grossen Fluh stehet, und mit No. 11 bemerckt worden.» Diese «grosse Fluh» war 1850 nicht mehr vorhanden. Wann sie beseitigt worden ist, wissen wir nicht. Dass es sich um einen besonders beachteten, gewaltigen Findling handelte, geht aus einem Spruchbrief vom 10. August 1708 hervor⁷⁰: «... die Gassen durch die Regenhalde vom Löli an biss zum End by der Grossen Flu».

Die andere «grosse Fluh» oben auf dem Steinhof ist auf dem Plan von 1714 nicht gezeichnet worden, weil ihr eben keine Bedeutung für die Grenzbezeichnung zukam.

Von einem weitem grossen Findling lesen wir in einer Urkunde vom 22. Mai 1592⁷¹, als es um die Grenze zwischen dem «Hof zum Stein» und Seeberg/Grasswil ging: «... bis an ein gehouwnen Marchstein, so by einer Fluo (weliche unlangest usgraben undt hinweg gefürt worden), der Grauwstein genampt, uffgesetzt ist».

Im Jahre 1592 oder kurz vorher ist also ein «Grauwstein» — ein grosser grauer Findling — ausgegraben und weggeführt worden. Es stellt dies u. W. den frühesten urkundlichen Beleg für eine Findlingsbeseitigung auf dem Steinhofhügel dar.

Genauere Angaben besitzen wir von einer weitem «grossen Fluh» — der dritten dieses Namens — bei Walacheren. Ihre Lage geht aus einer Grenzbeschreibung vom 16. März 1540⁷² hervor:

«... zu der Sonnhalden, da auch ein Lachenbaum Stadt ..., da man ein Stein soll setzen. Von diesem Boum den Berg hinab inn Walacheren an ein dryeggochtigen Stein (wo heute noch die drei Gemeinden Alchenstorf, See-

berg und Wynigen zusammenstossen!) ... sodannen bysenhalb (d.h. nordwärts) an die grosse Fluo bim Walacheren Hus, undt von derselben Fluo grad richtigs hin über die Matten zum ersten Stein, so by dem Hus Im Casten stadt».

Diese «grosse Fluo» stand also am Punkt 250 m südlich des Hofes Walacheren, wo die heutige Amtsgrenze einen rechten Winkel bildet. I. Bachmann gab im Jahre 1870 die Höhe des mächtigen Grenzsteins mit etwa 9 m, seine Grundmasse mit 3,6 und 4,5 m an und schrieb⁷³:

«Er kann, wenigstens so lange die gegenwärtigen Verhältnisse dauern, als geschützt betrachtet werden, da er die Grenze zwischen den Aemtern Burgdorf und Wangen bezeichnet».

Der Block wurde denn auch immer unter den gesicherten aufgeführt, so 1872 und 1883⁷⁴. Als im Jahre 1909 eine besondere Kommission der Bernischen Naturforschenden Gesellschaft sich erneut der Erhaltung der erratischen Blöcke annahm, wurde bei der «Revision des vorhandenen Blockinventars» einem Mitglied auch der Block in der Walacheren zugeteilt. Doch ist nachher nichts mehr davon zu vernehmen, weil dieser Findling damals offenbar nicht mehr vorhanden war.

Das Schicksal des als Grenzstein sicher geglaubten Blocks in der Walacheren ist ein Beweis dafür, dass kein Findling als gesichert gelten kann, wenn für ihn keine gesetzlichen Schutzmassnahmen bestehen.

7. 100 JAHRE FINDLINGSSCHUTZ

Wir haben auf Seite 18 hiavor dargestellt, wie der Bau der Eisenbahnlinie Olten—Bern eine grosse Zerstörung des Findlingsbestandes auf dem Steinhof und wohl auch auf dem Steinenberg zur Folge hatte. Auf Seite 32 brachten wir einen Beleg für gelegentliche Findlingsverwertung in früheren Jahrhunderten, und wir wiesen das Verschwinden einiger gewaltiger Blöcke nach (Seite 51 und oben). Zum Abschluss seien nun die Bestrebungen geschildert, die den Schutz der Findlinge bezweckten.

In der 100jährigen Geschichte des Findlingsschutzes lassen sich drei Etappen unterscheiden, von denen jede sich in unserem Gebiet bedeutsam ausgewirkt hat.

Als *erster und wichtigster Abschnitt* sind die Jahre nach 1866 zu nennen, wo eine grosse Zahl bemerkenswerter Findlinge gesichert werden konnte, so u.a. die «grosse Fluh» auf dem Steinhof. Das 100jährige Jubiläum dieser ersten Etappe veranlasste zum guten Teil das Erscheinen dieses Aufsatzes.

— An der Generalversammlung der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft vom 22. August 1866⁷⁵ setzte sich der Geologieprofessor Alphonse Favre aus Genf für unglückliche Flüchtlinge ein, die einst erhöhte Stellungen innehielten, nun aber mitten unter uns sich festgesetzt hätten. Entgegen der allzeit gastfreundlichen Gesinnung würden sie aber in unserem Lande unwürdig misshandelt und auf alle mögliche Weise zerstört ... Favre meinte mit diesen Worten die erratischen Blöcke, die bei uns umso mehr Schutz verdienten, als in unserem Lande die damals noch junge Eiszeit-Theorie erarbeitet worden sei, die man als nationale bezeichnen dürfe und die der schweizerischen Naturforschung zum Ruhm gereiche. — Unter den erhaltungswürdigen Blöcken, die er aufzählte, erwähnte er auch jene vom Steinhof — besonders bemerkenswert durch ihre 60 Meilen vom Herkunftsort entfernte heutige Lage. «Ist es nicht traurig», so rief er aus, «dass diese schönen und interessanten Blöcke gerade in unserem Lande von totaler Zerstörung bedroht sind?» Wenn es so weiter gehe wie in den letzten Jahrzehnten, so werde in fünfzig Jahren im Mittelland kein Findling mehr anzutreffen sein. Darum solle sich die Gesellschaft dieser Blöcke annehmen und an den Bundesrat gelangen. — Der Antrag Favres wurde an die Geologische Kommission gewiesen, und an der nächsten Generalversammlung — am 9. September 1867 — legte diese den berühmten «Appel aux Suisses» vor, dem beigepliziert und für dessen Verbreitung in deutscher und französischer Sprache ein Kredit bewilligt wurde⁷⁶. Diese «Aufforderung zur Schonung der erratischen Blöcke», unterzeichnet von den Professoren Bernhard Studer und Alphonse Favre, wurde in 1100 Exemplaren verbreitet und weckte im ganzen Lande eine wahre Welle der Findlingsbegeisterung. Der Bundesrat übermittelte allen Kantonsregierungen ein Exemplar, und die meisten folgten dieser Empfehlung und unterstützten den Schutz der Findlinge. — Nachdem 1868 bis 1872 Professor Favre alljährlich an den Jahresversammlungen über die Fortschritte beim Schutz der erratischen Blöcke berichtet hatte, fielen ab 1873 diese Rapporte aus; denn die Welle der Begeisterung verebbte allmählich. Im Jahre 1876 gab A. Favre eine zusammenfassende Darstellung über den erfreulichen Erfolg des «Appel aux Suisses»⁷⁷.

Der *zweite Anlauf* zum Schutz der Findlinge wurde ausgelöst, als im Jahre 1906 der berühmte «Bloc des Marmettes» bei Monthey von Zerstörung bedroht war. Ein Steinhauer hatte den Block bereits erworben, und es bedurfte grosser Anstrengungen, bis der Findling zurückgekauft und unter Schutz gestellt werden konnte⁷⁸. Die «übeln Erfahrungen» führten im glei-

chen Jahr zur Gründung der schweizerischen Naturschutzkommission, die den Kampf gegen die Vernichtung von bemerkenswerten Naturdenkmälern aufnahm. Als einen Erfolg dieser Kommission haben wir den Erwerb des «Kilchliflüeli» im Jahre 1907 geschildert (Seite 21). — Im Kanton Bern darf die um die Jahreswende 1908/09 gegründete besondere «Kommission für Erhaltung erratischer Blöcke» genannt werden, die unter der Leitung von Eduard Gerber stand und ihre Zentralstelle im Naturhistorischen Museum Bern hatte.

Eine *dritte Welle* des Findlingsschutzes lief im Kanton Bern im Jahre 1941 an, nachdem die Regierung eine amtliche Naturschutzkommission unter der Leitung von Hans Itten eingesetzt hatte. Unter den zahlreichen Beschlüssen, die der Regierungsrat seither zur dauernden Erhaltung von erratischen Blöcken gefasst hat, darf jener vom 5. 10. 1951 über das Findlingsreservat Steinenberg als einer der erfreulichsten gelten. Das wird bestätigt durch die Aufnahme dieser Findlinge in das schweizerische Inventar (siehe Seite 12 hievor). An geologischen Naturdenkmälern umfasst dieses Verzeichnis ausser Steinhof/Steinenberg bloss noch die erratischen Blöcke bei Monthey und Collombey, den Blockschwarm im Fällandertobel, den «Pfluegstein» ob Erlenbach ZH und den Luegibodenblock bei Habkern. — Wenn in diesem Inventar von 102 Objekten (Stand 4. 5. 1963) bloss ihrer 5 den erratischen Blöcken, dagegen deren 97 Naturschutzgebieten gelten, so zeugt das von einer Wandlung in den Naturschutzbestrebungen. Wohl stellt der Luegiboden mit seinem Findling gleichsam das «Rütli» des bernischen Naturschutzes dar und wohl führten die Bestrebungen um den «Bloc des Marmettes» zur Gründung der schweizerischen Naturschutzkommission. Längst aber ist die Erhaltung ganzer Gebiete in unverdorbenem Zustand wichtiger geworden, und ein umfassender Naturschutz ist angesichts der unerhörten Bedrohung von Boden, Wasser und Luft heute lebensnotwendig. Die Bejahung dieses umfassenden Naturschutzes bedingt indessen keine Abwertung der Findlinge. Wir bleiben den Männern zu Dank verpflichtet, die es ermöglicht haben, dass heute auf dem Steinhof und auf dem Steinenberg ein so bemerkenswerter Bestand von «Zeugen der Eiszeit» erhalten geblieben ist. Und wir haben mit dem vorliegenden Aufsatz zu zeigen versucht, wie diese Blöcke nicht nur aus geologischen, sondern aus allgemein heimatkundlichen Gründen erhaltenswert sind. Wir freuen uns darüber namentlich auch im Hinblick auf unsere Jugend, der sich hier ein reichhaltiges Feld zu Lehrausgängen und eigener, lebendiger Anschauung darbietet.

«Wird nicht die Kraft des Landes erhöht, sein Blick erweitert, sein Ruhm vermehrt durch die Zunahme der Kenntnisse jedes seiner Söhne?»

Diese Worte stehen im Aufruf vom Jahre 1867⁷⁹, dem wir abschliessend einen weitem Satz entnehmen:

«Wir geben auch hiedurch einen Beweis unserer Liebe zum Vaterlande, wenn wir diese Felsblöcke zu erhalten streben».

Anmerkungen:

Abkürzungen: BAB: Burgerarchiv Burgdorf

Fontes: Fontes rerum bernensium. Berns Geschichtsquellen (Urkundensammlung, bis heute 10 Bände)

Mitt.: Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Bern StAB: Staatsarchiv Bern

Verh.: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft

¹ B. Studer, Beiträge zu einer Monographie der Molasse. Bern 1825. S. 228.

² Ebenda S. 208. B. Studer lebte von 1794 bis 1887.

³ Ebenda S. 223.

⁴ «Lueg nit verby», Jahr- und Heimatbuch für das Jahr 1966. S. 5 ff.

⁵ Dr. Hans Mollet, Die Steinhofblöcke als Naturdenkmale. Beiträge zur Heimatkunde des Bezirks Kriegstetten, Heft 1, 1933.

⁶ St. Ursen-Glocken 1929, Nr. 35. Vgl. Seite 28 hievor.

⁷ St. Ursen-Glocken 1929, Nr. 37.

⁸ Studer (s. Anm. 1), S. 215 f.

⁹ Karl Emmanuel Müller, Geschichte der Erbauung der Nydeckbrücke in Bern in den Jahren 1840—1844. Zürich 1848. S. 17 f.

¹⁰ Verh. v. 27. 8. 1856. S. 42 f.

¹¹ Mollet (s. Anm. 5), S. 57 f.

¹² Isidor Bachmann, Die erhaltenen Fündlinge im Kanton Bern. Separatabdruck aus Mitt. Bern 1870. S. 40.

¹³ Jakob Hofstätter, Aus Berg und Thal, II. Bändchen S. 162 (der 2. Auflage v. 1865).

¹⁴ Mollet (s. Anm. 5), S. 62.

¹⁵ Wir folgen weitgehend dem reichhaltigen Werk von L. R. Schmidlin, Geschichte des Solothurnischen Amtei-Bezirktes Kriegstetten. Solothurn 1895. S. 82—142: Die Edelknechte vom Stein.

¹⁶ Conrad Justinger, Berner Chronik (1420 von der Stadt in Auftrag gegeben). Bern 1871, S. 65.

¹⁷ E. F. v. Mülinen, Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern, 4. Heft, Bern 1883. S. 210.

¹⁸ R. Feller, Geschichte Berns. Band I, Bern 1946. S. 566.

- ¹⁹ «Lueg nit verby», Jahr- und Heimatbuch für das Jahr 1966. S. 56f.
- ²⁰ Eine gute Zusammenfassung darüber findet sich in «Die Schweiz in Lebensbildern» hgg. von Hans Wälti, Band 9 (1951). S. 289 ff.: «Warum hat der Kanton Solothurn eine so seltsame Gestalt» von Bruno Amiet.
- ²¹ Fontes IX S. 606.
- ²² Wir benutzten auch hier das Werk von Schmidlin (s. Anm. 15), namentlich S. 74 ff. — Ferner sei verwiesen auf den Beitrag von H. Sigrist im Jahrbuch «Lueg nit verby» 1966: Zum Gedenkjahr 500 Jahre solothurnisches Wasseramt 1466—1966. S. 49—55.
- ²³ Schmidlin (s. Anm. 15), S. 16f.
- ²⁴ Die Rechtsquellen des Kantons Bern, Band IV. 2 (1956), hgg. von H. Rennefahrt. S. 1013 ff.
- ²⁵ StAB Solothurnbuch P, S. 70.
- ²⁶ Diese Auffassung vertritt und begründet Dr. H. Michel, StAB, der freundlicherweise Einblick in eine noch unveröffentlichte Arbeit gewährte, die sich mit der Zugehörigkeit von Etzelkofen befasst. — Die Kirchgemeinde Messen besteht heute noch aus den solothurnischen Einwohnergemeinden Messen, Brunnenthal, Balm bei Messen, Oberramsern und Gächliwil sowie aus den bernischen Einwohnergemeinden Etzelkofen, Scheunen, Mülchi und Ruppoldsried.
- ²⁷ Schmidlin (s. Anm. 15), S. 204.
- ²⁸ Ebenda S. 214.
- ²⁹ St. Ursen-Glocken Nr. 25.
- ³⁰ Berner Woche 1911, S. 140f. Ein teilweiser Abdruck erfolgte in Mitt. 1912, SS. 279 bis 283, nachdem Nussbaum schon im Jahrgang 1911, S. 192, auf den Steinenberg hingewiesen hatte. Den Findlingsreichtum auf dem Steinenberg hat er auch in seiner Schrift «Das Endmoränengebiet des Rhonegletschers von Wangen a. A.» (Bern 1911) erwähnt, wobei er ihm freilich mit der Angabe, dass daselbst 16 Blöcke festgestellt worden seien und einige ein Volumen von 5—20 m³ zeigten, wenig gerecht wurde (Seite 13). Diese gleichen Angaben kehren wieder in des gleichen Autors Arbeit «Zur Kenntnis der Eiszeitbildungen in der Umgebung von Solothurn» (Mitt. d. Naturforsch. Gesellsch. Solothurn 1951, S. 26).
- ³¹ Berner Heimatbücher (P. Haupt) Nr. 34: Eduard Gerber und Karl Ludwig Schmalz, Findlinge. S. 38.
- ³² StAB Grasswil-Urbar S. 529.
- ^{33a} Mitt. 1953, S. 95.
- ^{33b} Siehe die Karten von Prof. Hügi im Jahrbuch des Oberaargaus 1963, S. 131. — Ein schriftlicher Bericht Prof. Hügis vom 29. 7. 1966 über die Findlinge auf dem Steinenberg ist den Akten der Forstdirektion beigegeben worden. Es wird darin auch die mineralogische Zusammensetzung, auf die wir nicht näher eingetreten sind, erörtert.
- ³⁴ Rudolf Ochsenbein, Die oberaargauischen Grundherrschaften der Stadt Burgdorf. Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, XX. Band, 1912. S. 218 bis 250.
- ³⁵ Fontes IX S. 214.
- ³⁶ BAB Dokumentenbuch S. 255 ff.

- ³⁷ Heimatbuch des Amtes Burgdorf. II. Band (1938). S. 121 f.
- ³⁸ SS. 141 ff und 151 ff. — Je eine Ausfertigung dieses Urbars ist im StAB (Urbare Burgdorf No. 14) und im BAB aufbewahrt. Im Turmarchiv der Kirche Seeberg liegt als gesiegeltes Pergament die Originalurkunde für Niedergrasswil.
- ³⁹ Wir sind diesem Namen nicht wieder begegnet, und er scheint in Grasswil längst erloschen zu sein.
- ⁴⁰ J. R. Aeschlimann, Geschichte von Burgdorf und Umgebung, 1848. S. 32.
- ⁴¹ BAB Stadtmanual Nr. 5, S. 194—201: «Cession und Abtretung.»
- ⁴² BAB Ratsmanual Nr. 42.
- ⁴³ StAB Burgdorf-Aemterbuch K, S. 809—811.
- ⁴⁴ s. Anm. 41. — Die ungleichen Anteile der beiden Gemeinden erklären sich aus der unterschiedlichen Waldfläche (s. Seite ??).
- ⁴⁵ BAB Grasswil-Urbar S. 149 v (im Band des StAB fehlt diese Eintragung).
- ⁴⁶ StAB und BAB Grasswil-Urbar S. 139 v.
- ⁴⁷ Die Teilungsverträge sind im Seeberg-Grundbuch (Schloss Wangen) eingetragen und zwar
für den Obergrasswil-Steinenberg Nr. 6 S. 137 ff.
für den Niedergrasswil-Steinenberg Nr. 7 S. 311 ff.
- ⁴⁸ In der Urkunde von 1770/71 (s. Anm. 41) steht, dass die Abtretung erfolge «zuhanden der dissmahligen Besitzeren und Antheilhaberen der an jedem von beyden Orten von Alter her eingeführten acht, hiemit zusammen sechszeihen ganztzer Rechtsammen in Holz und Feld» (S. 196).
- ⁴⁹ StAB Vennermanual 19 S. 171 und 212 v.
- ⁵⁰ StAB Grasswil-Urbar S. 526—529.
- ⁵¹ StAB B VII 2119 und 2120.
- ⁵² StAB Grasswil-Urbar S. 526 v.
- ⁵³ Ed. Gerber, Erläuterungsheft zu Atlasblatt 22 des Geologischen Atlas der Schweiz. Bern 1950. S. 41 und 82.
- ⁵⁴ Albert Jahn, Der Kanton Bern, deutschen Theils, antiquarisch-topographisch beschrieben ... Bern und Zürich 1850. S. 463.
- ⁵⁵ L. Rütimeyer, Ur-Ethnographie. Basel 1924. S. 380.
- ⁵⁶ St. Pinösch, Die Schalensteine des Kantons Solothurn. Jahrbuch für Solothurnische Geschichte, 14. Band (1941). S. 97.
- ⁵⁷ Grimms Wörterbuch, Band 10, 2. Teil, Spalte 2014.
- ⁵⁸ So z.B. der Gleitstein bei Nennigkofen (Pinösch — s. Anm. 56 — S. 136). Vom «Kindlistein» bei Amsoldingen bezeugen alte Ortsansässige, man sei früher auf ihm heruntergerutscht (O. Tschumi in «Das Amt Thun» Band I, 1943, S. 150). Von einem erratischen Block bei Fahrwangen AG wird berichtet, er sei ein Gleitstein und trage die bezeichnenden Namen «Titelstein» oder «Kindlistein» (20. Jahrbuch d. Schweiz. Gesellsch. f. Urgeschichte, 1928, S. 104).
- ⁵⁹ Antiqua, Unterhaltungsblatt für Freunde der Alterthumskunde, 1884, Nr. 4, S. 49.
- ⁶⁰ Mollet (s. Anm. 5), S. 51.
- ⁶¹ Archives suisses d'Anthropologie générale, Tome XIII (1947—48), p. 158: «Enfin on rencontre ici et là, disséminées sur les rochers des alentours, une ou deux cupules, plus ou moins bien creusées».

- ⁶² Antiqua (s. Anm. 59), S. 50: «Auf der Höhe gegen den Wald» liege in der sog. «Aussenhofstatt» der in Kg. 75 abgebildete grobkörnige Granitblock «von imposantem Aeusserem.» «Die Schalen dieses sehr harten und unebenen Steines sind sehr schön erhalten, haben 6—10 cm im Durchmesser, sind 3—5 cm tief und meist rund, mit Ausnahme von zwei länglichen. Es ist dies bis dato der erste Schalenstein, der an einer Stelle schriftähnliche Spuren zeigte ... Gegen Norden zeigt er in seiner abfallenden Kante ein 30 cm tiefes, trichterförmiges Becken, dessen oberer Durchmesser etwa 22 cm betragen mag».
- ⁶³ Mollet (s. Anm. 5), S. 61.
- ⁶⁴ 22. Jahrb. d. Schweiz. Gesellsch. f. Urgeschichte, 1930, S. 119.
- ⁶⁵ Mollet (s. Anm. 5), S. 50 f.
- ⁶⁶ Pinösch (s. Anm. 56), S. 91—150.
- ^{67a} Mitt. 1953, S. 95. — O. Tschumi übernahm die Angabe in seiner Urgeschichte des Kantons Bern, 1953, S. 340, nannte aber irrtümlich nur 1 Schale.
- ^{67b} F. Keller, Die Zeichen- und Schalensteine der Schweiz. Mitt. d. antiquarischen Gesellschaft. Zürich, 1870, S. 67.
- ⁶⁸ Planarchiv A 72.
- ⁶⁹ Pläne Helvetik 3183.
- ⁷⁰ Archiv Kirche Seeberg.
- ⁷¹ StAB Grasswil-Urbar S. 84 t.
- ⁷² Ebenda S. 81.
- ⁷³ Bachmann (s. Anm. 12), S. 41.
- ⁷⁴ Verh. 1872, S. 213. — SAC-Jahrbuch 1883/84, S. 561.
- ⁷⁵ Verh. 1866, S. 44 ff.
- ⁷⁶ Verh. 1867, SS. 21 und 153—160.
- ⁷⁷ A. Favre, Notice sur la conservation des blocs erratiques. Genève 1876.
- ⁷⁸ W. Vischer, Naturschutz in der Schweiz. SBN Basel 1946. S. 33 f.
- ⁷⁹ Verh. 1867, S. 154.

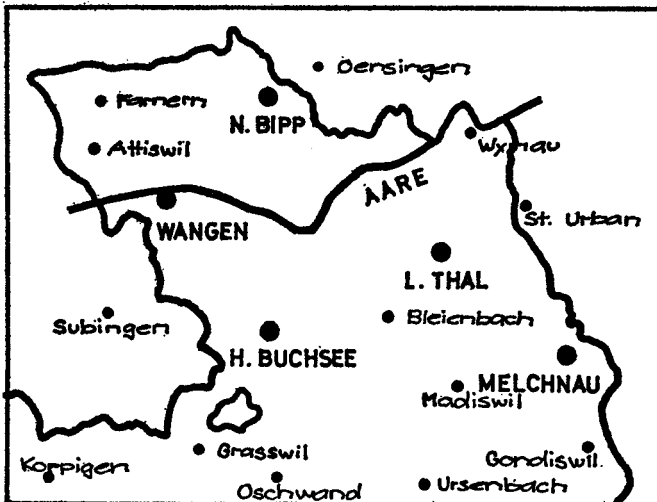
DIE MAIKÄFER IM OBERAARGAU

WALTER BIERI

Einleitung

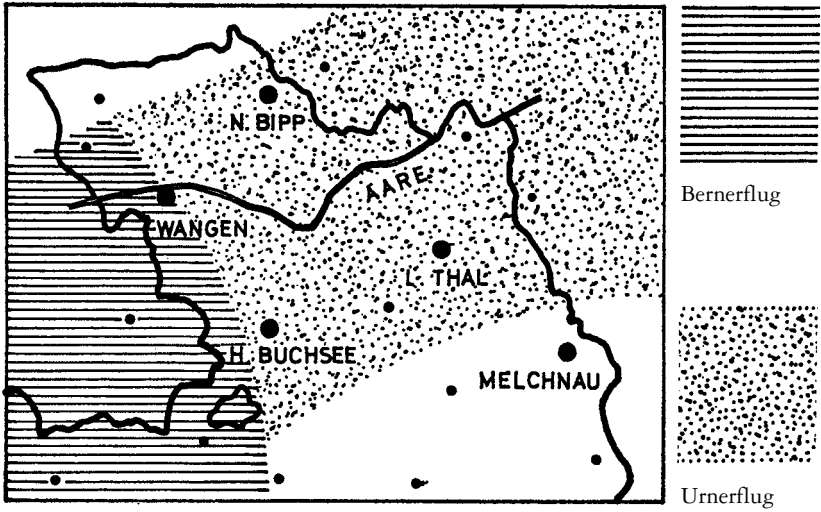
Es ist zu vermuten, dass der Oberaargau von jeher Maikäfer hatte, wie aus folgenden Stellen aus Oberaargauer-Chroniken hervorgeht:

J. Leuenberger, Chronik des Amtes Bipp, 1904. Den 22. Februar 1689 erliess die Regierung eine Verordnung betreffend die Vertilgung der schädlichen Engerlinge und Maikäfer. Wenn der Bauer pflügt, soll jemand dem Pflug nachgehen und die Engerlinge auflesen. Diese werden einem Aufseher übergeben, der sie sofort zu verbrennen hat. Die Maikäfer sollen von den Bäumen geschüttelt, aufgelesen, in Säcke getan, in Wasser gestossen und von den Beauftragten verbrannt werden. Jede Haushaltung hat so viel Mass Käfer aufzulesen, als sie Personen über 10 Jahre zählt. Wer mehr sammelt, erhält per Mass vom Landvogt einen Kreuzer.

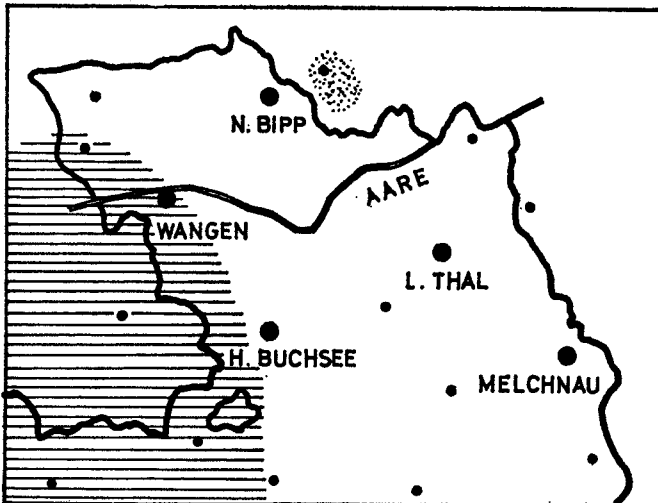


Karte 1. Orientierungsplan

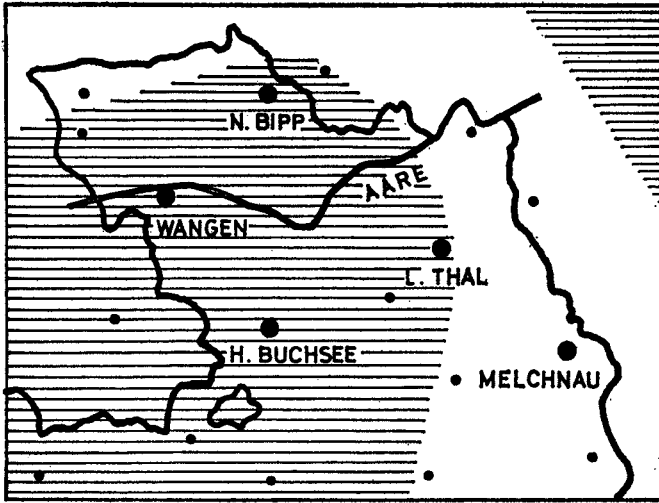
Gebiet der Maikäferflugjahre im Oberaargau 1910—1945



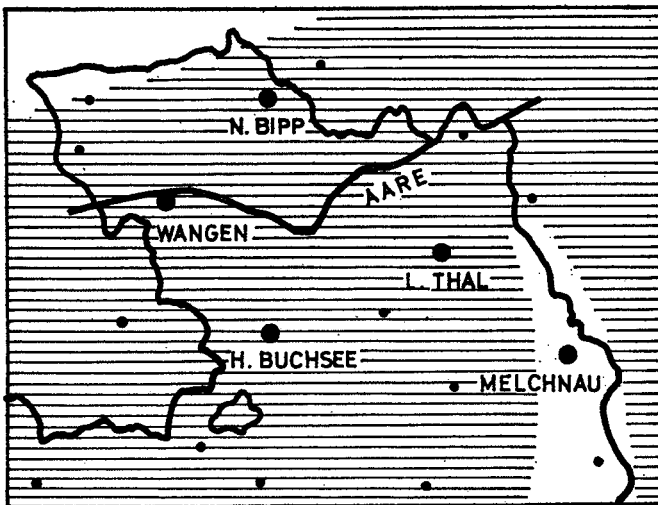
Karte 2. Verbreitung bis 1910



Karte 3. Verbreitung einige Jahre nach 1910



Karte 4. Verbreitung 1927



Karte 5. Verbreitung 1945

Johannes Glur, Roggwiler-Chronik, 1835. Dessgleichen gibt es Jahre, obgleich selten, wo die Maikäfer, welche aus den Engerlingen entspringen, häufig vorkommen und dann den Bäumen sehr schaden.

Maikäfer gab es also wohl im Oberaargau seit langer Zeit, aber vielleicht nicht immer das gleiche Flugjahr. Es gibt deren bekanntlich drei, das Basler-, Berner- und Urnerflugjahr. Durch Witterungseinflüsse kann ein Wechsel eintreten, wie wir ihn gerade in diesem Jahrhundert bei uns erlebt haben.

Bis zum Jahr 1910 bestand zwischen Herzogenbuchsee und Lenzburg ein Gebiet des Urnerfluges. Seine Abgrenzung im Oberaargau konnte rekonstruiert werden. Die Grundlage dazu lieferten die Maikäferflugkarten des Entomologischen Instituts der ETH in Zürich. Sie wurden wertvoll ergänzt durch Befragen alter Leute, die sich bis vor 1910 zurück erinnerten. Das «Käfern» morgens früh um vier Uhr in der Jugendzeit ist erstaunlich gut im Gedächtnis haften geblieben. Zur Festlegung besonders wichtiger Grenzpunkte wurden auch die Protokolle aus den Jahren vor 1910 der Gemeinderäte (Maikäfer-Sammelaktionen) nachgesehen. Im Süden bildete der Mutzgraben bei Riedtwil die Grenze. Westlich davon hatten die «Berner» auch die Wynigenberge besetzt, während östlich die Buchsiberge käferfrei geblieben waren (siehe Karte 2).

Das Urnerflugjahr fand ein Jahr später statt als das östlich und westlich daran anschliessende Bernerflugjahr. Dass es das Urnerflugjahr war, lässt sich aktenmässig nachweisen. Laut Protokoll des Gemeinderates von Langenthal wurden in dieser Gemeinde in folgenden Jahren Maikäfer-Sammelaktionen durchgeführt: 1874, 1889, 1892, 1901, 1904 und 1910. Alle diese Jahre waren Urnerflugjahre.

Für die Gemeinden Aarwangen, Bannwil, Schwarzhäusern, Wynau, Roggwil, Langenthal, Thunstetten, Bleienbach und Gutenberg besteht seit 1897 ein gleich lautendes «Reglement betreffend die Einsammlung von Maikäfern». Im Amtsbezirk Wangen scheint jede betroffene Gemeinde gesondert für sich ein Maikäfer-Reglement erlassen zu haben.

In Bern wusste man damals nichts von einem Urnerflugjahr im Oberaargau. Wenn Bernerflugjahr war, wurde von Bern aus in allen Amtsanzeigern, auch in denen von Aarwangen und Wangen, verfügt, dass Maikäfer gesammelt und vernichtet werden müssen. Bei den Oberaargauern verursachte diese für sie um ein Jahr verfrühte obrigkeitliche Verfügung jeweils ein vernünftiges Schmunzeln.

Untergang des Urnerfluges

Im Frühling 1910 traten diese Urner-Maikäfer zum letzten Mal zum Flug an. Dann ereilte sie die Katastrophe.

Was geschehen war, wusste man nicht. Man konnte nur feststellen, dass seit 1910 kein eigentlicher Flug mehr stattfand. Nur vereinzelt flogen noch einige Käfer. Einzig in der Umgebung von Oensingen konnte sich eine kleine Population des Urnerfluges noch einige Jahre halten.

Im Jahr 1943 erschien eine Arbeit von Prof. Dr. Schneider-Orelli und W. Braun über «Die Grenzverschiebung zwischen den Berner- und Urner-Fluggebieten des Maikäfers in der Umgebung von Zürich». Aus dieser Arbeit geht hervor, dass bis zum Jahr 1910 im Kanton Zürich von Schlieren bis über den Greifensee hinaus ein Gebiet des Urnerfluges bestand. Nach 1910 erlosch dieser Flug fast schlagartig. Von Westen her wanderte dann der Bernerflug ein. Den eigentlichen Grund des Zusammenbruchs erklärt Prof. Schneider nicht. Er findet in den meteorologischen Daten jener Periode keine Anhaltspunkte, welche für die Katastrophe verantwortlich gemacht werden könnten. Aber er hält es für möglich, dass Witterungseinflüsse die Hauptursache gewesen seien.

Dass auch im Oberaargau der Urnerflug zur gleichen Zeit zusammenbrach, legt fast zwingend den Gedanken nahe, dass klimatische Faktoren massgeblich beteiligt gewesen sein müssen.

Einwanderung des Bernerfluges

(Vergleiche dazu die Karten 3 bis 5)

Nachdem also zwischen Herzogenbuchsee und Lenzburg ein maikäferfreier Raum entstanden war, wanderten in den Flugjahren Käfer des Bernerfluges in diesen Raum ein. Die Maikäfer flogen nicht weit. Wenn der Westwind ging, wurden sie von Herzogenbuchsee aus etwas nach Osten vorgeschoben und bei Ostwind von Lenzburg aus nach Westen. Im Jahr 1927 erreichten sie Langenthal. Wir lesen im Protokoll des Gemeinderates unterm 9. Mai 1927: «Gestützt auf den Antrag der Landwirtschaftskommission wird für das Einsammeln von Maikäfern über das ablieferungspflichtige Quantum hinaus ein Extrakredit von höchstens Fr. 800.— bewilligt. Die Käfer sind dieses Jahr aufgetreten, wenn auch nicht in sehr grosser Zahl, trotzdem ordentlicherweise für unsere Gemeinde erst 1928 wieder ein Flugjahr wäre». Man hatte also in Langenthal immer noch das Urnerflugjahr im Kopf und konnte sich das um ein Jahr zu frühe Auftreten nicht erklären.

In den Zwanziger- und Dreissiger-Jahren mussten auch die Gemeinden im Hügelland, welche vorher keine Maikäfer und deshalb keine Käferreglemente hatten, solche Reglemente schaffen, z.B. Ochlenberg 1924. Im Jahr 1933 waren die Käfer bis in die Gegend von Huttwil vorgerückt. Die Gemeinden Kleindietwil, Leimiswil, Madiswil, Oeschenbach, Rohrbachgraben, Ursenbach und Walterswil erliessen in diesem Jahr ein gleichlautendes Maikäfer-Reglement.

Im Flugjahr 1948 erschienen die Käfer in Untersteckholz, Melchnau, Reisiswil und Gondiswil. Auf dieser Linie vereinigten sie sich mit den gleichzeitig von Osten eintreffenden «Lenzburg-Bernern». Von Roggwil an nach Norden bis zum Jura waren die zwei von Westen und Osten anfliegenden «Berner-Stämme» schon vorher zusammengetroffen. Damit war nun das ganze schweizerische Mittelland vom Genfer- bis zum Bodensee vom Bernerflug besiedelt (mit Ausnahme kleiner Urner-Einsprenglinge in der Ostschweiz).

Von Herzogenbuchsee nach Melchnau benötigten die Maikäfer 38 Jahre. (Deshalb ist man sicher, dass es sich um den «Bernerflug» handelt!) Dafür erwiesen sich die Berner als «gebirgstüchtiger» als vorhin die Urner. Während letztere das Hügelland Oberaargau—Emmental gemieden hatten, überfluteten es die Berner schon im Jahr 1948 bis nach Langnau i. E. und Röthenbach i. E. Auch am Jura flogen sie höher, nämlich bis oberhalb Farnern. Die Urner waren nur bis Rumisberg und Wolfisberg gekommen.

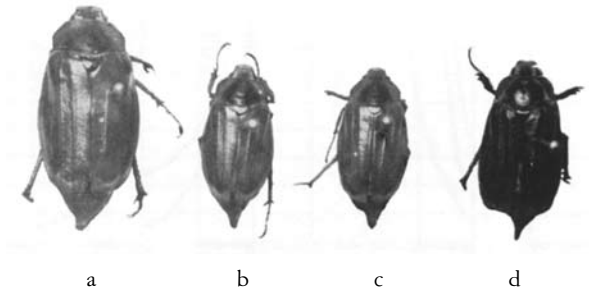
Dezimierung des Bernerfluges

Die Jahre 1936, 1939, 1942 und 1945 waren Maikäferflugjahre, und zwar ziemlich starke. In allen vier Jahren wurden in Langenthal Sammelaktionen durchgeführt. In den ersten zwei genannten Jahren wurden je zwischen 5000 und 6000 kg tote Maikäfer abgeliefert. In den zwei Jahren, die in den zweiten Weltkrieg fielen, waren es bedeutend weniger, weil die Leute zum Käfer sammeln keine Zeit hatten.

Im Sommer 1947 herrschte in unserem Landesteil eine ungewöhnliche Hitze und Trockenheit. Diese und der daraus resultierende Misswachs hatten zur Folge, dass die im zweiten Entwicklungsjahr stehenden Engerlinge im Wachstum zurückblieben und sich verpuppen mussten, bevor sie voll ausgewachsen waren. Auch andere Insekten bleiben klein, wenn sie im Larvenstadium kärglich ernährt werden.



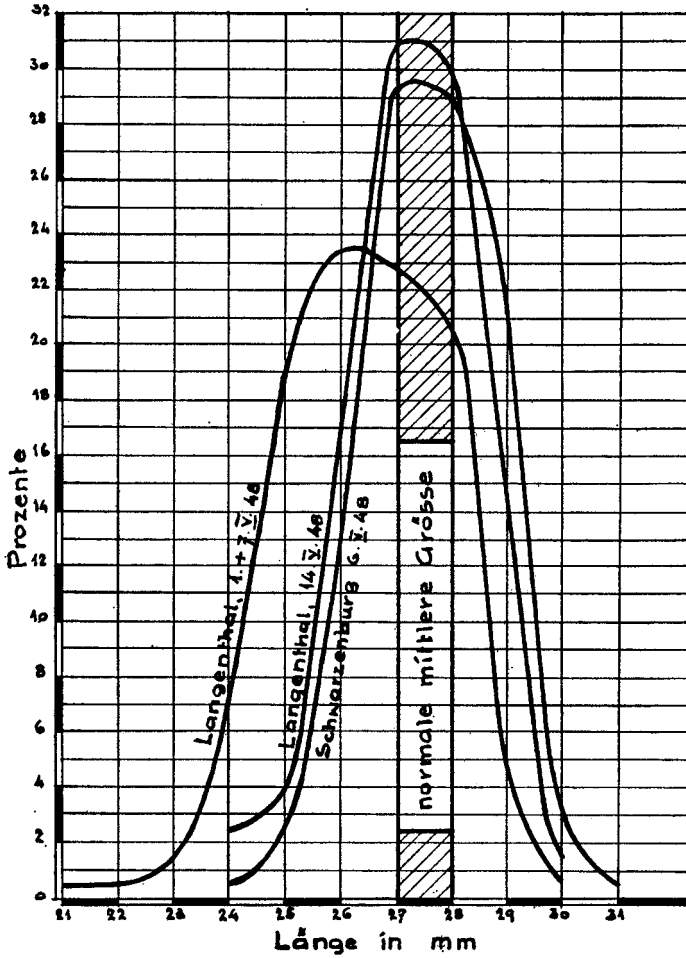
Bleistiftzeichnung von Peter Käser, Langenthal



6. Maikäfer des Flugjahres 1948

- a) normal grosser Maikäfer
- b) und c) Hungerformen als Trockenheitsfolge
- d) schwarzer Maikäfer als Hitzefolge

7. Grösse der Maikäfer 1948



Als im Frühjahr 1948 der Flug begann, stellte ich fest, dass mehr als die Hälfte der Maikäfer ungewöhnlich klein waren. Am 1., 7. und 14. Mai wurden deshalb je 200 Käfer gemessen, ebenso zum Vergleich am 6. Mai 257 aus der Gegend von Schwarzenburg, wo 1947 keine Dürre geherrscht hatte (Bild 7). Bild 6 (b und c) zeigt zwei dieser kleinen Maikäfer von Langenthal,

die als Hungerformen zu betrachten sind. Noch deutlicher wird der Unterschied, wenn man das Gewicht vergleicht. Die normalen Maikäfer wogen im Mittel 0,9 Gramm, während die kleinsten nur 0,4 Gramm schwer waren. Am 14. Mai waren diese Zwerge verschwunden und die Käfer waren nun von gleicher Grösse, wie die von Schwarzenburg (Bild 7).

Als interessante Begleiterscheinung wurden damals nicht selten schwarze Maikäfer gefunden (Bild 6 d). Es ist bekannt, dass Insekten, wenn sie im Larvenstadium zu grosser Wärme ausgesetzt waren, als fertige Insekten dunkle bis schwarze Farben zeigen. Diese schwarzen Maikäfer können deshalb als Hitzefolgen angesehen werden.

Die Maikäferweibchen legen normalerweise mehrmals Eier. Die Kümmerformen von 1948 konnten das nur ein oder zweimal tun. Dann waren sie verbraucht und starben. Dass diese kleinen Weibchen frühzeitig und schlagartig ausschieden, geht deutlich aus folgender Untersuchung hervor. Am 22. und 29. April, 6., 12. und 14. Mai wurde die Verteilung der Geschlechter ermittelt. Es ergaben sich nachstehende Prozentzahlen:

| | Männchen | Weibchen |
|-----------|----------|----------|
| 22. April | 67 | 33 |
| 29. April | 57 | 43 |
| 6. Mai | 45 | 55 |
| 12. Mai | 42 | 58 |
| 14. Mai | 79 | 21 |

Nach Mitte Mai stieg die Prozentzahl der Weibchen wieder auf über 40 an.

Obwohl 1948 ein starkes Flugjahr war, wurden aus dem erwähnten Grund doch weniger Eier abgelegt, was zu einer Schwächung der Population führte. Bei Probegrabungen im Herbst 1948 (eigene und nach der einschlägigen Literatur) wurden per Quadratmeter im Maximum folgende Engerlingszahlen gefunden:

| | |
|-------------|-----|
| Waadtland | 500 |
| Freiburg | 303 |
| Bern | 250 |
| Oberraargau | 153 |
| Zürich | 402 |

Wir hatten also schon im Herbst 1948 deutlich weniger Engerlinge als andere Gegenden der Schweiz.

Ein zweiter Schlag traf die Maikäfer im Frühling 1951, einem Flugjahr. Das abendliche Schwärmen wird bei ihnen ausgelöst, wenn es tagsüber einmal 18 bis 20 Grad Celcius warm ist. Das war im Jahr 1951 nach den Aufzeichnungen der Wetterstation Langenthal erstmals am 19. Mai der Fall. Die Käfer mussten deshalb im Boden warten. Sie können aber nicht wochenlang warten, wenn die Zeit zum Ausfliegen und Fressen da ist. Deshalb sind in dieser Zeit viele von ihnen ums Leben gekommen. Landwirte berichteten mir verschiedentlich, dass bei Feldarbeiten im Boden viele tote Maikäfer zum Vorschein kamen, die offenbar gar nie ausgeflogen waren. Der Flug 1951 war denn auch nur ein schwacher. Ähnlich war es im nächsten Flugjahr, 1954. Erst am 9. Mai konnten die ersten Käfer beobachtet werden. Auch in diesem Jahr war der Flug nur ein ganz schwacher. Im Flugjahr 1957 zeigten sich noch weniger.

In nachstehender Tabelle sind die Kilogramm Maikäfer angegeben, welche in der Gemeinde Langenthal in den Flugjahren 1948 bis 1957 bei den Sammelaktionen abgeliefert worden sind. Die Zahlen können für den Oberaargau mehr oder weniger als repräsentativ gelten. Aus ihnen ist der starke Rückgang der Maikäfer klar ersichtlich.

| | |
|------|---------|
| 1948 | 8818 kg |
| 1951 | 1849 kg |
| 1954 | 394 kg |
| 1957 | 0 kg |

Im Flugjahr 1957 wurde die Sammelaktion gestartet, sogar die Grube, um die Käfer versenken zu können, war ausgehoben. Aber keine Käfer wurden abgeliefert, weil fast keine flogen und niemand sammelte. In den Flugjahren 1960 und 1963 wurde deshalb auf die Durchführung von Sammelaktionen verzichtet. Auch 1966 flogen um Langenthal fast keine.

Bei dieser starken Reduktion des Bernerfluges nach 1948 im Oberaargau konnten nun die wirkenden klimatischen Faktoren glaubhaft gemacht werden. Umsomehr darf man annehmen, dass auch beim Zusammenbruch des Urnerfluges nach 1910 Witterungseinflüsse die Ursache waren.

Maikäfer und Wässermatten

Die Wässermatten stehen bei den Landwirten im Oberaargau in hohem Ansehen. Sie kommen selten zum freihändigen Verkauf. Ist dies ausnahmsweise einmal der Fall, werden sie meist teurer bezahlt als bestes Ackerland.

Als einer der Gründe, dass sie so geschätzt werden, wird angegeben, sie seien englerlingssicher, das heisst, es gebe dort keine Englerlingsschäden.

Bei meinen Probegrabungen im Herbst 1948 fand ich in den Wässermatten gleich viele Englerlinge per Quadratmeter, wie in andern Wiesen, nämlich im Mittel ca. 40.

Dass die Wässermatten als englerlingssicher gelten, hat folgende zwei Gründe:

- a) Weil dort nie gepflügt wird, werden keine Englerlinge gesehen;
- b) In Trockenzeiten, wo sich der Englerlingsfrass in Wiesen am besten zeigt, kann hier gewässert werden und die Pflanzen können sich erholen. Deshalb sind keine Schäden sichtbar.

Nur da, wo während der Maikäferflugzeit gewässert werden konnte, sind keine Englerlinge zu erwarten, weil sich die Käfer zur Eiablage nicht ins Wasser begeben. So fanden sich in einem entsprechenden, nachkontrollierten Fall oberhalb des Wässergrabens, wo also nicht gewässert werden konnte, 62 Englerlinge per Quadratmeter, während unterhalb des Grabens, wo gewässert worden war, keine Englerlinge zu finden waren.

Schlussbemerkungen

In einer bernischen Zeitung wurde 1960 über Grossaktionen mit chemischen Mitteln zur Bekämpfung der Maikäfer berichtet, welche in den Jahren 1951 und 1954 zwischen Bern und Thun durchgeführt worden waren. Dabei wurden Maikäferzählungen aus den Flugjahren 1951 und 1960 einander gegenübergestellt. Aus den Zahlen ist ersichtlich, dass seit der Bekämpfung viel weniger Käfer geflogen sind. Zum Schluss wird ausgeführt: «Diese grossen Rückgänge sind einerseits naturbedingt, andererseits deutliche Erfolge der Grossaktionen».

Es ist erfreulich, dass der Berichtersteller zugibt, am starken Rückgang der Maikäfer seit 1951 könnten auch klimatische Einflüsse beteiligt gewesen sein. Wir haben zur Kenntnis genommen, dass seit 1948 bei uns die Maikäfer ebenfalls sehr stark zurückgegangen sind, ohne dass je eine chemische Bekämpfung stattgefunden hätte.

Aber gefehlt hat es nicht viel. Für das Flugjahr 1951 war auch im Oberaargau eine Grossaktion geplant. Verschiedene Gemeinden hatten ihre Mitwirkung zugesagt. Die Pläne für die zu behandelnden Waldränder waren

erstellt. Dazu gehörten auch die Wälder beidseits des Bleienbachmooses. Damals bezog die Gemeinde Langenthal noch einen Grossteil seines Gebrauchswassers vom Pumpwerk Dennli, welches das Grundwasser unter dem Bleienbachmoos nutzte. Im Jahr vorher hatten bei Basel chemische Grossaktionen gegen die Maikäfer stattgefunden und zwar in Gebieten, aus denen Basel sein Trinkwasser bezog. Darauf hatte sich gezeigt, dass bedeutende Mengen des Giftes im Trinkwasser nachzuweisen waren. Auf das hin wideretzten sich die Behörden von Langenthal energisch der Giftverwendung in der Umgebung des Bleienbachmooses. Die Grossaktion im Oberaargau wurde daraufhin abgeblasen.

Gegenwärtig haben wir im Oberaargau einen schwachen Bernerflug und einen spärlichen Urnerflug. Wie diese Tiere durch Witterungseinflüsse gehemmt, können sie durch ebensolche auch gefördert werden. Es besteht durchaus die Möglichkeit, dass wir früher oder später wieder ein stärkeres Berner- oder Urnerflugjahr oder beide haben werden. So haben sich z.B. im Wiggertal in einigen Gemeinden neben dem nun auch dort herrschenden Bernerflug auch die Urner soweit erholt, dass dort nun zwei Jahre nacheinander ein Flugjahr stattfindet. Ueberraschungen sind auch bei uns möglich. Vielleicht bahnt sich jetzt schon von Osten und Westen her eine solche an, denn diesen Frühling war in Wynau, Roggwil, Niederbipp, Seeburg und Herzogenbuchsee ziemlich starker Flug der Maikäfer zu beobachten.

Quellen

- U. Freudiger, Von der Bekämpfung und Naturgeschichte des Maikäfers in alter Zeit. Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, 1949.
- O. Schneider-Orelli und W. Braun, Die Grenzverschiebungen zwischen den Berner- und Urner-Flugjahrgebieten des Maikäfers in der Umgebung von Zürich. Festgabe zum 70. Geburtstag von Prof. Volkart, 1943.
- W. Bieri, Kümmerformen des Maikäfers als Trockenheitsfolge. Mitteilungen der Schweiz. Entomologischen Gesellschaft, 1949.
- H. Siegrist, Die Maikäfer-Flugjahrsverschiebungen im Raum Olten—Willisau von 1900—1949. Mitteilungen der Schweiz. Entomologischen Gesellschaft, 1950.
- F. Kern und E. Günthart, Weitere Untersuchungen über den Flug des Maikäfers. Mitteilungen der Schweiz. Entomologischen Gesellschaft, 1950.
- Maikäfer-Flugkarten des Entomologischen Instituts der ETH in Zürich.
- Protokolle des Gemeinderates und andere Akten der Gemeinde Langenthal.
- Aufzeichnungen der Wetterstation Langenthal.

VON DER ÄLTESTEN SÄUGETIERWELT DES OBERAARGAUS

FRIEDRICH BRÖNNIMANN

Wie der Mensch allerlei lebendige
Tiere nennen würde, so sollen sie
heissen. 1. Mose 2, 19.

Ueber die Urtierwelt des Oberaargaus bis zurück in die tertiäre Erdstufe der unteren Süsswassermolasse (Oligocaen) — Aufschlüsse längs der Aare, am Wischberg in Langenthal und in St. Urban — wurde in unseren Jahrbüchern mehrmals berichtet. In dieser Arbeit wird noch bedeutend weiter zurückgegriffen. Unser Landesteil erstreckt sich im Nordnordwesten bis auf den ersten Jurakamm (zwischen Schmiedenmatt und Schwengimatt) und hat damit auch Anteil an den Ablagerungen im Jura während der ältesten Tertiärepoche, dem *Eocaen*.

In diesen Sedimenten entdeckten die Forscher viele Ueberreste der frühesten Säugetiere. Das benachbarte solothurnische *Egerkingen weist in der Bohn-erzformation die reichste Säugetierfauna Europas auf*. Die Geologen schätzen die Zeitspanne bis dorthin auf nahezu 60 Millionen Jahre. Nach dem biblischen Schöpfungsbericht befänden wir uns am Anfang des sechsten Schöpfungstages. Eine Uebersichtstabelle zurück durch die Erdstufen bis in das Eocaen auf nachstehender Seite mag die Zeitdauer veranschaulichen.

Für die Klassifikation der Eocaenhorizonte, die uns hier besonders interessieren, gab das Pariserbecken (St. Ouen nördlich Montmartre in Paris) die Grundzüge, die ergänzt werden konnten mit der Fundstelle in Castres (63 km östlich Toulon), derjenigen von St. Hippolyte de Caton (Dép. Gard) und mit der Fauna in den Süsswasserkalken von Argenton sur Creuse (Dép. Indre). So konnten im mittleren und oberen Eocaen von unten nach oben fünf verschiedene Horizonte festgestellt werden: unteres und oberes Lutétien, Bartonien, unteres und oberes Ludien. Die stets in Evolution begriffene Tierwelt, hier die unpaarzehigen Huftiere als Leitfossile, gab die Entscheidung für die unterschiedlichen Horizonte.

Gliederung der Neuzeit mit Einreihung der Tier- und Pflanzenfundorte im Oberaargau und Umgebung

| Zeiten | | | | | Gestein | Fundorte |
|-------------|------------|-------------|--|-----------------------------|-----------------------------|--|
| Quartärzeit | Pleistozän | 4. | 4 Eiszeiten | Würm- | Fluss- anschwemmungen | Langenthal, Roggwil, Wynau, Murgenthal, Bannwil, Busswil, Wanzwil, Wynigshaus |
| | | | | Zwischen-Eiszeit | | Abschwemmungs- produkte von Moränen |
| | | 3. | | Riss- | Moränen | |
| | | | | Zwischen-Eiszeit | | Gondiswil |
| | | 2. | | Mindel- | | |
| | | | | Zwischen-Eiszeit | | |
| | | 1. | | Günz- | | |
| | | | | | | |
| Tertiärzeit | Pliozän | Verlandung | | | | |
| | Miozän | Vindobonien | Sarmatien | Obere Süsswassermolasse | | |
| | | | Tortonien | | | |
| | | | Helvetien | Obere Meeresmolasse | | Ochlenberg, Madiswil, Melchnau |
| | | Burdigalien | | | | |
| | Oligozän | Aquitanien | Chattien | Untere Süsswassermolasse | Langenthal, (Wischberg) | |
| | | Stampien | | | Untere Süsswassermolasse | Wynau, Obermurgenthal Murgenthal (s. Schmit- tenrain), Aarwangen |
| | | | | Rupélien | Untere Meeresmolass | |
| | | Sannoisien | | | | |
| | Eozän | oberes | oberes Ludien unteres Ludien | | Bolus | Egerkingen |
| | | mittleres | Bartonien oberes Lutétien unteres Lutétien | | | |
| | | unteres | Yprésien Sparnanien Thanétien Montien | | | |

In der Schweiz können die genannten Horizonte auch festgestellt werden: Oberes Ludien in Gösgen (Sol.), oberes und unteres Ludien und Bartonien am Mormont bei Eclépens (Vaud), *oberes Lutétien in Egerkingen*, dessen Fauna uns im Nachfolgenden beschäftigen soll.

1. Die Fundschicht

Die uns interessierende Ablagerung aus dem Eocaen im Jura ist die sogenannte *Bohnerzformation*. In jener Zeit bedeckte einen Teil unseres Landes ein Meer, in welchem sich der Nummulitenkalk (z.B. Kette Pilatus — Schrattenfluh — Hohgant) und die Flyschgesteine (z.B. Niesenkette) bildeten. Das Juragebiet in weiter Ausdehnung von Südwesten nach Nordosten, aber damals noch nicht in der tektonischen Gestalt von heute, blieb über dem Meer, und eine gewisse Zeit reichte dieses Land auch in die westlichen, helvetischen Voralpen hinein; denn auch dort findet sich die von Flüssen im Festland aufgetragene Bohnerzformation, die hier aber früh wieder absank und von eocaenen Meeresablagerungen überdeckt wurde.

Die Oberfläche der damaligen Juragebiete musste zur Zeit der Ablagerung der Bohnerzformation karrenfeldartig ausgesehen haben, mit Schloten und Gängen, Taschen und Röhren. Diese Aushöhlungen füllten sich im Eocaen durch Flussanschwemmungen nach und nach mit einem eisenschüssigen, darum meist gelb- oder rotgefärbten Ton, dem sogenannten *Bolus*. In der Schweizer-Jurazone ist seine Unterlage westwärts Biel stets Kreide und östlich Biel Malmkalk. Im Oligocaen lagerte sich über dem Bolus Molasse ab (selten erst eine Schicht Süsswasserkalk). Damit ist die stratigraphische Lage der Bohnerzformation festgelegt. Als der Jura gegen das Ende der Tertiärzeit durch Druck aus Südosten gefaltet wurde, machte die Bohnerzformation diese Faltung mit; denn sie bestand ja lange vor dieser.

Heute liegt der Bolus im Kettenjura hauptsächlich beidseitig längs des Fusses der Ketten. Oft ist er von feinen Quarzsanden, gemischt mit Ton, verdrängt.

Dieses Gemisch ist die sogenannte *Huppererde*, das Rohprodukt für feuerfeste Backsteine und Geschirr (Fayence). Bekannt ist das Pruntrutergeschirr. 1804 baute Ludwig von Roll, der Gründer der von Roll'schen Eisenwerke, in Matzendorf im Dünnerntal eine Geschirrfabrik, weil dort nicht nur Bohnerz, sondern auch Huppererde abgebaut werden konnte. Diese er-

wies sich indessen nicht als feuerfest, eignete sich aber für Steingutgeschirr und feine Fayence. Die Matzendorf er Geschirrinindustrie hatte jahrelang guten Absatz. 1884 wurde die Fabrik von der Tonwarenfabrik AG Aedermannsdorf, erworben.

An Stelle des Bolus finden sich in Höhlungen da und dort auch reinweisse, feine und gröbere Quarzsande, die zur Glasfabrikation ausgebeutet werden, so in Münster im Berner Jura und einst bei Wolfisberg an unserem Oberaargauer Jura. *Hans Freudiger* schreibt in seinem Buch «Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp», S. 126: «Im Bezirk des Hofes Wulfisberg lag im 15. Jahrhundert eine Glashütte. Der Glaser zahlte 1491 einen Zins von ein Pfund und 10 Schilling. 1518 heisst es aber, dass derselbe nicht mehr entrichtet werde, weil der Glaser, weggezogen sei.» In den Jahren 1704 bis 1711 soll auf dem nämlichen Platz wieder eine Glashütte bestanden haben, die aber nach wenigen Jahren neuerdings einging. (Dies nach einer Mitteilung von Ing. W. Bieri).

In Taschen mit reinem Bolus bildeten sich da und dort durch Konkretion erbsengrosse, sogenannte Erzbohnen. Diese Bohnerzkörner sanken vermöge ihrer Schwere in den Taschen nach unten. Vielerorts wurde das Bohnerz ausgebeutet, besonders im Berner- und Solothurnerjura. Dort befanden sich nach Angabe von Prof. *Heim* noch 1855 acht Hochöfen im Betrieb. Von 1854 bis 1904 seien im bernischen Juragebiet ca. 320 000 t Roheisen gewonnen worden. An der Südflanke der ersten Jurakette waren Lengnau, Weissenstein-Südhang, Oensingen und Egerkingen Stellen für Erzgewinnung. Heutzutage wird im Jura kein Bohnerz mehr verhüttet, wohl aber in Choindez ein Teil des erzhaltigen Steins von Herznach, der einen mittleren Eisengehalt von 30% aufweist.

2. Die alttertiäre Tierwelt

Alle Ablagerungen der Bohnerzformation sind Landerosionsprodukte, und die im Bolus eingeschlossenen tierischen Ueberreste gehören ausschliesslich Landtieren an, die hier in der Erdgeschichte erstmals in grosser Zahl nachgewiesen wurden. Das Juragebiet, das aus dem Eocænmeer herausragte, war somit ein Wohnplatz der frühesten Säugetierwelt. — Freilich soll nicht unerwähnt bleiben, dass, wenn auch ganz selten, schon im Juragestein und in der Kreide, so im Dogger und im Malm Englands und in der

Kreide in Nordamerika, Spuren von solchen nachgewiesen wurden. — Wie verbreitet die Bohnerzformation im ganzen Juragebiet auch ist, Fundplätze mit tierischen Ueberresten gibt es sehr wenige. Der bedeutendste liegt in der Nähe unseres Landesteils, nämlich zwischen Oberbuchsiten und Egerkingen auf Solothurnerboden.

Die im Bolus eingeschwemmten Tierreste liegen bunt durcheinander, aber sie sind meist gut erhalten, was dafür spricht, dass sie nicht von weit her kamen, sonst wären sie abgerollt. Für die Paläontologen war es ein mühsames Erlesen. Aber die vorhandenen Gebissteile und Einzelzähne — diese enthalten die artbestimmenden Merkmale der Tiere — ermöglichten dem Forscher, Tiergeschlechter und Tierarten zu bestimmen.

Die Funde in Egerkingen haben von den international bekannten Paläontologen *L. Rüttimeyer* und *H. G. Stehlin* eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Letzterer hat die in schweizerischen Sammlungen befindlichen Säugetierreste des Eocaen einer gründlichen Durchforschung unterzogen und konnte auch durch neue Ausgrabungen und damit bedeutende Vermehrung des Vergleichsmaterials eine stratigraphische Einordnung der Tiere erreichen und Stammlinien aufstellen, wie die Tabelle auf der folgenden Seite zeigt.

Die Tierwelt von Egerkingen gehört zur Hauptsache dem oberen Lutétien an, hat aber auch ältere Formen, die dem unteren Lutétien, vielleicht sogar dem oberen Untereocaen zuzuweisen sind. Für den Forscher ist die Bezeichnung (Odontologie) dieser Tiere von höchstem Interesse. Auffallend sind die niedrigen Backenzahnkronen und die fast regelmässig geschlossenen Zahnreihen. Die Lücken im vorderen Teil der Mandibel bei Huftieren treten erst ausnahmsweise auf und sind kleiner als bei den jetzt lebenden. Die niedrigen Backenzahnkronen verglich *Rüttimeyer* mit Siegeln. Die Nager hatten kein wesentlich anderes Gebiss als heute. Auffallend ist auch die Kleinheit der wenigen erhaltenen Gehirnkapseln und ihre stets horizontale Lage.

Aus der Entwicklung der Zähne von einer Erdstufe zur andern kann eine deutliche Evolution der Tiere festgestellt werden. Da die Huftiere in dieser Zeit vorwiegen, ist auch deren Aszendenz auf odontologischer Basis am besten möglich, besser als etwa bei den Raubtieren, wo zu diesem Zweck auch andere Teile des Skeletts beigezogen werden mussten. Es ist festgestellt, dass jede Einzelheit eines Zahnes ihre Entwicklungsgeschichte hat. Der Untersuchung — sagt *Stehlin* — kam es sehr zu statten, dass aus der Bohnerzfor-

Tierartenzahl in den 3 aufeinanderfolgenden Erdstufen wie sie H. G. Stehlin zusammenstellte

| Stammlinien | | Lutétien | Bartonien | Ludien |
|---|---|----------|-----------|--------|
| Chasmodontidae | } Tapir- und Nashornartige Urpferde | 1 | 1 | — |
| Lophiodontidae | | 4—5 | 2 | — |
| Palaeohippidae | | 12 | 8—9 | 12—13 |
| Summe der Perissodactyla (Mehrhüfer) | | 17—18 | 11—12 | 12—13 |
| Hypoconifera | } Paarhufer | 5—6 | — | 3 |
| Caenotheridae | | — | — | 1 |
| Euartiodactyla | | 15—18 | 12—15 | 14—15 |
| Summe der Artiodactyla Paarhufer | | 20—22 | 12—15 | 18—19 |
| Carnivora (Raubtiere), davon: | | 10 | 3 | 3—4 |
| Creodonten = Urraubtiere, primitive Fleischfresser | | (9) | (2) | (2—3) |
| Insectivora, Insektenfresser | | 2—3 | — | — |
| Chiroptera, Fledermäuse | | 1 | — | 1 |
| Primates, mit Händen versehene Säugetiere | | 10 | 1 | 2 |
| Marsupialia, Beuteltiere | | 1 | — | 1 |
| Rodentia, Nagetiere | | 5 | 2—3 | 6 |
| Summe der Unguiculata (Krallentiere) | | 29—30 | 6—7 | 13—14 |

mation viele Gebisse in bemerkenswerter Vollständigkeit vorhanden sind und auch in einer geschlossenen Serie fossilführender Horizonte. Die Extremitäten haben im Laufe der Zeit Wandlungen durchgemacht. So waren z.B. die Eocaenpferde noch dreizehig. Stehlin ist gegen die Behauptung, die stammesgeschichtliche Umwandlung habe sich ruckweise vollzogen. «Mir scheint», sagt er, «dass im Gegenteil die Ergebnisse der Paläontologie immer deutlicher dafür sprechen, dass alle physiologisch wichtigen Wandlungen, wie diejenigen des Zahngepräges, der Fuss-Struktur u.s.f., sich unter mannigfachen, individuellen Schwankungen ganz sachte vollzogen haben.» Allerdings war das Tempo in verschiedenen Stammlinien verschieden. Er sagt, Tapir und Pferd hätten irgendwo in grauer Vorzeit einen gemeinsamen Ahnen gehabt. Die Entwicklung des Pferdes aber müsse eine intensivere gewesen sein als die des Tapirs. Er sagt ferner, in der Regel würden die Tiere während ihrer paläontologischen Entwicklung immer grösser. Die Steigerung der Körpergrösse war den strukturellen Veränderungen förderlich, ja, scheint deren Ursache zu sein.

Der Forscher stellt über die Fauna dieser Zeit auch tiergeographische Betrachtungen an. Im Untereocaen gab es nämlich in Europa und in Nordamerika eine Reihe nahezu identischer Säugetierformen, es musste also eine gangbare Brücke zwischen beiden Kontinenten bestanden haben. — Aber schon am Ende des Untereocaen war die Verbindung geringer und in der weiteren Eocaenzeit ganz weg. Die beiden Faunen wurden in dieser Zeit einander fremd. Erst im Oligocaen sind die Formen in beiden Kontinenten nahezu identisch, also bestand wieder eine Verbindung. — Im mittleren und oberen Eocaen müsse bei uns auch eine Zuwanderung von Säugetieren stattgefunden haben und ebenso in Amerika. Man vermutet, von Asien her.

Betrachten wir nun die Tierwelt der Bohnerzformation selber, insofern dies überhaupt möglich ist. Oft müssen wir uns freilich als Laien mit Artmerkmalen begnügen oder hören nur einen fremdklingenden Namen, denn die griechischen Bezeichnungen, deren sich die Gelehrten bedienen, und nach deren Sinn man in den Lexiken meist vergeblich sucht, können uns nicht sonderlich erwärmen.

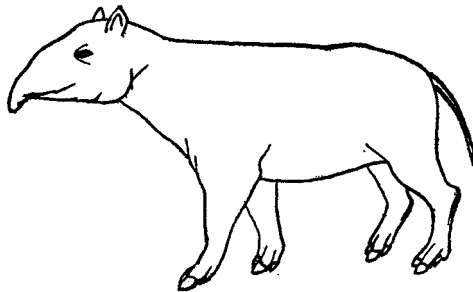
Unsere nun folgende Darstellung einzelner Tiere gründet sich meistens auf die wissenschaftliche Forschung von *Dr. H. G. Stehlin*, Basel und auf die ausgestellten Funde von Egerkingen in den Museen von Basel (Museum für Natur- und Völkerkunde) Solothurn und Olten. Dort sind Skelettstücke einzelner Knochen und Knöchelchen, Zähne und Zähnnchen in Menge zu

sehen, selten eine Rekonstruktion eines Tieres, denn dazu sind wesentliche Bestandteile des Knochengerüsts notwendig. Aber von Zähnen und Schädelstücken, ev. Gliederknochen kann über ein Individuum doch Wesentliches ausgesagt werden: Zugehörigkeit zu einer Tierklasse, Art, äussere Gestalt, Lebensweise u.a.

Nun zunächst die Klasse der *Mehr- oder Unpaarhufer* (Perissodactyla). Schon in der Untereocaenzeit (im Yprésien) waren nashornartige Tiere, *Lophiodon* und *Chasmotherien* vorhanden. Sie standen den heute lebenden Tapiren und Nashörnern nahe, unterschieden sich aber von ihnen durch ihre an Raubtiere erinnernden Eckzähne und durch das Fehlen von Hörnern auf der Nase, wie auch das Fehlen des Rüssels, aber ihre Backenzähne sind denjenigen der Tapire ähnlich. In Egerkingen wurden zwei Arten festgestellt: *Lophiodon rhinoceroideus* Rütim. und *Lophiodon chasmothorium*. Die ausgestellten Prämolaren und Molaren bezeugen, dass es sich um Tiere von Nashorngrösse handelt. Die Lophiodonten erlebten ihre Blütezeit im Lutétien.

Erst gegen das Ende der oben erwähnten Erdzeit erscheinen pferdeartige Tiere, die fossilen Vorläufer der Pferde, die *Palaeotherien* (Alttiere), die in der äusseren Erscheinung den Tapieren gleichen. Einige Arten erreichten die Grösse eines Schweins, andere die des Rhinoceros. Wie der Tapir, so hatte auch das Palaeotherium einen kurzen, beweglichen Rüssel. Die Vorbacken- und Eckzähne gleichen denen des Tapirs, die Backenzähne denen des Nashorns. Die Füsse hatten eine starke Mittelzehe und zwei etwas schwächere Nebenzehen, was offenbar schon auf eine allmähliche Entwicklung zum Einhufer hinzudeuten scheint.

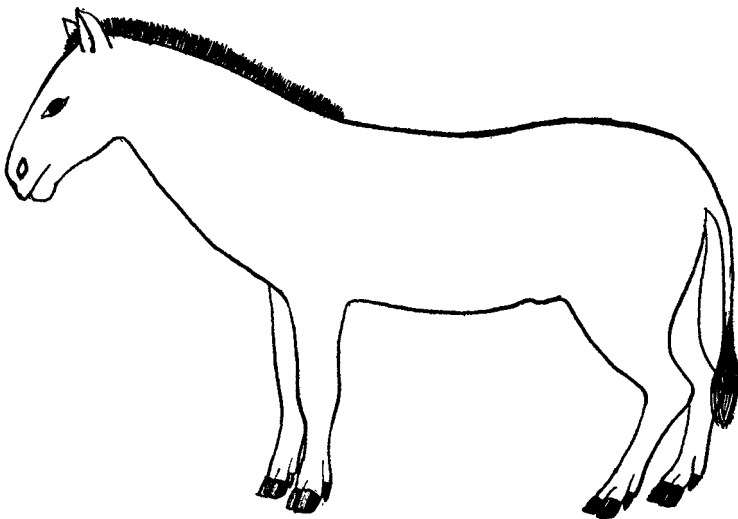
In Egerkingen, das wie erwähnt in der Bohnerzformation die reichste Säugetierfauna in Europa aufweist, wurden viele Palaeotherienarten festgestellt, so: *Propalaeotherium parvulum*, *Chasmothorium Cartieri* R, *Plagiolophus*



Cuvier, Plagiolophus Cartieri Rütim., Lophiotherium pygmaeum D. Dieses ist eines der vielen Pferdchen, die zur Eocaenzeit unseren Kontinent belebt haben. Es hatte ungefähr die Grösse eines Fuchses. Seine Backenzahnkronen sind ausserordentlich niedrig. — *Palaeohippide* ist ein nicht näher bekanntes Urpferd.

Noch sind zu nennen: *Palaeotherium Rütimayeri* — *Stehlin*, *Palaeotherium eocaenum G.*, *Palaeotherium castrense Noulet*, *Palaeotherium curtum*. — Zu den Eocaenpferden bemerkt *Stehlin*: «Wahrscheinlich sahen sich diese äusserlich sehr ähnlich». Er bemerkt auch: Die *Palaeotherien* variieren in der Grösse von der des Schabrackentapiers bis zu derjenigen eines Fuchses. Das kleinste aus der Bohnerzformation bekannte Pferdchen wurde 12 cm hoch und ca. 20 cm lang. — Als Gegensatz zu diesem Kleinpferdchen sei noch *das grosse Palaeotherium* (*Palaeotherium magnum*) erwähnt, von welchem Ueberreste in Mormoiron (Vaucluse) und in Obergösgen (Kt. Solothurn) ausgehoben wurden. Die Rekonstruktion, wie wir sie in einem Bild im Basler Museum sehen können, zeigt ein Tier, das der Pferdegestalt schon recht nahe ist, allerdings noch mit Quastenschwanz. Hier eine verkleinerte Wiedergabe.

Unser Pferd hat also eine vielverzweigte Ahnenschaft, aus der es zur edelsten Gestalt unter den Säugetieren herangewachsen ist, als kluger und vertrauter Freund des Menschen.



Die zahlreichen Arten der *Paarhufer* (Artiodactyla) des Eocaen, deren äussere Erscheinung mannigfaltiger war als die der Unpaarhufer, sind im Basler Museum in drei Sektoren ausgestellt. Es handelt sich um Tiere von Ratten- bis Schafgrösse.

In der ersten Gruppe stehen die Dichobuniden. Es sind Kleintiere, die schon im Oligocaen ausstarben. Ihre Kiefer zeigen geschlossene Zahnreihen. Die Glieder enden mit vier Zehen: zwei starke in der Mitte, zwei kürzere und schwächere aussen. *Cuvier* sagt: «Dichobune war weit verbreitet und spielte im Eocaen sozusagen die Rolle unseres Hasen, besass die gleiche Grösse, die gleiche Proportion der Vorderbeine, die gleiche Kraft und Schnelligkeit.» Zu dieser Familie gehörten *Dichobune lengi Rütim.*, *Dichobune robertiana*, *Mouillacitherium Cartieri Rütim.*, *Meniscodon europaeum Rütim.* — Im Museum in Solothurn sind die Dichobuniden als Vorläufer unsrer Wiederkäuer bezeichnet.

Die zweite Gruppe der Paarhufer, die Euartiodactyla, umfasst viele Arten, auch die Schweine. Da sind zwei Arten Dichodon: *Dichodon Cartieri*, und *Dichodon Rütimayeri*, von dem auch in Delsberg Ueberreste gefunden wurden. Dann folgen *Haplomeryx Egerkingense Stehlin*, *Haplobunodon solodurens Stehlin*, *Pseudamphimeryx Schlossen Rütim.* Der Letztgenannte ist der kleinste Paarhufer. Er erreichte die Grösse einer Ratte. — Ferner sind kleine Ueberreste von *Dacrytherium elegans Filhol* ausgestellt. *Dacrytherium priscum Stehlin* erreichte Schafgrösse. Ungefähr von gleicher Grösse war *Catodonthierium buxgovianum St.* In die zweite Gruppe gehören noch *Catodonthierium fallax St.*, *Mixotherium priscum*, *Ragatherium Kowalewski St.*, *Leptoteridium traguloides St.*, *Tapirulus majori Stehlin.* — Es waren kleine Tiere, wie uns die ausgestellten Schädelchen, Kieferchen, Zähnchen zeigen.

Auch ein kleines Schwein hat Zähne hinterlassen, es wurde *Cebochoerus Rütimayeri* benannt. Ein Kieferchen verrät noch eine zweite Art, nämlich *Cebochoerus suillus Stehlin.*

Beim eocaenen Schwein sind alle Backenzähne gleich gross, beim Wildschwein ist der vorderste der kleinste und der hinterste der grösste.

Zu der dritten Gruppe der Paarhufer gehören die *Caenotheriden*, die aber erst im oberen Eocaen, Stufe Ludien, erscheinen und deshalb für Egerkingen ausser Betracht fallen.

Die Krallentiere (Unguiculata) weisen schon damals eine stattliche Reihe von Stammlinien auf. Voran nennen wir die *Urraubtiere* (Creodonten). Es sind primitive Fleischfresser. Ihre Tatzen hatten zumeist fünf Nägel. Die

Gebisse zeigen Aehnlichkeit mit denen der Insektenfresser. Ihre Hauptentwicklung erreichten sie im Eocaen Europas und Amerikas, dann starben sie aus. Im Basler Museum sind bezahnte Kiefer und Schädel dieser einstigen Tiergattung ausgestellt. Ihre Namen sind die folgenden: *Hyänodon spec.* (Unterkiefer 6½ cm lang), *Propterodon spec.* (Schädel ca. 16 cm lang), *Proviverra typica Rüttimeyer* (Mandibel 4 cm lang. Es ist die Urzibetkatze. *Sinopa spec.*).

Im Eocaen gab es auch schon *echte Raubtiere* (Carnivora). In ihrem Gebiss war der drittletzte Backenzahn zum Reisszahn ausgebildet. Von Egerkingen hat das Basler Museum eine kleine Mandibel von *Cynodictis spec.* ausgestellt.

Als Vertreter der *Nagetiere* (Rodentia) sind von Egerkingen drei Arten vorhanden: Ein eichhörnchenähnliches Tierchen, *Adelomys Cartieri Stehlin*, ein zweites in der Grösse eines Murmeltieres, *Plesiarctomys spectabilis major* und *Aeluravus Picteti Rüttimeyer*.

Die *Beuteltiere* (Marsupialia) sind mit der Beutelratte, *Peratherium spec.* durch ein Unterkieferchen mit spitzigen Zähnen vertreten.

Im Eocaen erscheinen die ersten *Fledermäuse* (Chiroptera), die wenig unterschiedlich von unseren jetztlebenden sind, also fliegen konnten. *Stehlin* sagt: Da die Forschung beweist, dass jedes Tier seine Entwicklungsgeschichte hat, dürfte es auch bei diesen Flatterern so sein, aber hier fehlen die Unterlagen noch. Ein Unterkieferchen dieser Urfledermaus gehört der *Paleonycteris pusilla Revilliod* an. Auch zwei weitere Arten wurden festgestellt: *Paleonycteris Rüttimeyeri Revilliod* und *Pseudorhinolophus egerkingensis Revilliod*.

Formen, deren systematische Stellung noch umstritten ist, sind: *Amphichiromys europaeus Rüttimeyer* und *Heterochiromys Picteti Rüttimeyer*. Im europäischen Eocaen lebten zudem zahlreiche Halbaffen, die man heutzutage auf Madagaskar, in Afrika und Indien antrifft. Es sind dabei ganz kleine Tierchen. Ein mausgrosses, das dem heute lebenden Koboldmaki (Tarsius) ähnlich sah, war der *Necrolemur Filholi Chantre und Gaillard*. Die Funde von Egerkingen bezeugen noch folgende Halbaffenarten: *Periconodon helveticus Rüttimeyer*, *Adapis (Leptadapis) Rüttimeyeri Stehlin*, *Adapis priscus Stehlin*, *Adapis sciureus Stehlin*, *Necrolemur cfr. Zitteli Schlosser*, *Anchomomys Gaillardi Stehlin*, *Anchomomys pygmaeus Rüttimeyer* und *Caenopithecus lemuroides Rüttimeyer*. Die Zähne der letztgenannten Art lieferten den ersten wissenschaftlichen Nachweis eines alttertiären Halbaffen.

Das Vorkommen gerade dieser Tiere, die heutzutage in tropischen Gebieten Afrikas und Indiens vorkommen, macht uns auch auf das Klima des Eocaens, in welchem die damalige Tierwelt lebte, aufmerksam. Prof. *Albert Heim* sagt in seiner Geologie der Schweiz von dem eisenschüssigen Bolus, er sei eine Art Laterit, eine terra rossa, wie er in den Tropen vorkommt, und wenn wir von Affen, tapirartigen Tieren und Ueberresten einer Riesenschlange, die nachgewiesen wurden, hören, kann kein Zweifel bestehen, dass die Eocaenzeit in einem tropischen Klima abliefe. Das sehen wir denn auch in der Pflanzenwelt.

Welche Erklärung gibt uns die Wissenschaft für dieses Klima? Um mit Alfred Wegener, dem hervorragenden Geophysiker zu sprechen, musste damals die Erdachse durch Veränderung ihrer Stellung zur Sonne so gestanden haben, dass unser Land im Tropengürtel lag. — Die neueste Forschung aber widerspricht dieser Ansicht, indem sie die Verschiebung der Erdzonen, gestützt auf Untersuchungen magnetischer Mineralien, einer allgemeinen Kontinentaldrift zuschreibt.

Da die Grosszahl der im Eocaen nachgewiesenen Säugetiere Pflanzenfresser waren, muss eine üppige, tropische Vegetation, wie sie heutzutage etwa Hinterindien aufweist, ihnen zur Nahrung gedient haben.

In unserem Jura sind bis jetzt allerdings fast keine Hinweise auf die Pflanzenwelt zu Tage getreten. Einzig im Bolus des Delsbergerbeckens fand Dr. *Grepin* einige versteinerte Früchte von Armleuchtergewächsen, die mit kleinen Wäzchen bedeckt sind. *Oswald Heer* bemerkt dazu: «Sie sagen uns, dass der Grund der süßen Gewässer des eocaenen Jura stellenweise mit den grünen Rasen der Armleuchterarten in ähnlicher Weise überzogen war, wie in der Jetztzeit, nur hat diese keine Arten mit warzigen Früchten aufzuweisen.»

Wir sind für die eocaene Pflanzenwelt auf Fundplätze ausserhalb unseres Landes angewiesen. Ein solcher aus jener Zeit ist der Monte Bolca in der Provence. Die Petrefakten in seinen Felsen zeigen, wie *Heer* sagt, den «tropisch asiatischen Typus. Das Ufer dieses Meeres war mit immergrünen Laubbäumen und Gebüsch bekleidet.» Feigen- und Kautschukbäume, Eucalyptus, Myrten- und Sandelbäume sind u.a. nachweisbar, auch eine kleine Fächerpalme.

Eine ebenso reiche, gleichaltrige Flora konnte *Heer* selber auf der Insel Wight im Aermelkanal feststellen. Er sah dort im Geiste auch die wunder-

baren Urwälder hinter den Ufern unsres Eocaenmeeres mit den immergrünen Eichen und Mammutbäumen, die sich in den Gewässern spiegelten, an denen die Tierwelt in der tropischen Hitze ihren Durst löschte. *Oswald Heer*, der die Pflanzenwelt jener Zeit eifrig erforschte, sagt zusammenfassend: «Europa tritt uns schon zur Eocaenzeit als ein beträchtliches, aber von zahlreichen Meeresarmen durchschnittenes Festland entgegen, das einer reichen Pflanzen- und Tierwelt eine geeignete Stätte zur Entwicklung darbot. Die immergrünen Urwälder mit ihren Feigen- und Seifenbäumen, ihren Myrten und Palmen passen sehr wohl zu den tapirartigen Palaeotherien, den Moschustieren und Affen, welche in denselben hausten.»

Literaturangaben:

- Stehlin H. G.*, Ueber die Säugetiere der schweizerischen Bohnerzformation. Verh. Schweiz. Natf. Ges., Band I, Basel 1910. Kommissionsverlag Sauerländer, Aarau.
- Stehlin H. G.*, Die Säugetiere des schweizer. Eocaens. Abh. Schweizer, paläontolog. Ges. 1903.
- Boule Marcellin et Piveteau Jean*, Les Fossiles. Masson, Paris 1935.
- Freudiger Hans*, Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp. Balsthal, 1912.
- Gesellschaft der Ludwig von Roll'schen Eisenwerke AG, Gerlafingen 1948.
- Heer Oswald*, Die Urwelt der Schweiz, Schulthess, Zürich 1883.
- Heim Albert*, Geologie der Schweiz. Band I Molasseland und Juragebirge; zweiter Hauptteil S. 529 ff. Leipzig 1919.
- Kuhn Emil*, Geschichte der Wirbeltiere. Rüegg, Zürich 1951.
- Peyer Bernhard*, Geschichte der Tierwelt. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1950.
- Weisz Leo*, Geschichte der Ludwig von Roll'schen Eisenwerke. Bd. I Gerlafingen 1953. Orell Füssli, Zürich.

Sammlungen:

- Museum für Natur- und Völkerkunde in Basel.
- Museen von Solothurn und Olten.

BEITRÄGE ZUR ORTSNAMENKUNDE

HANS HENZI

Dieser Aufsatz geht aus von der lateinisch geschriebenen Topographia Bernensis, die der am 31. August 1577 in Bern an der Pest verstorbene und aus Breisach (Baden) stammende Stadtarzt Thomas Schöpf (sprich: Schepf) als Kommentar zu seiner Karte des damaligen Staates Bern verfasst hat.¹ Beim Lesen von Ortsnamen wie Böricken, Dierenrot, Litzelflie, Riedisbach, Hennenhusen, Oeschfurt und Triegendorf wird der Ortskundige unserer Gegend stutzen und kritisch werden. Die Karte zeigt, dass damit Berken, Dürrenrot, Lützelflüh, Rüedisbach, Heimenhausen, Oeschberg und ein Ort bei Seeberg gemeint sind. Thomas Schöpf hat also entsprechend seiner badensischen Aussprache i für ü geschrieben und umgekehrt in «Berken» bzw. älterem «Berikon» (entstanden aus Beringhofen)² für betontes «e» ein «ö» gesetzt, wie es für seinen eigenen Namen gilt. Diese Schreibweise erscheint ebenfalls in der 1694 von Albert Zollinger, Pfarrer in Gampelen, verfertigten und 1734 in Basel gedruckten Karte³, ja sie wird dort noch verschlimmert durch weggelassene Umlaut-Zeichen auf ö und ü, sodass nun für Berken, Thörigen, Lünisberg die Namen Boriken, Dorigen, Lunisberg stehen.

Am schlimmsten ist Thomas Schöpf mit *Heimenhausen*⁴ verfahren, das er, vermutlich verführt durch den in alten Texten fehlenden Punkt auf dem i, in ein Hennenhusen verwandelt. Ebenso unrichtig ist «Heinenhausen» im Schweizerischen Lexikon des Zürchers Hans Jakob Leu (1756). In lokalen Urkunden (Kirchenrödel von Herzogenbuchsee und Seeberg, sowie in Wangen verfassten amtlichen Schriftstücken) kommen die zwei letztgenannten Formen nicht vor. Pergamentbriefe vom ehemaligen Hof der Familie Schär in Inkwil von 1517 und 1534 in unserem Besitz sprechen z.B. von der «pursame von Heimenhusen» bzw. unmissverständlich «Heymenhusen».

Dagegen entspricht der Ortsname «Oeschfurt»⁵ für das heutige Oeschberg bei Koppigen der ursprünglichen, sinnvollen Bezeichnung. Alfred

Bärtschi sagt in seiner geschichtlichen Arbeit über das Oeschberggut^{5a}: «Aus den Einträgen in den Sackkalendern des Alchenstorfer Müllers Kaderli lässt sich nachweisen, wie Oeschfurt zuerst zu Oeschfer und endlich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Oeschberg wurde».⁶ Die gleiche Wandlung erfuhr der Flurname «Oeschfurtacker» in der Gemeinde Seeberg, westlich der Bernstrasse.

Ganz unbekannt ist heute ein Ort «Triegendorf» bei Grasswil, den Th. Schöpf als ein zwischen der Pfarrei und Rietwil bestehendes Dorf nennt: «Triegendorf pagus inter parochiam et Rietwil existens». Vom Grossholz sagt er, dass es zwischen «Alchistorf, Rietwyl und Triegendorf» liege. Wir finden den Namen in einem von Hans Trechsel, Bürgermeister zu Burgdorf gesiegelten Pergament vom 29. September 1528 («uff Santt michels des heilligen ertzengels»), wonach Georg zum Stein zu Triegendorff an Jost Wild, Wirt zu Wynigen, um 60 Pfd Bernermünze einen jährlichen ewigen Zins von 2 Viertel Dinkel und 2 jungen Hühnern ab dem Oeschacker, 1½ Jucharten haltend, verkauft.⁷ Als «Driegendorf» steht er im «Urbarlin» über die Kohlerischen Bodengülten von 1625⁸ und am 17. April 1681 wird Urs Kummer in Triegendorf als ein Taufzeuge im Taufrodel von Seeberg genannt. H. J. Leus Schweizer Lexikon von 1763 kennt den Ort noch als «Dorf in der Pfarrei Seeberg, in dem bernischen Amt Wangen», während Karl Durheim ihn 1845 nur noch im Nachtrag seines Verzeichnisses der Ortschaften des Freistaates Bern, Bd. 3 erwähnt als «Triegendorf (Tryegendorf), veralteter Name von 4 Häusern zum zerstreuten Dorf Niedergrasswyl gehörend». Heute heisst dieser Weiler mundartlich «dr Egge». Nannte man ihn ursprünglich etwa «Dry-Egge-dorf», weil sich der Talgrund dort nach drei Ecken öffnet?

Schliesslich sei in diesem Zusammenhang auch noch der ebenso vergessene, aber ortskundlich bedeutsame «Spekigraben» aufgeführt. Er wird schon 1542 als Grenzlinie genannt in einem Marchbrief betr. «Twing und Gricht» Thörigen und Bettenhausen⁹ und spielt eine wichtige Rolle bei den oberinstanzlichen Entscheiden vom 13. Mai 1794 des «Deutsch Commissariats» und vom 1. September 1856 des Regierungsstatthalters des Amtsbezirks Wangen in Grenzstreitigkeiten zwischen Thörigen, Bettenhausen und Bollodingen¹⁰. Im Jahr 1794 wird u.a. festgelegt, dass die Bezirksmarche «zu Vermeidung allen künftigen Difficultäten an dem Ort, wo der eingegangene Spekigraben in den elteren Beschreibungen als Marche angegeben wird, von dem Stein No. 4 (in dess Weibels Gyaxen von Herzo-

genbuchsee *Spekimatten*) ... zu dem Stein No. 5 ... in gerader Linie fort Laufen solle». 1856 hingegen wird nach «einem von Herrn Geometer Stürler von Bern im Jahre 1791 aufgenommenen Plan des Gerichts Thörigen und Bettenhausen»¹¹ erkannt, dass die Marche zwischen den Steinen Nr. 4 und 3 «dem Spekigraben in seinen Krümmungen nachgeht». Uns interessiert hier besonders der Name «Speki». Albert Jahn sagt von Bollodingen in seinem Werk «Der Kanton Bern... antiquarisch-topographisch beschrieben. Bern, 1850», dass ein erhöhter Platz «das Muri» heisse und man nach Fundberichten aus der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts im Boden des Muri römische Münzen aus der Zeit des Nero und farbige Würfel eines Mosaikbodens gefunden habe. Bei Herzogenbuchsee bemerkt er zum Schluss: «Noch ist in der nächsten Umgegend ein von alters befestigter Punkt zu erwähnen; es ist die Spitze eines konischen Hügels ...¹² Ohne den jetzigen bewaldeten Zustand des Hügels könnte man von dort aus sowohl die Gegend von Herzogenbuchsee, als die Strasse übersehen, und es scheinen demnach die Römer hier eine vom Kastell abhängige *Specula* (= Warte) angelegt zu haben.» Prof. Otto Tschumi¹³ glaubte, dass auch die Reste des sog. Hombergsschlösses bei Thörigen von einer römischen Wachturmanlage herrührten, «die vielleicht in Augenverbindung stand mit dem Zwingherrenschloss in Herzogenbuchsee». Da der Spekigraben in der Blickrichtung vom Hombergsschloss zum Zwingherrenhubel verläuft, liegt es nahe, dass wir bei seinem Namen und dem der Spekimatte einen Zusammenhang mit römischen Warten (*speculae*) vermuten.

Anmerkungen und Belege

- ¹ Vgl. Kantonalen Kartenkatalog (= KKK) von Prof. G. Grosjean und Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz (= HBLs), Supplement.
Die Burgerbibliothek Bern besitzt 2 Kommentare, Mss. Hist. Helv. I 19 und Mül. 4.
- ² HBLs, Bd. 2, S. 124 und Christian Lerch «Der Obergeraargau» in «Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern», Bd. I, 1948, Verlag Bosch, Zollikon ZH, S. 14. Ebenso hiess Bolken früher Bolliken und Etziken urkundlich 1425: Etzikofen (vgl. Solothurner Wochenblatt 1824, S. 315).
- ³ Burgerbibliothek Bern, Karte von Albert Zollinger, vorangeheftet im Kartenatlas von «Thomas Schepf 1578», Mül. S. 4.
- ⁴ Alb. Jahn, Chronik des Kantons Bern, 1857 vermerkt beim Art. Heimenhausen: «urk. Hennenhusen 1577», was das HBLs, Bd. 4, S. 128 kommentarlos weiter gibt.
- ⁵ Burgdorf, Burger-Archiv, Urkunde 25. Dez. 1674 erwähnt «Bernhard Affolter zu Oeschfurth» als Zeugen.

^{5a}(abgedruckt im Tätigkeitsbericht der Oekonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern für das Jahr 1950)

⁶ Die Kirchenrödel von Koppigen folgen der mundartlichen Wandlung wohl weniger genau. Eine Durchsicht mit 39 notierten Daten ergab folgendes Bild:

Oeschfurt, vereinzelt *Oeschfurth*, von 1643—1699

Oeschberg von 1700—1779 (ausgenommen 1. 1. 1704 und 17.1. 1706 mit *Oeschfurt*)

Oeschfurt (4 X mit th) von 1780—1814 (ausgen. 1796/97 dreimal: *Oeschberg*)

Oeschberg ab 21. 7. 1816

⁷ Staatsarchiv Bern (StAB), Wangenbuch C1, 129

⁸ StAB

⁹ StAB, Dokumentenbuch Burgdorf, Nr. 76, S. 77

¹⁰ Gemeindearchive Oberönz und Bettenhausen

¹¹ KKK, Nr. 321: Thörigen und Bettenhausen, Flurplan 1797 Jahrzahl unrichtig, statt 1791)

¹² gemeint ist der heutige «Zwingherrenhubel»

¹³ O. Tschumi, Urgeschichte des Kantons Bern, 1953, Art. Thörigen



Bleistiftzeichnung Carl Rechsteiner.

ABERGLAUBEN UND ALTES BRAUCHTUM IM OBERAARGAU

WILHELM WELLAUER

Der Umstand, dass in den Verhandlungen des Oberchorgerichtes im Lauf der Jahrhunderte nur dreimal Wangen an der Aare Erwähnung getan wird, deutet daraufhin, dass dort der Alltag im bürgerlichen wie im kirchlich-religiösen Leben nach Gesetz und Ordnung seinen Ablauf genommen hat. Man war offensichtlich bestrebt, keinen Anstoss zu erregen. Und wenn auch Ausnahmen vorkamen, die ein Einschreiten von oben her verlangten, so nicht, weil etwa weltbewegende Fragen und Geschäfte auf dem Spiele standen. Das obrigkeitliche Mahnwort sollte mehr der Belehrung dienen und zwar aus väterlicher Fürsorge.

Wie eine katholische Kilbi einem reformierten Brauch ruft

Wenn jeweilen im katholischen Flumenthal, in unmittelbarer Nachbarschaft, Kilbi angesagt war, stand dem Dorf und seiner Umgebung auf Solothurner Boden allerlei Kurzweil und Lustbarkeit bevor. Wo aber das Hoheitszeichen der Stadt und Republik Bern sich erhob, da prallte die Einladung wirkungslos ab, denn der Rat hatte bei schwerer Busse den Besuch der Kilbinen verboten. Noch die Chorgerichts-Satzung von 1739 lautete: «Paptistische Ceremonien. Dieweil derselbigem viel und mancherley sind, fürnemlich aber die Mäss und Kirchweyhenen, Walfarten und dergleichen, wollen wir jede Manns-Persohn so sich darmit vergehen wurde um zehen und ein Weib um fünff Pfund straffen». Da verfielen die Reformierten des angrenzenden Bernbietes auf den Gedanken, sich irgendwie schadlos zu halten und einen Ersatz dafür zu schaffen. Sie fingen an, am sog. Flumenthaler Tag in *Attiswil* zusammenzukommen, um bei Geselligkeit und Becherklang sich ebenfalls zu vergnügen. Auf diese Weise entwickelte sich mit der Zeit ein förmlicher Brauch. Ob und wie das rechte Mass von Anstand eingehalten wurde, hat wohl kein Chronist überliefert. Jedenfalls muss

es in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts gelegentlich lebhaft und fröhlich zu- und hergegangen sein, so dass anno 1616 Wangen deshalb vorstellig wurde und seine Bedenken an das Oberchorgericht zu Bern meldete. Am 12. Februar 1616 traf die angerufene Instanz folgenden Entscheid: «An Vogt daselbst (Bipp) über den von Wangen gegebenen Bricht, dass wenn die von Flumenthal und Hopfferstorff Ire Khilbinen nach bapstlicher art hand, die Pure ab den Bergen (als an Vahrneren, Rumisperg und da umbher) zur selben Zyt gan Attiswyl abhin zum Wyn gandt, sich mit denselben dorffgnossen erfreuwendt, Jedoch kein ceremonie oder Investitionen gebrucht werdendt, und wirdt vilicht weg der andere khilbi zu Flumenthal uff glyche Zydt falt diser Name von solcher Zusammenkunfft, wegen gegeb. Irwege solle er ein gefliss. uffsächen haben, damit nicht etwas ungebührlichs oder ergerlichs verübt werde, Ouch die Pure persuatiere, ettwan Ire Zusammenkunfft an einen anderen tag da eben denzumahl wan die andere Ira khilbi hand anzusächen alle ergernuss so wydt müglich abzeschaffen.» Damit war ein Weg für die Zukunft gewiesen. Ob der Landvogt die Bauern dahin brachte, diese fast zur Tradition gewordene Attiswiler Tagung zu verschieben, wird nirgends berichtet. Von da an verschwindet diese Angelegenheit aus den Akten; ein gewisser Erfolg mochte doch erzielt worden sein.

Ein Sonderling

Auch über die Belange von Kirche und Glauben erstreckten sich die Befugnisse des Rates, der nach dem Grundsatz der Gleichförmigkeit in Politik und Religion von jedem Untertanen ein selbstverständliches Befolgen der nun einmal erlassenen und geltenden Mandate und Verordnungen erwartete. Ein Abweichen wurde mit Strafe belegt. Widerspruch, Zweifel, Kritik waren weder geduldet, noch konnten sie auf Prüfung oder Gehör hoffen. Und aus diesem Grund war der Besuch des Gottesdienstes ein Stück Gehorsam gegen die Obrigkeit. Wer dieser Pflicht nicht nachkam, setzte sich dem Verdacht der Sektiererei oder gar der Auflehnung aus. Nicht ganz durchsichtig war der Fall des Niklaus Wagner in Wangen.

Schon einmal, anno 1767, hatte sich das Chorgericht mit ihm beschäftigt und konnte nicht herausfinden, was ihn veranlasste, von jedem Gottesdienst sich fernzuhalten, ob Mangel an religiösem Empfinden, Verstocktheit, Widerspenstigkeit vorliege. Es wurde beschlossen, den Mann dem Oberchor-



Dorfkern Attiswil. Flugaufnahme Emil Joerg

gericht zur Untersuchung zuzustellen, um die eigentlichen Ursachen zu seiner Renitenz abzuklären. Das Ergebnis dieses Auftrages fiel bescheiden aus, laut Antwort der Behörde vom 10. August 1767: «Wangen, Eueres Berichten i. Sachen ansehend eueren Angehörigen *Niclaus Wagner, zu Ried*, allerdings zufrieden, haben wir heutigen Tages demselben seine Ungottesdienstlichkeit kräftig vorgehalten und denselben nachdrücklich vermahnt den öffentlichen Gottesdienst hinter euch fleissig zu besuchen, mithin diejenige Aergerniss zu heben, welche er bis dato durch sothanes sein Betragen gegeben hat. Wie wir dann auch freundlich auftragen, auf ihn Wagner zu achten und falls diessörtig weiteren Ungehorsams uns dessen zu berichten, damit wir denselben durch schärfere Mittel zu Beobachtung einer Christenpflicht anhalten können».

Allein, nach Verfluss eines halben Jahres konnte man an Wagner keine wesentliche Sinnesänderung wahrnehmen. Er blieb abseits von allem, was mit der Kirche zusammenhing und erregte damit allenthalben vermehrten Anstoss. Wangen gelangte abermals an die vorgesetzte Behörde, sie möchte mit dem Mann Fraktur reden, welche dann am 7. März 1768 antwortete: «Als dann bey der heutigen Verhör des Eurigen *Niclaus Wagner von Ried*, welchem wir mit aller Lieb und Freundlichkeit vergönnt und ihn eingeladen haben uns diejenigen Grund und Ursachen vorzubringen, welche ihn bewogen haben mögen schon seit geraumer Zeit und ungeacht unsrer so lieb-reichen als ernstgemeinten Ermahnung und Wahrung vom 10. August vorigen Jahres sich in seiner Gemein des christgeziemenden öffentlichen Gottesdienstes, ja sogar des seelennützlichen und tröstlichen Gebrauches des H. Abendmahls zum Anstoss und Aergerniss seiner Landesleuthe zu äussern, Wie abseiten dieses Mannes nicht das mindeste von einem Gewissenskrupel oder von einem irrenden Religions-Eifer gewahret, wo etwan ein mit menschlicher Schwachheit begleiteter und von einer Art der Gottesfurcht verursachter guter Vorsatz zum Grund liegen und ihm durch eine gründliche Zurechtweisung benommen werden können, sondern vielmehr aus seiner elenden und grundlosen Entschuldigung haben schliessen müssen, dass all sein diessörtig so anstössiges Betragen bloss von einem hartnäckigen Eigensinn, einem leichten Wesen und einer vielleicht mit Trägheit vermischten Sorglosigkeit, wo nicht gar auch noch von einer höchst sträflichen und Bosheitsvollen Verachtung des Wortes Gottes und der H. Sacramenten herrühre. Wenn aber dennoch, nach den so kräftigen und rührenden Vermahnungen, die ihm noch dieses Mahl zugewendet worden, wir die Hoff-

nung nicht fahren lassen können, Er, der Wagner werde sich endlich eines Besseren bedenken und seine Irrwege verlassen, Als tragen wir Euch hiemit frdl. auff, ihn wegen seiner vergangenen ungehorsamen Widersätzlichkeit mit einer milden Gefangenschaffts-Strafe von 2 mahl 24 Stunden anzusehen. Hernach dann ihme nochmals an Hertz und Seel zu reden, mit der beyläufigen Drohung, dass im fall eines nochmaligen recidivs wir uns nicht entbrechen würden, ihn als einen unverbesserlichen Verächter Gottes und göttlicher Dinge Me. G. Hen. zu einer seinem Verbrechen angemessenen Bestrafung zu verleiden.» Der wohlwollende Ton, der in dieser Verfügung mitklingt, dürfte vielleicht mehr eingeschlagen haben als die Drohung einer scharfen Strafe, so dass ein erträgliches Verhältnis zur Obrigkeit und der ganzen Gemeinde sich anbahnen konnte. Allerdings ist es denkbar, dass Niclaus Wagner es vorzog, den Staub von seinen Füßen zu schütteln, den Wanderstab zu ergreifen und anderswo sein Zelt aufzuschlagen; denn von da hinweg hören wir nichts mehr von ihm. — Und Wangen hatte Ruhe.

Choffrete und Aberglauben

Das Wort, das aus dem französischen *chaufferette* stammen wird, dürfte vielleicht nicht jedem Leser geläufig sein, weshalb wir eine kurze Erklärung vorausschicken. Es handelt sich da um ein schemelartiges Gefäß aus Holz, mit einem Henkel versehen, inwendig mit Blech ausgeschlagen, zur Aufnahme von glühenden Holzkohlen. Der Deckel sah aus wie ein Rost, so dass die Glutwärme ausströmen konnte. Es war einst ein modischer Fusswärmer, der kaum in einem Haushalt fehlte und noch im letzten Jahrhundert gebräuchlich war. Um den Kohlengeruch zu mildern, streute man etwas Zucker auf die Glut. Als früher die Kirchen auf dem Land selten heizbar waren, liessen sich zur Winterszeit vornehme Frauen durch die Magd eine *Choffrette* in die Kirche tragen.

Doch hier ging es um andere Dinge.

Anfangs Januar 1715 hatte das Oberchorgericht zu Bern von einer sonderbaren Begebenheit Wind bekommen. Es wurde dort erzählt, dass im Haus des *Steinmetzen Zehnder* üble Zauberei vorgefallen, wobei namentlich die Dienstmagd beteiligt gewesen sei. Daraufhin beschloss man ein Schreiben «an H. L. zu Wangen, die *Verena Wasser von Walckringen so by H. Predikant zu Langenthal* diene welche auch eine actrice gsin sein solle, fürderlich

gwharsamlich alhero zu halten.» Mitte Monates erschien die Vorgeladene, die alle wünschenswerte Auskunft gab «dass H. Zächender vermeinend, Es sey etwas im Haus den Schaff David bescheiden, welcher alda sein düfels beschwererey verübt, habe ein ring gemacht ein Schoffreten und Gluth geforderet, allein sie habe an diesem allen keine Schuld nicht.» Die beiden eben erwähnten wurden herzitert und einem strengen Verhör unterzogen. Sie bekannten wahrheitsgemäss den Sachverhalt. Zehnder gab seinen Fehler zu, «den Schaff David zu solcher abergläubischen gottlosen Verrichtung berufen und Ihm 2 neuwe thaler zum Lohn geben, Er Schaff David aber sein vermeinend könnende Zauberey triben zu haben gestendig sein müssen.» Das Urteil fiel nach Verdienen aus. Verena Wasser wurde entlassen, da ihr keinerlei Schuld nachgewiesen war, wie auch ihr einstiger Meister bezeugte. Der Steinmetz kam mit einer Busse von 10 Pfund davon, Schaff David wurde Me. Gn. Herren zur weitere Begutachtung überwiesen, da er als der Hauptschuldige an der ganzen ärgerlichen Geschichte galt. Dass er deshalb eine gehörige Strafe zu gewärtigen haben werde, lag auf der Hand. In der Tat lautete dann am 31. Januar der Entscheid: «Habend Ihr Gn. erkennt, dass Me. G. H. ursach genug hätten gehabt, den Schaff David diesen schlimmen gesellen die gemässene Straff mit ruthen oder anderem werden zu lassen, habend aber milter massen, dass durch Me. H. selbigem sein verbrächen krefftiger massen vorgestellt und Ihme eingescherpft werden solle, künftighin dergleichen ruchlosen dingen sich gantzlich zu müssigen, sonst Er mehre Straff für altes und neuwes zu gewahrten haben solle, In meinung, dass daraufhin selbiger in oberen Spitahl geführt und alldorten durch die Provosen mit einem Rinder Zähn guth dings abgebrügelt werden solle, so exequiert worden.» Nach solcher Prügelkur verging dem Schaff David die Lust, seine geheime Kunst weiter auszuüben und den Zeitgenossen, die Versuchung, zu solch zweifelhaften Helfern Zuflucht zu nehmen.

*

Mit Freude hat die Redaktion zur Kenntnis genommen, dass unser hochbetagter und bewährter Mitarbeiter, Herr a. Pfr. Wellauer, den Sünden der Leute aus Alt-Wangen nachgehen wollte, und schmunzelnd können wir jetzt feststellen, dass er gar keine gefunden hat, betreffen doch die amüsanten Zwischenfälle einmal die lieben Nachbarn von Attiswil, die noch heute ihre Kilbi feiern, zum andern einen in Wangenried wohnhaften, verstockten Burger von Walliswil und zum dritten des Obergeraargaus Metropole Langenthal. Unter den Augen des Landvogtes war eben nicht leicht sündigen im Städtlein an der Aare.

K. H. F.

VOM CHUZEN DES AMTES WANGEN

Aus zwei Jahrhunderten bernischer Wehrbereitschaft

OTTO HOLENWEG

In den recht weitgezogenen Aufgabenkreis des bernischen Landvogtes gehörten — wenn dem Lande Gefahr drohte — auch die Mobilmachungs-massnahmen.

Und weil die «Gnädigen Herren» wohl wussten, dass eine Mobil-machung immer wieder ein beredtes Zeugnis über den Stand ihrer Vorberei-tung ablegt, so beauftragten sie den Inhaber der Schlüsselstellung in der bernischen Verwaltungsorganisation, den Landvogt, in seinem Amte auch in dieser Sparte zum Rechten zu sehen. Die daraus sich ergebenden «Visita-tionsberichte» sind in Bern unter «Wehrwesen bis 1798» archiviert. In re-gelmässigen Zeitabständen hätte wohl der Landvogt der Obrigkeit diese Berichte einreichen sollen. Sie bezeugen ein stetes Bemühen um die Wehr-bereitschaft. In diesen Berichten ist denn auch stets die Rede vom Zustande des Wachtfeuers und dem des Wachthäuschens, das, zumal in späteren Jah-ren, mit dem Chuzen zur «Hochwacht» gehörte.

Einigen Berichten aber ist zu entnehmen, dass ständiger Einsatz von Seiten der Regierung und immer wieder vorgenommene «Visitationen» durch den Landvogt nötig waren, um die Wehrbereitschaft auf dem Stande zu halten, der allein in Zeiten der Gefahr dem Lande wirksamen Schutz zu bieten vermochte.

Der Chuz

Wie sah er aus ?

Als im Jahre 1953 die Festlichkeiten zur Feier «Bern 600 Jahre im Bund» durch einen Chuzenalarm eröffnet wurden, hatten die Gemeinden Leimiswil und Ursenbach das Wachtfeuer auf dem Richisberg zu erstellen. Ein kantonales «Wachtfeuerkomitee» waltete seines Amtes von Bern aus.

Einem seiner Kreisschreiben sei entnommen:

«Als Vororientierung senden wir Ihnen ein Croquis mit dem Standort des Chuzen auf Ihrem Gemeindegebiet» und «aus der beiliegenden Zeichnung

ersehen Sie, wie der Chuz nach der geschichtlichen Ueberlieferung aufzubauen ist.»

Demnach waren drei Baumstämme einzurammen und an der Spitze zusammenzubinden, sodass eine Pyramide entstand, deren Grundfläche ein gleichseitiges Dreieck von 7 Meter Seitenlänge bildete. Die Seitenhöhe ist mit 13 Metern angegeben. Ungefähr 1,60 Meter über dem Boden war ein Holzrost, eine «Brügi» zu erstellen. Um dem Chuzen Festigkeit zu verleihen, mussten die Baumstämme unter sich mit Verstrebungen verbunden werden. Der Raum der Pyramide war mit dürrer, trockenem Holz zu füllen. In der Mitte musste ein Luftkamin ausgespart werden. Stroh sollte den Chuzen vor Nässe schützen.

«Unserem» Wachtfeuer dienten ungefähr 450 Reiswellen und vier Fuder Leseholz als Füllmaterial. Kreide und Rechnung ergeben, dass der zu füllende Raum etwa 50 Kubikmeter mass, wovon das Luftkamin allerdings in Abzug zu bringen ist. Trotzdem, ein recht ansehnlicher Holzstoss!

Vom Standort des Chuzen

Am 2. Juli 1589 waren die Amtsleute von Wangen, Aarwangen, Bipp und Aarburg von der Obrigkeit nach Langenthal beordert worden, um die «Ordnung der Warzeychen im Aergöüw» zu bereinigen.

Darin ist der Standort des Wachtfeuers der Landvogtei Wangen verzeichnet: «Alss namlich das Ampt und Schloss Wangen hat zu synem fhür die Ebne uff dem Bonensperg bim ersten Thürli an der Landstrass von Thupenthall uff Rohrbach zu damitt die Inneren zu Rohrbach und umb Huttwyll sälbig auch sähen mögindt». Anno 1616 lautet die Standortsbeschreibung wörtlich gleich.

Bonensperg?

Das Siegfriedblatt Nr. 180 enthält eine Flurbezeichnung «Bonsberg» oberhalb der «oberen Bisegg», westlich von Madiswil. Wenn aber die solothurnischen Einsiedlerpilger in «Guggershaus» Rast zu halten pflegten, und wenn Weinstegen an der Landstrasse von Langenthal ins Emmental und «von Solothurn in den Kanton Luzern» gelegen ist, so würde all dies doch wohl eher für die Gegend der «Linden» sprechen, zumal der Hohlweg, der Dornegg direkt mit der «Linde» verbindet, als alt anzusprechen sein dürfte. — Sei dem wie ihm wolle!

Herr Adrian Knecht, Landvogt zu Wangen, schreibt unterm 18. Februar 1609 nach Bern, dass das «von altemher oben uff dem Bonensperg geordnet und gemacht Warnungsführ an aller Landstrass, da die von Lucern, Uri, Schwyz und Underwalden uff Solothurn zu für passieren müssen, gelägen, und by wythem der enden umbher keine Landlüt, allein zween Ehrlich man underhalb, zu Thuppenthall gesessen, dz also im fhal fyentlichen ynbruchs, söllich führ durch kheine andere möchte angezündt, und dz Holz darzu geführt werden, dann allein grad durch dieselben zwen man; ob ich nun das führ an demselbigen Orth verblyben lassen solle.» Hat man wohl auf diesen Bericht hin den Standort des Chuzen neu überprüft?

Im Jahre 1661 meldet der Vogt von Wangen seiner Obrigkeit, dass «in letst beschechener Visitation der Wehren sich die mannschaft des gantzen ampts wohlbewehrt befindet. Item das Wachtfeür namset sich uff Käseren Höche im Gricht Ursenbach, correspondiert mit dem uff Hochwart im Gricht Wynigen, und dem by dem Schloss Bipp.»

Zwischen 1616 und 1661 muss demnach der Chuz vom «Bonensperg» auf die «Käseren Höche», dem Punkte mit der wohl umfassendsten Rund-sicht des ganzen Höhenzuges, verlegt worden sein.

Einem Schreiben des Landvogts Sinner vom 22. Christmonat 1673 an die Regierung in Bern ist aber wiederum zu entnehmen, dass das Wachtfeuer auf dem «Bonisberg» vom Luzernbiet aus nicht zu sehen sei. Haben eine Zeitlang zwei Chuzen, «Bonisberg» und «Käseren Höche» neben einander bestanden; oder hat der Schreiber einfach abgeschrieben, oder sollte ihm gar ein Fehler unterlaufen sein?

«*Käseren Höche*» im Gericht Ursenbach und *Richisberg* aber dürften ein-ander entsprechen.

Wer baut das neue Wachthäuschen?

Offenbar gab die Hochwacht auf dem Richisberg anno 1689 in der ganzen Landvogtei viel zu reden. Ja, das landvögtliche Schreiben vom 20. Mai hatte zur Folge, dass selbst die Obrigkeit in Bern sich mit ihr zu befassen hatte.

Diesem umfangreichen Schreiben sei entnommen, dass der Chuz im Winter 1688/1689 während 23 Wochen bewacht werden musste, dass der

Bau eines neuen, mit einem Ofen versehenen Wachthäuschens sich als notwendig erwies («in ansehen sonst wegen der grossen Kälte, niemand auf dieser Höhe auszuhalten vermocht»), und dass — «damit nicht etwa ein falscher Lands Lermen entstehe» — zu der den Chuzen bewachenden Mannschaft «ein erfahrener Ordinari Wachtmeister, deme die Situation der anderen Wachtfeuren sonderlich bekannt», befohlen werden musste. All das habe grosse Kosten verursacht.

Der Unterhalt und die Bewachung des Wachtfeuers auf dem Richisberg waren — um dem Schreiben Landvogt Hennis weiterhin zu folgen — den vier Gerichten Ursenbach, Bollodingen, Thörigen und Lotzwil aufgetragen. Die Bewohner dieser vier Gerichtsbezirke hätten die im Zusammenhang mit dem Chuzen entstandenen Kosten gerne auf die gesamte Landvogtei verteilt, weil die ganze Angelegenheit allgemeiner Natur und eine «das Vatterland ansehnliche Sach sei». Sie erhoben deshalb beim Landvogt Einsprache. Die übrigen Gerichte der Landvogtei, Wangen, Herzogenbuchsee, Langenthal, Rohrbach und Grasswil aber waren nicht geneigt, diese Kosten tragen zu helfen. Der Landvogt suchte zunächst zu vermitteln, was ihm jedoch misslang. Er sah sich endlich veranlasst, den «Gnädigen Herren» die Sache zu unterbreiten und sie in diesem heiklen Falle entscheiden zu lassen.

Was aber führten die fünf Gerichte, die bis dahin von Unterhalt und Bewachung des Chuzen befreit waren, ins Treffen?

Wenn die Chuzen bewacht werden müssten, hätte *Herzogenbuchsee* selber eine Wacht auf dem Kirchturm zu erhalten. Es hätte 63 Auszügler und viele Reiter zu stellen. Zu «extra starker Wacht in Religions Kriegszeiten», vielen Auszügern und Reitern geselle sich in *Langenthal* die Fuhr der Armen und Vertriebenen. *Rohrbach*, an «einem Pass von Lucern nach Solothurn» gelegen, sei von armen Leuten und Handwerksburschen «mächtig überloffen». Auch hätten sie in Religionskriegszeiten «weitläufige Wacht biss an Huttwyl zu erhalten». Die kleine und arme Gemeinde *Grasswil* sei «an einem Land Pass gelegen». Es hätte die Armenfuhr von Riedtwil bis nach Thörigen zu besorgen und müsse in Kriegszeiten selber eine Wache halten auf dem Kirchturm.

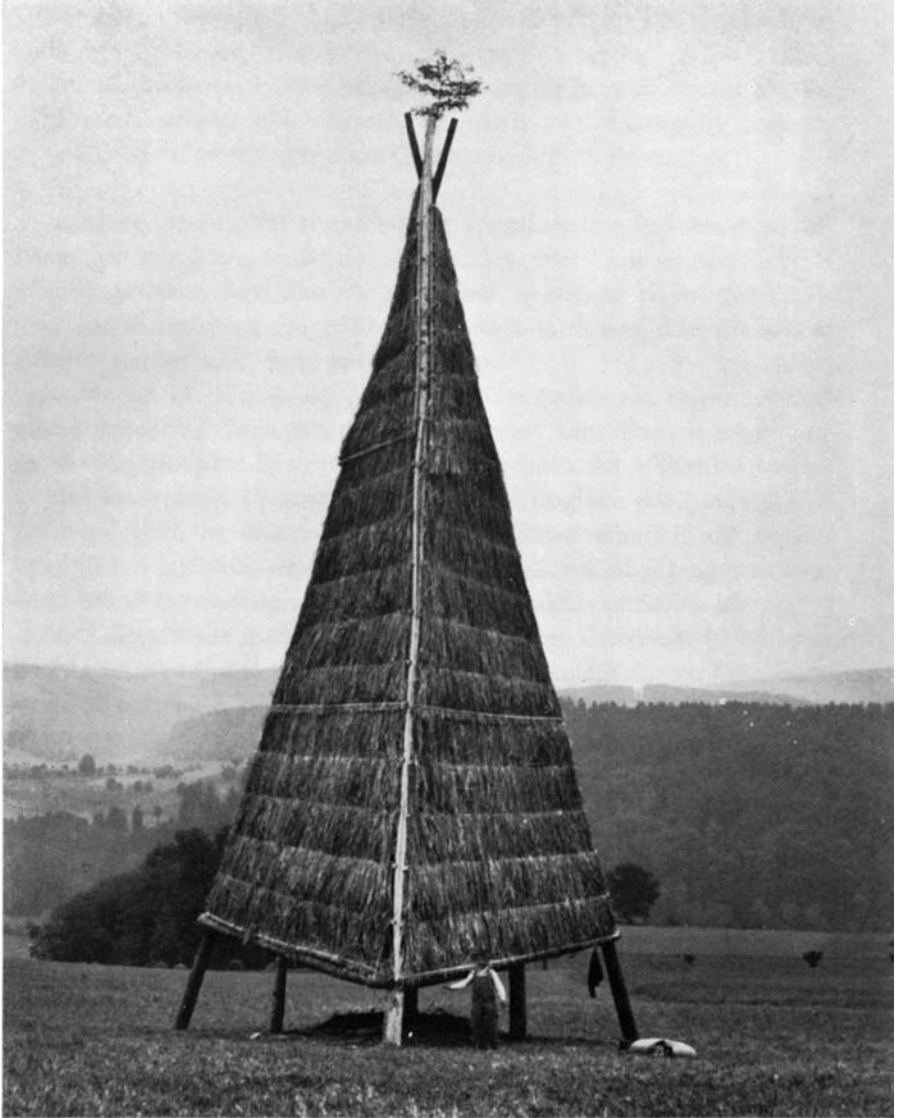
Wangen aber hat in dieser Sache am dicksten aufgetragen. Der Landvogt schreibt:

«Von alters hero seye das Stättlein Befreyet gewesen von denen Fuhrungen, gemein Anlaagen und Lands Kösten; wegen selbiges hingegen Schuldig

in Zeiten grossen Wassers der Bruck wahr zu nemmen und zu wachen, dass solche erhalten werden möge. Wie den auf Jüngsten Ostermon- und Zinstag die Burgerschaft in Persohn mit Leib- und Lebensgefahr und ihren Zügen arbeiten müssen, die Bruck zu belasten; sonsten die zwey üsserst höltzernen Joch in grosser Gefahr gestanden. Item seye das sonst Bekanntermassen Armüttige Stättlin mit denen zu Wasser angelangt vielen französischen Exulanten (Vertriebenen), alss die meist allda pernoctirt (darvon andere umligende Orth gleichsamb wenig wüssend) wie nicht weniger mit denen ein Zeit hero auss der Pfaltz und Teütschland herauf kommend ruinirten Armen Leüthen, die Ordinari ihren Pass allda durch nemmend, heftig Beschwert, etc.»

Was Ursenbach, Bollodingen, Thörigen und Lotzwil einzuwenden hatten, das hat Landvogt Henni in vier Punkten zusammengefasst:

1. Rohrbach liege dem Chuzen viel näher als Lotzwil und Thörigen, falls die Entfernung vom Wachtfeuer beim Zuteilen der Unterhaltungspflicht eine Rolle gespielt haben sollte.
2. «Hievorin seyend die Wachtfeür aufs Längste etwa 14 Tag bewacht worden». Dieser Kleinigkeit halber hätten sie nichts dagegen vorbringen wollen. Nun aber hätten die übermassen lange Bewachung, der Bau des Wachthäuschens und der «Ordinari Wachtmeister» die Kosten in erheblichem Masse gesteigert. Deshalb lebten sie der Meinung, dass das ganze Amt diese Auslagen tragen sollte, wie dies andern Ortes gäng und gäbe sei. Und als Wangen «vor etwas Jahren wegen damahliger Pestilentz-Zeit eine Wache auf der Bruck erhalten, und die Burgerschaft sich beschwert, habend Ihr Gnaden befunden, dass dies eine allgemeine Sach seye und dahero erkennt, dass die Kosten dieser Wacht auf das gantze Ambt verlegt werden söllind.» Die vier Gerichte, die damals wohl an die Unterhaltungspflicht des Chuzen erinnerten, wären dahingehend vertröstet worden, sie «söllind diss mahl nur hinzustehen, wann es dann umb das Wachtfeür zu thun sein werde, müsse das gantze Ambt solches helfen erhalten».
3. Auch sie hätten viele Auszüger und Reiter zu stellen. Thörigen und Bollodingen lägen zudem an der gleichen Landstrasse wie Langenthal und Grasswil und hätten deshalb die Armen ebenfalls zu führen. Auch «haltind die von Ursenbach nächtliche Rondes, da die Wächter oben bei dem Wachtfeür auf dero Anschreyen antworten». Einem jeden von ihnen aber sei mehr auferlegt als der reichen Gemeinde Rohrbach, die «wie sie selbst



Bereit zum Alarm! Foto A. Christen, Leimiswil

bekennend, von der Fuhr zu Erhaltung Meiner Gnädigen Herren Gebäuwen, Brücken und Landwehren befreyet».

4. Endlich bedauern sie, dass diese allgemeine Sache «mit Kosten für Ihr Gnaden kommen müsse». Auch wäre doch wohl nicht nötig gewesen, dass Ausgeschossene aller neun Gerichte nach Bern reisten.

Landvogt Henni, der eine Einigung der entzweiten Parteien gerne zustande gebracht hätte, findet das Anliegen der vier Gerichte «dennoch als in einer gemeinen Sach ziemlich gegründet», umsomehr als «wegen Erhaltung diss Wachtfeüwrs einiges Reglement noch durch wen, oder wie solches erhalten werden solle, nicht zu finden» sei.

Schon am 21. Mai — das Schreiben ist vermutlich von einem der Ausgeschossenen nach Bern mitgetragen worden — kam diese Angelegenheit vor der Regierung zur Sprache. «Die von Ursenbach und Mithaffte» werden «wegen besorgender Consuquenz abgewiesen». Obgleich der Landvogt den Auftrag erhielt, zu «schauwen, wie solche Cösten etwan in die gemein Land Costen zezihen», scheinen die vier Gerichte leer ausgegangen zu sein, da in den Amtsrechnungen von diesem Handel nichts zu finden ist.

Auf diese Weise machte sich denn europäisches Geschehen (Pfälzischer Erbfolgekrieg) selbst in der Landvogtei Wangen bemerkbar, und Ursenbach, Bollodingen, Thörigen und Lotzwil wurden Auslagen verursacht, weil Bern es für gut und notwendig fand, seine Hochwachten in jenem kalten Winter so lange bewachen zu lassen.

Im XVIII. Jahrhundert

Immer wieder mussten die Hochwachten betreut werden.

Im Jahre 1695 wurde der Weibel von Ursenbach durch den Landvogt aufgefordert, «dass er nach Mghh. der Kriegsräten Befelch, das Wachtfeür auf dem Rychisperg in gute Bereitschaft stellen solle.»

Wohl auf einem Kontrollritt stellte die Obrigkeit im September 1726 fest, dass Wachthaus und Chuz auf dem Richisberg eingefallen waren. Da «dergleichen Sachen zu allen Zeiten in gutem Stand sich befinden sollen», wäre es eigentlich Sache des Landvogtes gewesen, von sich aus den Chuzen und das Wachthäuschen wieder herrichten zu lassen. Der Vogt erhält den Auftrag, den vier Gerichten zu befehlen, die Angelegenheit an die Hand zu

nehmen, «und so es sich thun lässt, soll das Wachthaus von Stein aufgebaut werden.»

Dass Bern an die Gestehungskosten von 53 Kronen 15 Batzen — das sind 178 $\frac{2}{3}$ Pfund; sind es 4000 heutige Franken? — diesmal einen Beitrag leistete, geht aus der Wangener Aemterrechnung von 1728 hervor. Dort steht zu lesen: «Lauth Mrgh. der Kriegs Rätthen Befehl vom 8. Martii den Gerichten Bolodingen, Ursenbach, Lotzwyl und Thörigen an die Aufbaupungskosten des Wachthauses und Wachtfeür Zeichens auf dem Richisperg gesteuert 100 Pfund.»

In der Sitzung der Herren Kriegsräte vom 10. Brachmonat 1734 wird die Hochwacht auf dem Richisberg erneut verhandelt: «Mit unlieb haben Wir ersehen, dass bey Visitation dess Wachtfeürs auff der Höchi by Rychisperg Selbiges nicht nach dem gegebenen befehlh in den behörigen stand gesetzt und die allzuhöchen Birchen und Dannen nicht erforderlicher massen nidergehauwen oder abgestumpet worden, von denen nechstgelegenen Hochwachten zu Bärhegen, auf dem Ghürn und zu Rumisperg* gesehen werden und selbige auch sehen können. Als wird der Herr (Landvogt) denen vier Grichtenen Ursenbach, Bolodingen, Lotzweil und Thörigen, dissmahls by Unserer ungnad befelchen, sowohl das Wachthäüssli zu repariren, als den sogenannten Kouz in völlig guten stand zu sezen, die Birchen und Dannen, so die Absicht uf andere Wachtfeür verhindernen, niderzuhauwen, in Summa alles wie von altem har in den erforderlichen Zustand sezen und das in der von dem Herren bestimmender kurzer Zeit. Fahls aber solches alles nicht werkstellig gemacht wurde, wird der Herr durch andere sein Amtsangehörige, uff der Saumseligen Unkosten hin dieses efectuiren lassen, und so der Joseph Käser als Besitzer der quastionirten Weyd, oder der Eint oder andere von den Vorgesetzten, an der execution hinderlich wäre, soll der Herr Selbigen oder Selbige vor Uns zu erscheinen halten, und wie alles abgeloffen, Uns zu überschreiben».

Von dieser Auseinandersetzung ist weiter nichts zu vernehmen. Die Regierung dürfte aber auf ihrer Forderung bestanden haben, umso mehr, als sie die Instandstellung der Hochwacht finanziell bereits hatte unterstützen lassen.

* Der Chuz von Rumisberg, oberhalb Schloss Bipp, flammte nicht nur 1953, sondern noch einmal am 20. Juli 1963 auf — zur freudigen Erinnerung, dass das Bipperamt 500 Jahre bernisch sei. K. H. Flatt.

Die kriegerischen Ereignisse, von denen die französische Revolution begleitet war, liessen auch die Eidgenossenschaft aufmerken. Nachdem die Stände Solothurn und Basel den Befehl erteilt hatten, die Chuzen zu bewachen, erging auch an die bernischen Landvögte von Aarburg, Aarwangen, Bipp, Wangen, Schenkenberg, Büren, Erlach, Landshut und Nidau die Aufforderung — am 8. April 1793 — «von nun an das Wachfeür auf die fern vorgeschriebene Weise» bewachen zu lassen. «Wenn an Mordkläpfen oder Steigraqueten etwas fehlen sollte», so möchten die Herren «solches vom Zeughaus begehren.»

Unterm 13. November 1793 stellten die vier Gerichte durch den Landvogt das demütige Gesuch an die Gnädigen Herren, die Bewachung des Chuzen möchte ihnen im kommenden Winter erlassen werden. Bereits am 11. Wintermonat hatte die Obrigkeit aber ein Sendschreiben ergehen lassen, wonach «die Kauzen ihrer Brennmaterialien entladen und selbige an einem sicheren Orth in der Nachbarschaft aufbewahrt werden» sollen. «Die Steigraqueten und Mordkläpf werdet Ihr, Meine Herren aber, zu Euren Händen ziehen und dazu wohl Sorg tragen».

Auch Basel und Solothurn hatten ihre Wachen bereits eingezogen. Das Losbrennen der «Steigraqueten und Mordkläpf» aber sollte dem Volke sagen, dass es mit dem «Landslermen» ernst gemeint war.

Von Massnahmen im Amte Wangen, die im Zusammenhang mit dem Chuzen stehen, und welche die Regierung im März 1798 getroffen hätte, ist in den einschlägigen Akten des bernischen Staatsarchivs nichts zu vernehmen.

Und heute?

Vor etwa 30 Jahren wurden die Grundmauern des Wachthäuschens von Hans Morgenthaler, dem Besitzer der «Wacht» ausgegraben und in den Schneggenrütiwald — Richisbergs einstiger Schafweide — verbracht. Die Steine wären beim Pflügen stets hinderlich gewesen.

Letztmals flammten die bernischen Chuzen am 12. Juni 1953 auf. Dieser «Chuzenalarm» eröffnete den Reigen der Jubiläumsfeierlichkeiten «Bern 600 Jahre im Bund.» Um 20.32 Uhr wurde damals auf dem Münsterturm zu Bern das Zeichen zum Alarm gegeben. Ein Lauffeuer ging durch die

bernischen Lande! Schon um 20.43 Uhr konnte der Chuz auf dem Richisberg angezündet werden. Er brannte bald lichterloh!

Von Bern nach dem Bantiger, dann über Limpach, Aarwangen und Ghürn nach dem Richisberg — diese Route war vom «Wachtfeuerkomitee» vorgeschrieben — in 11 Minuten! Fürwahr, der Beweis für rasches Arbeiten des altbernischen Alarmsystems war erbracht! So war denn unserer Generation das Erlebnis eines Chuzenalarms beschieden, ein Schauspiel eigenster Art, ein Gedenken an vergangene Zeiten.

Das Blatt Langenthal der Landeskarte der Schweiz aber weist die Flurbezeichnung «Wacht» (Punkt 623650/220490) immer noch auf, und der umfassende, bei klarer Sicht prächtige Rundblick, dürfte doch wohl dafür sprechen, dass der auf 740 Meter Höhe gelegene Standort des Chuzen gut ausgesucht war!

DIE BUCHSZEITUNG UND DIE WELT- POLITIK DER JAHRHUNDERTWENDE

EMIL ANLIKER

Abkürzungen:

BVZ Berner Volkszeitung

HiO Hans im Obergaden

UD Ulrich Dürrenmatt

CF Christian Freymuth, Pseudonym
des jungen Ulrich Dürrenmatt

Vorbemerkung der Redaktion:

Im 8. Band des Oberaargauer Jahrbuches veröffentlichten wir die Studie Emil Anlikers «Hans im Obergaden», die das Leben und redaktionelle Wirken Hans Nydeggers (1848—1909) neben Ulrich Dürrenmatt an der Berner Volkszeitung in Herzogenbuchsee würdigte. In jenem Aufsatz wurden in erster Linie bernische und schweizerische Innenpolitik beleuchtet. Das gute Echo bewegt uns, in diesem Band darzulegen, wie die Buchszeitung zur aktuellen Weltpolitik kritisch und unabhängig Stellung nahm. Emil Anliker liefert damit einen willkommenen Beitrag zur noch schlecht erfassten Geschichte unserer Zeit.

Im Jahrgang 1896 teilt UD den Abonnenten mit, die BVZ habe bisher die Aussenpolitik vernachlässigt. Schon in der nächsten Nummer der «Bauernstube» werde nun «Hans im Obergaden» mit den Lesern über die Welthandel «brichten». Nydegger wurde gerade in dem Augenblick aussenpolitischer Redaktor der BVZ, als durch Missionare aus dem belgischen Kongo kaum glaubhafte Greuelnachrichten über Misshandlung und Ausbeutung der Kongolesen eintrafen. Der belgische Kongo war damals Privatbesitz des Königs Leopold II. Leider waren diese Berichte nur zu wahr, und sie führten zu einem Weltskandal, der endlich im Jahre 1908 bewirkte, dass Leopold II. gegen eine Abfindungssumme — man las von 150 Millionen Franken — seinen «Privatbesitz» an den Staat abtreten musste. Schon vorher wurde in der Schweiz eine «Liga zum Schutz der Eingeborenen im Kongo» unter der Leitung von Dr. Christ-Socin, Basel, gegründet. Wer deren Berichte und Nydeggers Kommentare gelesen hat, macht sich über das heutige Geschehen im Kongo seine eigenen Gedanken. Der Leser wird gleich sehen, dass die damaligen Brennpunkte der Weltpolitik noch heute den Welt-

frieden bedrohen und damals die Weichen gestellt wurden für unsere Gegenwart.

Im Rückblick nennen heute die Historiker jene Jahrzehnte vor und nach 1900 das Zeitalter des Imperialismus, als die Grossmächte sich anschickten, die letzten Winkel der Erde unter sich aufzuteilen. Sie wandten ihre Begierde aber nur vorübergehend den überseeischen Gebieten zu, nur um dann umso intensiver in Europa die Fronten abzustecken und den alten Kontinent verblendet und fahrlässig — wie Kinder im Spiel mit dem Feuer — in den grossen Weltbrand zu stürzen.

An einigen, damals die Welt bewegenden Ereignissen soll Nydeggers eigene Art gezeigt werden. Als Motto stehe über seinen weltpolitischen Betrachtungen eines seiner «Welthändler»-Gedichte:

Wenn ich von dem Sternenhimmel
Schauen könnt aufs Weltgetümmel,
Dächt ich wohl in meinem Sinn:
Gut, dass ich hier oben bin!

Auch von Ferne zuzuschauen
Ist es wirklich schon zum Grauen;
Ärger als die wilden Tier
Treiben es die Menschen schier.

In der Mode ist das Morden,
Einzeln und in ganzen Horden,
Überall in Asia
Ameri- und Afrika.

In Europa geht's nicht besser;
Auch bei uns braucht man die Messer
Nicht zum Brotabhauen bloss,
Sondern oft zum Todesstoss.

Mordet man in grossen Massen,
Ist es eher noch zu fassen;
Denn der Massenmörder ist
Meist ein Fürst und guter Christ.

Der wird dann als Held gefeiert,
Manches Lied auf ihn geleyert,
Und man ruft Viktoria
In der Welthistoria! (BVZ 1901)

Die orientalische Frage

In und um Kreta kämpften 1897 die Griechen gegen die Türken. Wer denkt da nicht gleich an Zypern ? Natürlich sympathisierte der gewöhnliche Bürger des Abendlandes mit den Griechen, nicht mit dem Sultan, der die christlichen Armenier ausrotten wollte. Seiner Empörung gab HiO in einem Gedichte an die Adresse der Regierungen Ausdruck. Die drei letzten Strophen sind geradezu prophetisch:

Der Freiheit Evangelium
Ist Euch nur noch ein Spott:
Ihr tanzt ums goldne Kalb herum
Als Eurem höchsten Gott!

Europas Herz ist morsch und kalt,
Vorbei ist Glanz und Glück;
Es fällt die Weltruine bald
In Trümmer und in Stück.

Schon deutet mir in Sturm und Graus
Prophetisch ein Gesicht:
Ein Völkerbrand entsteht daraus —
Das ist das Weltgericht!

Die Kubakrise 1898 und der amerikanische Imperialismus

Ein Jahr später kommt es zwischen Spanien und den USA zum Krieg um Kuba. Voller Zorn schrieb UD das Titelgedicht «Yankees und Hidalgos»:

Die alte und die neue Welt
Um die Antillen kriegten;
Die neue Welt hat riesig Geld —
Was braucht es mehr zum Siegen?

Der schlaue Bruder Jonathan
Gerüstet hat im Stillen;
Ihm winket aus dem Ocean
Die Perle der Antillen.

Was hat denn seinen Neid erweckt,
Dass er ein Recht drauf hätte?
Hat er die Insel denn entdeckt,
Gegründet ihre Städte ?

Und weil am Recht es ihm gebricht,
Probiert er es mit Trotzen;
Die Yankees mag ich einmal nicht —
Sie sind und bleiben Protzen. (BVZ Nr. 30, 1898)

Hier war HiO aber anderer Meinung. Schon in der nächsten Nummer veröffentlicht UD seine Antwort. Sie ist ein Gedicht, das in Anspielung auf Dürrenmatts altes Pseudonym Christian Frymuth, mit den Worten «Ja, ja, my liebe Christian, frymüthig hest Du gsproche» beginnt. Nydegger findet es in Ordnung, dass der ausbeuterischen spanischen Kolonialherrschaft ein Ende gesetzt wird, Kuba selbständig werden wolle, und er lobt die Amerikaner, die der Bevölkerung mit Brot und Geld zu Hilfe kommen.

Hier ist eine Zwischenbemerkung über Dürrenmatts Charakter fällig. Wenn auch Nydeggers Auffassungen den seinen widersprachen, veröffentlichte er sie doch ungekürzt. Hin und wieder fochten sie ihre Differenzen vor aller Öffentlichkeit aus. An welcher andern Zeitung wäre es möglich, dass der Brotgeber mit dem Angestellten auf solche Weise verkehrt? Dass «der böse Dürrenmatt» als Mensch gar nicht so böse war, zeigt auch das Verhältnis zu Johann Spahr-Wyssmann, dem gewesenen Redaktor der BVZ und dann Redaktor am «Freien Berner». Eine Zeitlang lebten die beiden «Kampfhähne» unter dem gleichen Dache in bester Hausgemeinschaft. Im Erdgeschoss schrieb Spahr seine gesalzenen Angriffe auf die BVZ, eine Treppe höher verfasste UD seine Artikel gegen den «Freien Berner»!

(BVZ Nr. 71, 1888)

Der Burenkrieg

Mehr als die Ereignisse im Mittelmeer und in den Antillen erhitzte der Burenkrieg in Südafrika (1899—1902) die Gemüter. Man fühlte sich im deutschen Sprachbereich den Nachkommen holländischer Siedler eng verbunden, handelte es sich doch auch um einen Kampf zwischen Menschen weisser, christlicher Herkunft. Der Schweizer bedachte zudem das Schicksal des Kleinstaates, der einer Grossmacht im Kampf erliegt. Dürrenmatt verteidigte das angegriffene Völklein:

In Afrika am Meeresstrand
War einst ein glücklich Volk und Land,
Ein Paradies auf Erden;

Das Völklein war sich selbst genug
Mit seinem Ackerland und Pflug
Und seinen Rinderherden.

Da brach das Unglück schnell herein,
Es fand sich Gold und Edelstein
In der Gebirge Adern;

Der Abschaum jeder Nation
Und das perfide Albion
Begann darum zu hadern.

Dem Bur auf seinem eignen Grund
Dräut Ueberfall zu jeder Stund
Der feigen Angelsachsen;

John Bull mit räuberischer Hand
Greift nach dem reichen Burenland
Wo Diamanten wachsen.

Drum dank ich Gott für das Geschick,
Dass unsrer Alpenrepublik
Das Gold und Silber fehlen;

So sind wir sicher in der Schweiz;
Die Gletscher und der Berge Reiz
Wird uns kein Fremdling stehlen. UD

Der Begriff des «perfiden Albion» ist eine Ausgeburt deutscher Propaganda, der Dürrenmatt hier erliegt — jenes Deutschlands, das im Kolonialwettlauf zu spät kam und dann nach dem Abgang Bismarcks mit seiner forcierten Flottenpolitik England herausforderte.

Nydegger ging mit den Engländern weniger scharf ins Gericht. Mit welch grosser Anteilnahme aber man im Oberaargau den ungleichen Kampf verfolgte, verrät eine Zeitungsnotiz vom 25. Januar 1902. Der Gemischte Chor Oschwand führte das Burentrauerspiel «Die Heldin von Transval», zu dem Cuno Amiet die Kulissen gemalt hatte, auf. BVZ: «Das Stück zeigt dem Zuschauer in kurzen markanten Zügen die hehre Begeisterung, mit welcher das tapfere Burenvölklein für seine, durch das habgierige England in Gefahr gebrachte Freiheit einsteht, wie alle jeden Alters und Standes, Männer und Kinder und speziell auch Frauen zur Waffe greifen und Gut und Blut opfern, um das bedrohte Vaterland zu retten ...». Ferner weiss die Fama zu berichten, ein heute noch amtierender Regierungsrat verdanke seinen Vornamen der Verehrung, die sein Vater dem Helden Dewet entgegengebracht habe. Als die Buren kapitulieren mussten, klagte UD am 8. Juni 1902:

Vom Gewicht der rohen Masse
Ward der Buren Schar erdrückt,
Helden und Leonidasse,
Die der Lorbeer ewig schmückt.

Müde heim ziehn Englands Krieger,
Keiner trägt am Ruhme schwer:
Schmach und Schand bedeckt die Sieger,
Den Besiegten bleibt die Ehr.

China, und die Kolonialmächte

Noch während des ungleichen Kampfes in Südafrika brach in China der Boxeraufstand aus. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen sich die Grossmächte, nachdem sie fast ganz Afrika unter sich «verteilt» hatten, um

Asien zu interessieren. Warum sollten sich die ungeheuren Reichtümer dieses Kontinents nur nach England und Holland ergiessen, die dort längst Kolonien besaßen? 1885 setzte Frankreich sich in Indochina fest, 1898 Deutschland in Kiautschou, darauf die Engländer in Weihawei, ein Jahr später die Russen in Port Arthur. Europa konnte diese Erwerbungen bei weitem nicht alle verdauen. China wurde gezwungen, mit den Mächten sog. «Pachtverträge» abzuschliessen, wie man diese Vergewaltigungen beschönigend nannte. UD warnte schon 1898:

Lasst der Chinesen Mauern stehn
Und brechet keine Gasse!
Europa wird zu Grunde gehn
An dieser gelben Rasse!

Wenn *die* mit einer Handvoll Reis
Herum im Lande lungern,
Dann muss bei seiner Lebensweis
Das Abendland verhungern.

Die Grossmächte hörten leider weder auf Uli noch auf Hans im Obergaden und haben heute die Folgen zu tragen. Die Art, wie die Weissen im «gepachteten» China wirkten, machte es den «Boxern», einer chinesischen vaterländischen Geheimorganisation, leicht, den Fremdenhass zu schüren. Es kam zu Metzeleien, denen auch der deutsche Gesandte von Kettelen zum Opfer fiel. Den vereinigten Mächten gelang es, den Aufstand niederzuschlagen. Was sagte die BVZ dazu?

Europas Klage

Was suchen die Mächte in China Streit,
Die Chinesen taten uns nichts zu leid;
Viertausend Jahre schliefen die Drachen
Und mischten sich nicht in unsere Sachen.

Wer sind die Barbaren ? Sie oder Ihr?
Wer lebt vom Raub wie ein reissendes Tier?
Wer kam wie ein Wolf im Schafsgewande?
Die europäische Räuberbande.

Ihr redet von Christentum und Kultur
In Kiautschou, Weihawei, Port Arthur —
Und reisset zum Hohn den Moralgesezten
Vom Reiche der Mitten Fetzen um Fetzen.

Nun sind die Drachen und Teufel erwacht,
Die sträflicher Hochmut verhöhnt und verlacht,
Vergelten mit Morden und Missetaten
Die Schande der Fürsten und Diplomaten. UD

Dürrenmatts Empfinden als Christ und Schweizer war durch den rücksichtslosen Imperialismus verletzt. In einer Zeit, da die Macht allein galt, betrachtete er die Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkt der Moral, unter den Kategorien von Schuld und Sühne. In einem Gedicht «China wider Europa» sieht er im chinesischen Boxeraufstand die gerechte Strafe für die schlechte Behandlung der Buren, für die Nachsicht, mit der Europa die Unterdrückung Finnlands und die Ausrottung der Glaubensbrüder in Armenien geschehen liess:

Eintracht gibt es nur im Raube
Im politischen Konzert;
Doch für Recht und Christenglaube
Zieht Europa nicht das Schwert.

Aber in dem fernen Osten
Der Geschichte Fluch euch traf;
Grauenhafte Hiobsposten
Künden uns Gericht und Straß!

Was Armenien erduldet
Und der Finnen Todesstreich,
Was am Bur ihr habt verschuldet —
Tun die gelben Teufel euch!

Mordend ziehen die Chinesen
Durch die Strass am hellen Tag,
Künden mit dem Feuerbesen
Kaiser Wilhelms «Pachtvertrag».

Als in Wilhelmshafen deutsche Truppen zur Wiederherstellung der «Ordnung» in China eingeschifft wurden, verabschiedete der Kaiser sie mit seiner berühmten «Hunnenrede», von der hier ein Abschnitt nach dem Text der BVZ zitiert sei: «Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen! Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie jetzt noch in der Ueberlieferung und im Märchen gewaltig erscheinen lässt, so möge der Name der Deutschen auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, dass niemals wieder ein Chinese es wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.» Wie schon allzu oft, musste der Kriegsminister im Parlament wegen dieser neuerlichen Entgleisung Wilhelms Rede und Antwort stehen. Als der Minister nach der Debatte müde den Reichstag verlassen, sei er versehentlich an den Portier gestossen und habe sich mit «Pardon» entschuldigt. Darauf habe dieser augenzwinkernd erwidert: «Pardon wird nischt jegeben, Exellenz!»

Das deutsche Reich unter Kaiser Wilhelm II.

Unsere nördlichen Nachbarn und besonders Wilhelm II. genossen im allgemeinen vor und nach der Jahrhundertwende in der Schweiz nicht nur grosse Sympathien, nein der Kaiser sogar Verehrung. Die ältere Generation erinnert sich noch der grossen Tage des Kaiserbesuches von 1912 und der Kaisermanöver, die Oberst Wille leitete. Ganz anders die BVZ. Weder Dürrenmatt noch Nydegger vertrugen Wilhelms «Gottesgnadentum», wie aus den Glossen in den «Welthändeln» des HiO hervorgeht:

«In Deutschland haben sie einen wüsten Prozess, der sich nicht etwa unter Märitweibern, sondern in höchsten Kreisen abspielt. Dem alten Guggisberger Grundsatz huldigend, dass man von einer wüsten Sache «so wenig als mugli» reden solle, will auch der HiO den Nasenlumpen hervorheben und sich über die Geschichte hinwegschnützen. Dem noch jugendlichen Kaiser sagt er bei dieser Gelegenheit ein aufrichtiges «Helf Dir Gott!»

(Eulenburg Handel) 1896

«Wilhelm II. gefällt sich je länger je mehr in der Stelle eines modernen Caligula. Vor der Abfahrt der unter dem Befehl seines Bruders, des Prinzen

Heinrich stehenden Kreuzerdivision nach Ostasien, hielt er in Kiel wieder eine seiner gewohnten, sich selbst verherrlichenden Reden. Geradezu gotteslästerlich liess er sich aber von seinem Bruder vergöttern: «Das eine versichere ich Ew. Majestät, mich zieht nur eines: Das Evangelium Ew. Majestät geheiligter Person im Auslande, zu schützen, zu predigen, jedem, der es hören will und auch denen, die nicht hören wollen ...» 1897

«Ein Merkmal des kaiserlichen Evangeliums sind die Majestätsbeleidigungsprozesse im Deutschen Reich, namentlich in Preussen, dessen König der Kaiser zugleich ist. So wurden 1890—1895 7 Kinder unter 15 Jahren verurteilt, 48 Kinder von 15—17 Jahren, 183 Jugendliche im Alter von 18—21 Jahren. Die Summe der von 1889—1893 wegen Majestätsbeleidigung verhängten Strafen betrug 1239 Jahre Gefängnis. Welch herrliches Evangelium!»

«Der deutsche Kaiser hat dem Prinzen Waldemar, Sohn seines Bruders Heinrich «mit der gepanzerten Faust», den Schwarzen Adlerorden, die höchste preussische Auszeichnung, verliehen. Der Prinz ist 10 Jahre alt und hat sich natürlich ums Vaterland schon ausserordentlich verdient gemacht, schon deshalb, weil er überhaupt geruht hat, geboren zu werden. Sonst weiss hierüber nichts zu sagen Euer alter HiO.»

«Kaiser Wilhelm möchte auch daheim alles militärisch organisieren, ich glaube, sogar noch die Hebammen und Wäscherweiber, als deren Präsident er sich nicht so übel schicken würde. Am Mundwerk fehlt es ihm nicht, und so gelegentlich ein paar Pferdellängen neben der Wahrheit vorbei zu sch ... versteht er auch. In Köln verstieg er sich zur Behauptung: So ist es denn mein Wunsch und Wille, der Welt den Frieden zu erhalten, der ja erst existiert, seitdem es wieder einen deutschen Kaiser gibt!»

«Wilhelm II. hat Mühe, seine Militärkredite vom Parlament zu erhalten. Es hocken eben einige gar harzige Kerlisse im Reichstag, die dem Geld mehr nachfragen als dem Ruhm, von dem sie nicht gelebt haben. Es wäre gar nicht so sehr vom Uebel, wenn auch das schweizerische Parlament eine etwas grössere Zahl solcher Harzküchler hätte. Am rechten Ort die Mechanik ziehen oder auch den Schleiftrog unterlegen, ist doch gewiss besser, als das Fuhrwerk einen gähnen Stutz hinunter oder über ein Bord aus zu karren ...»

«Vor acht Tagen ist in Berlin der im Brachmonat neugewählte deutsche Reichstag zusammen getreten und vom Kaiser durch Verlesung einer sogenannten Thronrede, nicht etwa Torenrede, wie Joggis Josis Hans gemeint

hat, eröffnet worden. Die letztere gipfelte natürlich in einer geradezu stinkatorischen Selbstrühmerei ...» (1897)

«Jetzt ist der letzte Streich gefallen! Durch eine kaiserliche Verordnung wird die Uniform der deutschen Offiziere abermals — zum 34. Mal seit dem Regierungsantritt Wilhelms II. — geändert. Die Litewka, wie echt deutsch hier der Mantel heisst, erhält eine Rückenfalte ...»

«Um meinen weltpolitischen Gegnern, namentlich den Bewunderern des deutschen Kaisers und des Zaren doch auch einigermassen entgegen zu kommen, will ich zugeben, dass die beiden Majestäten möglicherweise gar nicht so ungattliche Kerle wären, wenn man sie an die richtigen Plätze stellen könnte. Ich meine damit nicht etwa, dass der eine Korber und der andere Säuliringer werden müsste, da die beiden Professionen denn doch auch besonderes Geschick und Fertigkeit erfordern.» (1905)

Wilhelm der Grosssprecher ... an einem Bankett in Bergen auf seiner Nordlandreise: «Man hat meine Absichten missverstanden. Wenn ich jemand beschuldigen wollte, wäre es die Presse. In allen Berufszweigen muss jemand genaue Bedingungen erfüllen. Der Arzt kann den Kranken nur pflegen, wenn er ein Examen bestanden hat. Der Advokat kann erst plädieren, wenn er Jura studiert hat. Nur der Journalist braucht keine Examen noch Studien.» Antwort der BVZ: Die Journalisten sind leider nicht die einzigen, von denen kein Examen verlangt wird. Die Sache liegt ebenso bei den Monarchen. Da konnte sich denn auch Uli Dürrenmatt nicht halten:

«Die Zeitungsschreiber wissen nichts,
Sie machen kein Examen!»
Das Wort ist raus! Ein Kaiser spricht's,
Und alle Welt sagt Amen!
Die Presse fühlt's, vom Schmerz durchbohrt,
Weil man an einem Kaiserwort
Nicht mäkeln soll noch deuteln. (UD 1906)

*

Die «Welthandel» Nydeggers führten mehrmals zu Reklamationen von Abonnenten und auch zu Kontroversen. UD wusste aber wohl, dass der grösste Teil der Leser sich auf Hansens wöchentliches Geplauder freute. Drei Proteste seien hier wiedergegeben: «Nun will ich Ihnen noch sagen, was mich an Ihrer Zeitung geärgert hat, dass Sie und besonders der HiO immer,

oft sehr mit Unrecht, dem deutschen Kaiser Eines anhängen, wo nur immer möglich, und das passt mir nicht.» — «Was speziell Kaiser Wilhelm anbelangt, hat er wie Keiner den Ernst seines Berufes erfasst, und unermüdlich arbeitet er an der Grösse, der Wohlfahrt und dem Emporkommen seines Landes. Es herrscht ja bei allen, welche die Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahren verfolgen, nur eine Stimme über die fruchtbare Arbeit des Kaisers». — «Von der militärischen Subordination scheinst Du (HiO) eine gelungene Idee zu haben. Hast Du etwa Deine militärische Ausbildung bei der Feuerwehr in Schwarzenburg genossen?»

Dürrenmatt veröffentlichte auch andere Stimmen, eine z.B. aus dem Jura: «Es gibt verschiedene Käuze auf der Welt: Sagt da in der vorletzten Nummer Einer, er hätte die BVZ bald refüsiert, weil HiO da und dort dem deutschen Kaiser Eins liegen lasse. Ich bin nun der andere Kauz und halte die Buchszeitung gerade, weil ich an den urchigen Witzen des alten Hans Freude habe. Nur soll sich der Hans nicht etwa auf eine Spritztour ins heilige deutsche Reich verirren, sonst würde wohl die Zeitungsschreiberei für einige Jahre ein Ende haben.» Zu diesen Kontroversen schrieb UD das Titelgedicht:

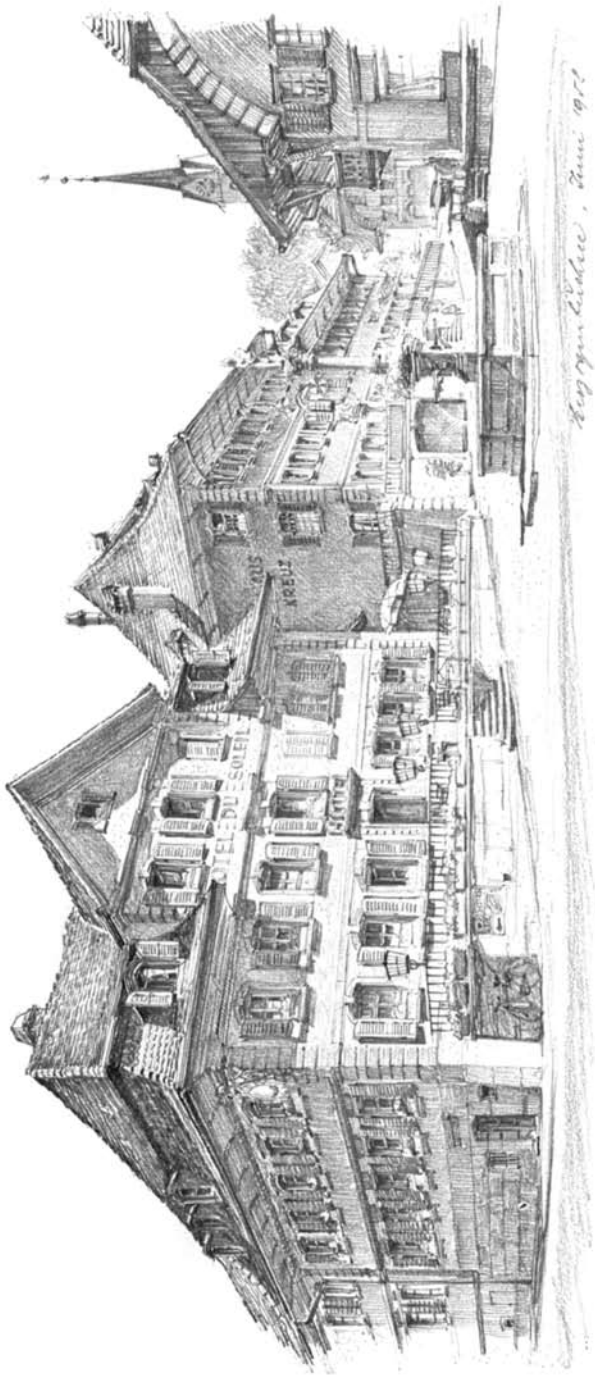
Dem Hans im Obergade

Uese Hans im Obergade,
Da het jitz die Geister g'weckt;
Mänge zwickt ne a de Wade,
Mänge-n-ihm der Talpe streckt.

Grosse Herre chunt er z'strube,
Wil er d'Chappe zweni schwenkt;
Aber i der «Buurestube»
Seit men ebe was me denkt.

(UD 1905)

Dürrenmatt konnte allerdings nicht gut anders, als seinen Mitarbeiter in Schutz zu nehmen, denn er selber hatte schon zu oft in die gleiche Kerbe gehauen, so in seinem Gedicht, das zu einer gewissen literarischen Berühmtheit gelangte:



Bleistiftzeichnung Carl Rechsteiner.

Kaiser Logomachos

Ich bin der Kaiser Schnauzius
Schnorrantius Logomachus,
Zerschmettre mit der Worte Schwall
Den Erdball und das halbe All.

Ich schüttle aus dem Handgelenk
Dem Volk als schönstes Reichsgeschenk
Vor der Käsern und auf der Reed
Alltäglich eine Kaiserred.

Ich rede mit geballter Faust
Und opfere als Holokaust
In Meinem Zorn die ganze Welt,
Wenn sie sich Mir entgegenstellt.

Und was ich rede gilt fürwahr
Nicht weniger als tausend Jahr;
Mein Kaiserwort, Mein Donnerwort
Dröhnt durch Aeonen fort und fort.

Wenn Wodan durch den Donner spricht,
So fürchtet euch, ihr Menschen nicht;
Doch wenn Ich donnre Schlag auf Schlag —
Dann zittert bis zum jüngsten Tag.

Bisweilen hab ich freilich Pech,
Denn wer viel schwatzt, der schwatzt viel Blech;
Dann schreibt die Presse, etwas spät:
So meinte es die Majestät ...

Doch wer ihm nimmt sein Reden krumm,
Vergisst das Privilegium,
Dass Redner aus der Fürstenzunft
Nicht Logik brauchen noch Vernunft.

Bei Salomo war's anders zwar,
Noch bleiben seine «Sprüche» wahr,
Wo er die faulen Schwätzer schmält:
«Klug ist, wer seine Lippen hält!»

Von Salomos erhabnem Thron
Lehrt seit dreitausend Jahren schon
Sein Buch der Weisheit Heil und Glück —
Du gibst heraus — das Gegenstück.

Auch als UD und HiO ihre Gänsekiele für immer weggelegt hatten, blieb die BVZ ihrem Kurse treu. Dazu ein Beispiel aus der Zeit des Kaiserbesuches. Als am 6. September 1912 der blauweisse Hofzug des Bayernkönigs (der Kaiser benutzte ihn bei seinem Besuch), Buchsi passierte — wir Sekundarschüler durften ihn an der Hegenstrasse anstaunen — stand in der BVZ:

Der Kaiser Wilhelm lobesam
Ins wilde Land gezogen kam. — ¹
Das gibt ein Fest für Eidgenossen,
Wie sie noch keines je genossen.

Ehrfürchtig folgt des Kaisers Spur
Der grosse Sohn von Winterthur. ²
Der Advokat der Putschgenossen —
Zum Höfling ist er umgegossen.

Und hinten drein der ganze Schwarm
Von Hofgesind, dass Gott erbarm!
Freisinnig-demokratische Bäuche,
Frisch eingedrillt auf Hofgebräuche.

Sie üben vor der Majestät
Den feinen Ton, so gut es geht,
Und wenn der Kaiser geruht zu nicken,
So wird er alle hoch beglücken ...

Drum Kaiser sei begrüsst von fern,
Fährst Du an uns vorbei nach Bern,
Und wenn Dich langweilt die Begleitung,
Am Bahnhof kauf die «Buchszeitung»!

Anmerkung

¹ Bismarck nannte in einer Rede beim Wohlgemut-Handel (in der Schweiz verhafteter deutscher Polizeispitzel) die Schweiz ein wildes Land.

² Bundespräsident Forrer. Als Fürsprecher hatte er nach dem Tessinerputsch die Rädelsführer vor Gericht verteidigt.

Dass die Verehrung für Wilhelm II. nicht Sache einer Partei war, sondern in allen Kreisen der deutschen Schweiz blühte, müssen wir um der Objektivität willen hier anfügen.

Der Dreyfuss-Handel — Militarismus und Abrüstung

Nydegger befasste sich natürlich nicht nur mit Deutschland. Stoff mehr als genug lieferte ihm auch der Dreyfuss-Handel. Der Jude Dreyfuss, Hauptmann der französischen Armee, wurde 1894 unschuldig wegen Spionage verurteilt und erst 1906, nach einem Meinungskampf, der die ganze französische Nation erfasste und Frankreichs Innenpolitik während 12 Jahren bestimmte, rehabilitiert.

HiO: «Es ist wieder einmal Hudelwetter im Lande ... Grad so ist es mit den Welthändeln, oder noch ärger. Die ärgste Sudelei haben noch immer die Franzosen mit ihrem Dreyfuss-Esterhazy-Zola-Handel. Die ganze «grosse Nation» steht jämmerlich beschmutzt vor allen andern Völkern da, sogar vor den Türken ... Aus dem Dreyfuss gibt es jetzt bald einen Tausendfuss, wie sie in den finstern feuchten Kellern herumgramseln ... Die französischen Generalstäber; die noch vor wenig Wochen Jeden ungekocht zu fressen drohten, der nicht an ihre Unfehlbarkeit glauben wollte, werden je länger je weiter auf die «Schorrlatte» hinausgedrängt und sie werden wohl oder übel den Sprung über die Mistgrube tun oder in dieselbe hineinplätschen müssen ... (1898)

«Da ist nun endlich der Urteilspruch des Pariser Kassationshofes in Sachen Dreyfuss ergangen, und alle Franzosen, welche noch Gerechtigkeitsgefühl genug besitzen, auch die Juden als Mitmenschen anzuerkennen,

atmen erleichtert auf. Ein Kriegsgericht in Rennes wird nun über den seit 1894 auf der Teufelsinsel verbannten Unschuldigen ... zum zweiten Male urteilen und ihn jedenfalls freisprechen. Wer gibt ihm aber die fünf verlorenen qualvollen Jahre wieder? Seiner Frau hat er vom Eiland aus folgende Depesche zukommen lassen: Ich reise am Freitag ab und erwarte mit ungeheurer Freude den Augenblick, da ich Dich umarmen werde. Und von Herzen mag ihm dieses erste Müntschi und alle folgenden gönnen Euer alter HiO.»

*

Die von Zar Nikolaus II. 1899 einberufene Friedenskonferenz im Haag verfolgte HiO mit Misstrauen. Die Verhandlungen waren geheim. Die Schweiz war mit einer Dreierdelegation vertreten.

«Wenn der Fuchs den Hühnern und Gänsen vom «ewigen» Frieden predigt, so geschieht es nur, um dieselben sorglos und unachtsam zu machen, damit sie desto leichter seiner unersättlichen Raublust zur Beute fallen. Art lässt nicht von Art, und so wenig man Weintrauben abliest von Dornen und Disteln, so wenig können Füchse und Wölfe und andere Raubtiere zu Lämmern werden ... Auch den Raubtieren in Menschengestalt ist niemals zu trauen, beir nächsten Gelegenheit brauchen sie ihre Krallen und Zähne wie immer ...»

«Es gibt eben kein Völkerrecht, welches diesen Namen in Tat und Wahrheit verdiente; es gibt nur ein Recht des Stärkeren und Mächtigeren sowohl im politischen als im bürgerlichen Leben ...»

«Heute müsst Ihr es mir schon zu gute halten, wenn ich nicht viel eigenen Wein verzapfe und mich mehr an anderer Leute Fässer halte.» HiO zitiert ergiebig Tolstoi und fährt dann fort: «Man sieht, Graf Tolstoi hat durchaus ungewöhnliche Ideen. Eingefleischte Militaristen werden nicht zögern, ihn einfach für verrückt zu erklären. Wer aber ein aufrichtiger Freund des Weltfriedens ist, wird das nicht tun, am allerwenigsten Euer alter HiO.»

«Das Geheimnis der Diplomatie liegt eben noch heute, wie früher in der Maxime: Nützt euch Böses, so ist's recht; schadet euch Gutes, so ist's schlecht; wer da schwach ist, sei euer Knecht; mit dem Stärkeren nicht leicht brecht — also lehrt das Völkerrecht! Wir in der «Bauernstube» aber meinen nicht so, am allerwenigsten Euer alter Hans im Obergaden.»

Zum Schluss soll dieser Dorfpolitiker, der sich über die Weltpolitik seine eigenen Gedanken machte, in Versen über die Haager-Konferenz zu uns reden:

«Es dringt ein gross Gemunkel
vom Ebro bis zum Don:
Der Friede ist beschlossen —
doch weiss man nichts davon.

Ab schafft man die Soldaten
in Wien und Lissabon,
in Rom, Paris und Brüssel —
nur weiss man nichts davon.

In Petersburg und Potsdam,
In Belgrad und London
gibt's nur mehr Civilisten —
nur weiss man nichts davon.

Die riesigen Kasernen
in Warschau, Thun und Bonn
macht man zu Küngeleställen —
nur weiss man nichts davon.

Kurz, alle Leute munkeln
vom Ebro bis zum Don
von Abrüstung und Frieden —
nur weiss man nichts davon.»

Dass Nydeggers Skepsis gegenüber dem Abrüstungswillen der Grossmächte berechtigt war, lehrte bald darauf der erste Weltkrieg und die Geschichte unsres Jahrhunderts überhaupt. Das will aber nicht heissen, dass die Bemühung um den Weltfrieden zum vornherein blosser Utopie ist. Mag auch die BVZ mit ihren aussenpolitischen Glossen Augen und Ohren ausländischer Potentaten nicht erreicht haben, Dürrenmatt und Nydegger wirkten dennoch nicht vergeblich. Einer grossen Lesergemeinde dienten sie als kritisch-verantwortungsvolle Mahner und Wegweiser in schwieriger Zeit. War ihr Kampf in helvetischen und bernischen Zeitfragen nur zu oft gehässig,

ihre zeitbedingte Opposition oft eher Obstruktion, so zeigt doch dieses letzte Kapitel, dass ihnen edles Bemühen nicht fern lag.

*

Nydegger lebte 20 Jahre im Oberaargau, er wurde ihm zur zweiten Heimat. Ueber 30 Jahre sprach er zum Leserkreis der BVZ. Neben den berühmten Ueli Dürrenmatt stellt sich demnach als Mitstreiter und Weggefährte Hans Nydegger — den Lesern der «Berner Volkszeitung» als Hans im Obergaden nicht minder wert — ein Mann, der es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Unterlagen

«Berner Volkszeitung», Jahrgänge 1875—1912 und 1957

Jahrbuch von Guggisberg, Jahrgang 1947/48

Kirchl. Gemeindeblatt von Wahlern, Jahrgang 1948, Nr. 2

Grüner Erich, Edmund von Steiger, Francke 1949

Mündliche und schriftliche Mitteilungen von W. Nydegger, Zürich.

ÜBER EINE VERPFLÖCKUNG IN HERZOGENBUCHSEE

HANS HENZI

Unter Verpflöckung¹ versteht man den jahrhundertealten Brauch, aufgeschriebene Segens- und Zauberformeln oder heilige Namen in ein Bohrloch in der Schwelle oder in einem Türpfosten einzuschieben und mit einem Pfropfen abzuschliessen als Schutz des Hauses gegen allerlei Unglück wie Feuersbrunst, Seuche, Diebstahl und Hexenwerk. Mundartlich wird das Eingelegte «Ygleits» genannt. Man «verzäpft» es. Dazu gehören noch gewisse, für zauberkräftig gehaltene Stoffe, z.B. *Asa foetida* (Asant, Stinkharz, Teufelsdreck),² d.h. das braunrote, heilkräftige Gummiharz aus der Wurzel einer asiatischen Doldenpflanze (*Scorodosma foetidum*) oder andere, vielleicht in besonderer Weise und zu bestimmten Zeiten gewonnene Harze. Statt dessen wurde noch bis in unser Jahrhundert etwa auch ein mit Formeln umwickeltes und etwas Quecksilber enthaltendes Fläschchen samt einem alten Messer mit Hirschhorngriff eingelegt.³

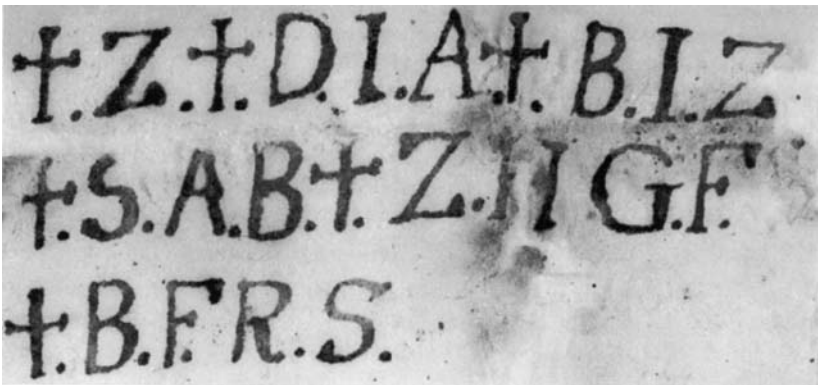
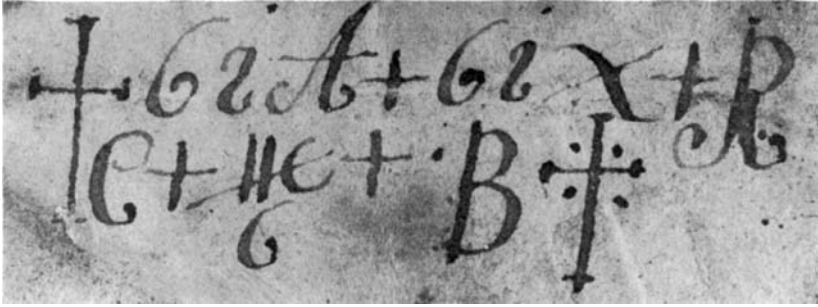
Bei Renovationsarbeiten im Bauernhaus Nr. 19 an der Hintergasse zu Herzogenbuchsee, das seit anfangs 1937 der Firma E. Ingold & Co. als Lagerhaus dient, wurden damals an drei Stellen (in Türschwelle und Tennentorpfosten) solche Verpflöckungen mit gleichem Inhalt gefunden.⁴ Verschiedenfarbige Harzstücklein (gelb, braun und schwarz, aber nicht *Asa foetida*)⁵ waren eingewickelt in ein Papier (9,2 × 11,5 cm), auf welchem oben und unten kreuzweise angeordnet die Buchstaben I. N. R. I. (= Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) und dazwischen der Name «Sanctus Spiritus» (= Heiliger Geist) standen. Dabei lagen je drei Zettelchen, beschrieben mit der Sator-Formel, dem Zacharias-Segen und einer noch unbenannten Schutzformel.⁶

Das erste enthält in einem Wortquadrat, nach vier Richtungen gleichlautend, die lateinischen Worte SATOR, AREPO, TENET, OPERA, ROTAS. Im Kern steht kreuzweise TENET (= er hält). In der alten Pflugwendeform

gelesen — d.h. die eine Zeile von links nach rechts, die nächste von rechts nach links und das Wort «tenet» hin und her — ergibt sich der Text: Sator opera tenet; tenet opera sator (= der Säemann hält in seiner Hand eure Werke; eure Werke hält in seiner Hand der Säemann).⁷ Die 25 Buchstaben lassen sich zudem kreuzförmig mit dem Buchstaben N als Mitte zu der Formel: A-PATER NOSTER-O zusammenstellen. Sie galt von jeher als Schutz gegen Feuersbrunst. Mit der Anweisung, sie auf beide Seiten eines Tellers zu schreiben und ihn ins Feuer zu werfen, worauf dieses «sogleich geduldig auslöschen» werde, steht sie in einem nach 1810 in 5. Auflage erschienenen Heftchen voller Zaubermittel, betitelt: Albertus Magnus⁸ bewährte und approbierte sympatetische⁹ und natürliche egyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh.¹⁰

Der Name des Zacharias-Segens auf dem zweiten Zettel soll sich von Papst Zacharias im 8. Jahrhundert herleiten. Seine Buchstaben sind die Anfänge von lateinischen Bibelsprüchen.¹¹ Er erschien gedruckt erstmals 1647 im «Geistlichen Schild» (Bd. 3, S. 566)^{11a} und galt als Schutz gegen die Pest. Dieser Seuche war z.B. 1626 der aus Aarau eingebürgerte Stammvater der wappenführenden Familie Moser von Herzogenbuchsee, Pfarrer und Dekan Jakob Moser zum Opfer gefallen.¹²

Leider lässt sich das Alter der gefundenen Verpflöckung nicht bestimmen, weil das Haus keine Jahrzahl aufweist. Die Art des Papiers und der Schrift, sowie der grosse Dorfbrand von 1653 erlauben wohl keine frühere Datierung.¹³ Noch lebende Nachfahren der 1880 eingezogenen Familie des Seilers Ammon und des vorherigen Besitzers Jakob Wälti hatten keine Kenntnis davon.¹⁴ Auf dem Urbarplan des Dorfes von 1765 sehen wir an jener Stelle ein mit Stroh gedecktes Bauernhaus, das damals «Caspar Leuws Erben» gehörte.¹⁵ Laut Totenrodel starb den 24. 5. 1762, 48jährig, ein Caspar Leu von Rohrbach, wohnhaft in Herzogenbuchsee, «Vieh Doktor». Ein anderer Caspar Leu von Herzogenbuchsee wird 1653 unter den nach dem Bauernkrieg mit Ehr- und Wehrlosigkeit bestraften Bauern genannt. Er erhielt aber am 13. Jänner 1654 gegen Bezahlung von 20 Kronen, persönliches Erscheinen und untertäniges «Deprecieren» (= Abbitten) seine Wehr wieder.¹⁶ Es liegt nahe, zu vermuten, dass einer von ihnen das Einlegen der Schutzformeln veranlasste in jener Zeit, wo die Buchser von der Pest, Dorfbränden und allerlei Hexenwerk stark beeindruckt waren.¹⁷ Caspar Leus



Verpflöckte Haussegen in Herzogenbuchsee, aus Hintergasse, Haus Nr. 19 (1937).
 1) Unbenannte Formel mit Kreuzen, Original 1,4 × 3,6 cm. 2) Sanctus Spiritus und I. N. R. I., Original 9,4 × 11,5 cm. 3) Sator-Formel, Original 1,7 × 2,2 cm. 4) Zacharias-Formel, Original 2 × 3,5 cm.

Name fehlt unter den 41 Brandgeschädigten im «Verzeichnus der Firsten, so zu Herzogenbuchsee uf den Pfingsttag verbrunnen, samt den Menschen us dem Dorff im feüwr, und sunst durchs schwert umbkommen, in der Rebellion A^o 1653.»¹⁸ Hatte sich etwa schon damals eine Verpföckung nach dem Glauben der Familie Leu wirksam erwiesen?¹⁹

Anmerkungen

¹ Vgl. das 10bändige Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (= HddA) bei den jeweiligen Stichwörtern.

² Vgl. HddA, ein Konversationslexikon oder Heyses Fremdwörterbuch.

³ Diesen Hinweis verdankt der Referent Herrn H. Wandfluh, Archivbeamten am Staatsarchiv Bern. (= St. A. B.)

⁴ Der Fund wurde dem Referenten vom jetzigen Besitzer Herrn E. Ingold zur Untersuchung übergeben. Finder war der Zimmermann O. Holenweg-Herzig, der dem Referenten als Fundorte die Schwelle zwischen Nordzimmer und Küche, einen Torpfosten zur Tenne (bei der Angel), sowie eine Stelle bei der Futtertenne nannte, wo der verpföckte Inhalt wegen Feuchtigkeit unleserlich geworden war.

⁵ Befund des Schweizerischen Instituts für Volkskunde (= SifV) in Basel.

⁶ HddA und Bescheid des SifV (Okt. 1965).

⁷ Vgl. Basler Nachrichten vom 20. 5. 1943: «Ein urchristliches Kryptogramm». Danach fand sich die Sator-Formel an vielen Orten des römischen Kaiserreiches auf Türen und Wänden und ist sogar in Pompeji wieder unter dem Vulkanschutt hervorgekommen. Da das Wort AREPO nur in der Umkehrung lateinisch ist, ergibt sich für den Text die Pflugwendeform und der entsprechend übersetzte Sinn.

⁸ Albertus Magnus, Doctor universalis genannt, 1207—1280, Graf von Bollstädt, gelehrter Dominikaner, Heiliger, war wegen seiner chemischen und mechanischen Kenntnisse der Zauberei verdächtig. Sein Name wird wohl im Titel dieser Schrift zur Täuschung des Lesers missbraucht.

⁹ Sympatetisch = geheimkräftig, zauberhaft.

¹⁰ Diese Broschüre wurde dem Referenten freundlicherweise von Herrn Dr. H. Specker im St. A. B. vorgelegt.

¹¹ Vgl. HddA, Bd. IX 887.

^{11a} Freundlicher Hinweis von Herrn Alfred Bärtschi, Burgdorf.

¹² Vgl. C. F. L. Lohner, Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidg. Freistaate Bern, sowie Stammbaum der Familie Moser von Herzogenbuchsee.

¹³ Auf dem 1654 von Joh. Willading gezeichneten Plan zum Gefecht vom 8. Juni 1653 steht zum fraglichen Quartier die Bemerkung: «Häuser, welche die Bauren anfangs, die Armee zu verhindern, in Brandt gesteckt und sich darbei gewehrt.»

¹⁴ Frau Röthlisberger-Ammon, geb. 1878, und Frl. Frieda Ammon in Derendingen; Frau Balsiger-Bösiger in Herzogenbuchsee.

¹⁵ Vgl. Grundrisse von Hertzogenbuchsee, Anno 1765, Plan 15, Atlanten 113, St. A. B.

- ¹⁶ Vgl. Dr. Joseph Rösli, *Der Bauernkrieg von 1653*, Bern 1932, Obergeraugs S. 193—207.
- ¹⁷ Auf dem Hexenacker wurden 1662 Elsbeth Frieder und Barbara Kneu verbrannt. Sie sollten, die eine dem Schulmeister, die andere dem Pfarrer von Buchsee die Kühe verhext haben. (F. von Mülinen, *Beiträge zur Heimatkunde*, 5. Heft, S. 97).
- ¹⁸ *Bürgerbibl. Bern, Mss. Hist. Helv. VI*, 96 (betr. den Bauernkrieg).
- ¹⁹ Nach Abschluss der vorstehenden Arbeit fand der Verfasser im «Dorfbuch» (Archiv der Gemeindeverwaltung Herzogenbuchsee) noch einen dritten Caspar Leu, der 1701 als Seckelmeister und 1712/13 als Bannwart (d.h. bei uns Gemeindepräsident) amtierte.

J. R. MEYER ALS HISTORIKER

MAX JUFER

Seine tiefgründige Arbeit über «die Entwicklung des Gemeindegedankens in der Geschichte Langenthals» fasst J. R. Meyer in die Losung: «Der Landesgegend, die uns zu verdienen gibt, auf alle Arten, aus allen Kräften dienen und noch einmal dienen.» Dieses Wort könnte über seinem ganzen Leben und Werk stehen. Denn Dienen war der Hauptzug seines Wesens. Er hat vielen und vielem gedient, als Mensch und als Lehrer. Der leidenschaftlichste Dienst galt aber der Wissenschaft, der Geschichte, und sie wiederum hat er seiner «Landesgegend» fruchtbar gemacht.

Langenthal und der Obergeraargau sind deshalb dem Historiker J. R. Meyer in hohem Masse verpflichtet. Langenthal verdankt ihm nichts weniger als sein historisches Bewusstsein, seine geschichtliche Gestalt; erst durch ihn wurde es ein Ort mit ganz bestimmten, aus der Kenntnis der Vergangenheit hergeleiteten Charakterzügen. Und welche Aufwertung hat nicht der Obergeraargau in den letzten Jahren als sich selbst erkennender und zu selbstbewusstem geschichtlichem Dasein erweckter Landesteil erfahren! Meyers Wirken und Forschen, zusammengefasst in der fundierten Abhandlung über «Entstehung und Wandel des Raumes und Begriffes Obergeraargau» haben dazu massgebend beigetragen.

Die Verdienste Meyers erschöpfen sich aber nicht im Bemühen um die Gemeinde und die engere Heimat. Sie erstrecken sich, durch die jahrzehntelange Beschäftigung mit der Lebensfülle der Lokalgeschichte, auf eine ganze Reihe anderer Wissenszweige wie Philosophie, Religion, Recht, Wirtschaft, Soziologie, Geographie, Genealogie, Pädagogik, Sprache, und reichen bisweilen weit über die örtlichen Grenzen hinaus. Davon zeugen zahlreiche, vielbeachtete Arbeiten — einige, typische, werden im folgenden noch aufgeführt werden — und Stösse von Material, das weiterer Bearbeitung harret. Wahrhaftig Ergebnisse und Spuren einer reichen, vielseitigen und vielschichtigen Forschertätigkeit!

Dass J. R. Meyer zum Lokalhistoriker Langenthals wurde, ist nicht selbstverständlich. Dazu brauchte es nicht nur ein Leben des Dienens, sondern des Verzichts, der Entsagung. Man verstehe uns recht: Nichts liegt uns ferner, als einen Märtyrer erstehen zu lassen, umso mehr, als dem anspruchswissen, zum Einzeldasein neigenden Denker und Sucher das Tagewerk ohnehin als Schicksal und Pflicht erschienen sein mag. Es nötigt jedoch Bewunderung ab, dass J. R. Meyer einer Gelehrtenlaufbahn entsagte, um der Scholle, die ihn gerufen und die ihn nährte, treu zu bleiben; dass er den einst Untertanen Aargauer verleugnete, sich einer altbernischen Gemeinde verschrieb und deren Gnädige Herren vorbehaltlos als Meister der Staatskunst pries; dass er auf Familiengemeinschaft verzichtete, um die Stammbäume anderer, edlerer und unedlerer, zu erforschen; dass er sich aus der Öffentlichkeit zurückzog, um das eigentliche Wesen der Gemeinde zu erfassen; und dass er sich durch seine Wahrheitsliebe, seine bis zur letzten Konsequenz geführte wissenschaftliche Akribie und seine Gewissenhaftigkeit einen leicht möglichen Publikationserfolg versagte. Wie rang er doch mit Stoff und Form, wie litt er aber auch darunter und klagte des öfteren, nur Stückwerk geschaffen, bloss «Trümmer» geborgen zu haben! Da wurde denn für Augenblicke — ganz unverdienterweise — aus dem Verzichtenden ein Verzagender, ein an sich selbst Zweifelnder; denn sich selbst war er der unerbittlichste Kritiker.

So sträubte er sich innerlich z.B. hartnäckig dagegen, 1961, zur 1100-Jahr-Feier Langenthals — er hatte sie durch seine Forschungen selbst veranlasst — die doch längst im wesentlichen bereitliegende Ortsgeschichte herauszugeben. Als sie dann doch erschien, gehalt- und umfangreich, ein Musterbeispiel ihrer Art, souverän in der Durchdringung der Materie und der be-seelten, gemeinverständlichen Art der Darbietung, trug sie den demütigen Titel «Kleine Geschichte Langenthals»; und das Vorwort des Verfassers nennt sie gar «ein Büchlein»!

Der Schreibende fühlte sich oft, wenn er seinen grossen Lehrer sich ab-mühen, selbst gängige Hypothesen verwerfen und den angemessensten sprachlichen Ausdruck suchen sah, in allerdings ferner Gemeinsamkeit an dessen berühmten Namensvetter, den Dichter C. F. Meyer erinnert. Verband die beiden nicht auch die wesentliche Bereicherung durch das Bildungserlebnis und der Drang, im Werk das darzustellen, was der eigenen Art widersprach, aber auch was Sehnsucht war und im praktischen Leben unerfüllbarer Wunsch bleiben musste! Wir denken hier im besonderen an Ar-

beiten J. R. Meyers, die das Geldgeschäft, den Gasthofbetrieb, die Familienchronik und das Bauerntum betreffen. Vom Handel ist die Rede in «Die oberaargauische Krämerzunft von 1704 und die Bedeutung des Merkantilismus für Langenthal» (1938), «Die geschäftstüchtige Intelligenz erobert die Marktgasse» (1956), und «Vomene fromme, alte Langenthaler Hindersäss und Handelsma», eine vorzügliche Biographie des pietistischen Tuchherrs Johannes Sägesser aus dem 18. Jahrhundert in Ruedertaler-Mundart. Für die vielen Abhandlungen und Notizen, die sich dem Gastlichen und Geselligen zuwenden, möge stellvertretend genannt sein «Von den alten Gasthöfen Langenthals, insbesondere vom Kreuz» (1956). In den minutiös ausgearbeiteten Stammtafeln der bekannten Langenthaler Geschlechter Mumenthaler, Dennler und Geiser wagt sich der Chronist sodann bis zu den letzten legalen und illegalen Zweigen und Sprossen vor. Das Herz geht aber dem Sohn eines Bauerndorfes erst ganz auf da, wo er von Hof, Flur und Forst spricht. Liegt in dieser Liebe zum alten Bauerntum vielleicht der Schlüssel zur Vertiefung in die lokale Vergangenheit überhaupt? Das frühe und betonte Interesse am Leben der Zisterzienser von St. Urban, diesen Pionieren der Landwirtschaft im Mittelalter, an Allmend und Dorfmark, an der Zelgenordnung, an der Pursami, ist zumindest augenfällig. An wissenschaftlich hochwertigen Untersuchungen seien in diesem Zusammenhang erwähnt der Beitrag zur Langenthaler Jahrhundertfeier des Schweizerischen Forstvereins, 1943, unter dem Titel «Wem gehörten eigentlich unsere Wälder?», ferner «Die Dreifelderwirtschaft», «Aus der Zehntengeschichte von Langenthal» (1965 publiziert im Rahmen der 1961 errichteten, vom Autor selbst angeregten «Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Dorf und Gemeinde Langenthal»), «Schoren in den Jahrhunderten vor seinem Zusammenschluss mit Langenthal», eine vorzügliche, viel Einfühlungsgabe verratende Hofgeschichte (1948, 50 Jahre nach der Eingemeindung veröffentlicht), und «Die Saat des Jakob Käser». Dies letztgenannte Werk, 1937 im Auftrag des Oekonomisch-Gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus zu dessen 100 Jahr-Feier geschaffen, war eines der wenigen, das vor dem gestrengen Selbstgericht zu bestehen vermochte und worauf der Verfasser stets gerne zu sprechen kam. Es enthält nebst der Geschichte der Vereinsgründung, die auf den tatkräftigen und fortschrittlich gesinnten Melchnauer Gemeindeschreiber jener hochgesinnten Epoche zurückzuführen ist, wertvolle Kapitel über die «alte Ordnung», zudem wirtschafts- und kulturgeschichtlich bedeutende Abschnitte über Obst-, Wiesen- und Feld-

bau im 19. Jahrhundert und eine treffliche Schilderung der liberalradikal-demokratischen Bewegung unseres Landesstrichs.

In den bisherigen Ausführungen wurde versucht, J. R. Meyer auf seinem Weg zur Geschichte von verschiedenen Seiten etwas näherzutreten, ihn als Mensch ein wenig kennenzulernen und die Wurzeln seiner Motive blosszulegen. Dabei ergab sich zweifellos das Bild einer menschlich ausserordentlichen, geistig ungemein regsamen und differenzierten Persönlichkeit. Bei aller Verschiedenheit der hiebei erwähnten Interessen und Arbeiten musste aber doch auffallen — und darauf wurde ja schon zu Beginn angespielt — dass die ganze Thematik Meyers um das eine zentrale Anliegen kreist: zu erfahren, was das Wesen einer Gemeinde ausmacht, wie überhaupt Gemeindebildung möglich ist, und welche Aufgabe der Gemeinde im Staat zukommt. Die Frage hatte sich am konkreten Fall Langenthal entzündet, am Beispiel Langenthal wurde dann auch das Problem in verschiedenen Variationen abgehandelt.

Wenn J. R. Meyer den Gemeindegedanken in den Mittelpunkt seines ganzen Forschens stellte, dann tat er es aus zwei Gründen. Einmal erkannte er schon früh, welch grosse Rolle die Kommunalwesen, sei es die griechische Polis, die römische Res Publica oder die mittelalterlichen Stadt- und Landkommunen als staatsbildende Kräfte in der Geschichte gespielt hatten. Ihnen lag ja auch die Entstehung der Eidgenossenschaft zugrunde. Zum andern erfuhr bei uns der Begriff Gemeinde als Ort eindrucklichster und anschaulichster politischer Schulung am Vorabend und während des 2. Weltkrieges eine bedeutende Aufwertung. (Seither erlebte er durch Kibbuz und Volkskommune noch erhöhte Aktualität). So versuchte denn J. R. Meyer, beeinflusst vom Basler Historiker Gasser, der Gemeindefreiheit als die Rettung Europas bezeichnet hatte, und von J. B. Rusch, für den Gemeinde «etwas Ehrwürdiges ... die heilige Chronik des lebenslänglichen Schlages von viel tausend Herzen» war, am lokalen Beispiel die für unser Land gültigen Entwicklungslinien aufzuzeigen. Es musste dabei im Wesentlichen das Problem gelöst werden, wie aus der frühmittelalterlichen Hofsiedlung Langatun das politische Gemeinwesen von heute entstand; wie die autonome Bürgergemeinde wurde und sich zur modernen Einwohnergemeinde gestaltete. Die Ergebnisse liegen scharfsinnig formuliert vor in der eingangs erwähnten spezifischen Arbeit über «Die Entwicklung des Gemeindegedankens», und sind meisterhaft auf einen entscheidenden Zeitabschnitt, die Aufklärung, konzentriert in «Der Ammann Friedrich Mumenthaler und

seine Gemeinde» (1947 zum Schweizerischen Städtetag in Langenthal verfasst). Als unerschöpfliches Arsenal diente dazu die während Dezennien angehäuften, mit der Zeit in Jahrhundertbarren und schliesslich in die Form der «Kleinen Geschichte» gegossene Materialsammlung zur «Ortsgeschichte».

Hat ein Dorf überhaupt Geschichte, und ist Geschichte, verstanden als menschliches Geschehen in Raum und Zeit, sinnvoll? Vor diese philosophischen Fragen musste sich ein spekulativer Geist, wie J. R. Meyer es war — er hatte seine Studien mit der «Weltanschauung des Tacitus» begonnen — vorgängig jeglicher lokalhistorischer Darstellung unweigerlich gestellt sehen. Er hat beide, wie sich aus dem Bisherigen ergibt, positiv beantwortet; allerdings nicht vorbehaltlos. So neigte er, selbst in konzentrierteren Kapiteln, immer wieder zur Chronik. Sie stellte für ihn das Punktuelle dar, den verlässlichen Halt in der Flucht der Zeit, das Ereignis, dessen Deutung möglich war; rückte man es in den grösseren Zusammenhang, verband man es mit andern solchen Fixpunkten, dann konnte sich ein logischer Gang des Geschehens abzeichnen. Lokalgeschichte wurde deshalb einmal geradezu definiert als die Synthese von Chronik, Statistik, Anekdote und «Geschichte»! Und der Sinn? Er liegt in einem jeglichen Wesen beschlossen als Bild, das es durch positive Förderung aller Kräfte zu erkennen und zu verwirklichen gilt, wobei selbst der «List der Idee» (Einflüsse Hegels?) noch ein Mitspracherecht eingeräumt werden mag. J. R. Meyer hat unermüdlich versucht, diese verborgene Schicksalsform gerade seiner Gemeinde Langenthal zu ergründen, und er hat seine besten Kräfte daran gegeben. Wegleitend war ihm dabei das Epigramm des Angelus Silesius, das sinnreich das prächtige Berner Heimatbuch «Langenthal» einleitet und durchwebt: «In jedem ruht ein Bild des, was er werden soll. Bevor er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.»

Im Leser könnte nun leicht der Eindruck entstehen, J. R. Meyer sei der erste und einzige Historiker unserer Scholle gewesen. Dies bedarf einer Berichtigung: Der Boden war bereits angefurcht, als er ihn zu bearbeiten begann. 1874 schon hatte F. A. Flückiger «Mitteilungen über die Geschichte Langenthals und der Umgebung bis zur Reformation» veröffentlicht, und 1906 war die Abhandlung «Das Wasserrecht der Langeten von K. Zollinger» erschienen. Wiedmer-Stern und O. Tschumi befassten sich sodann mit der «Ur- und Frühgeschichte des Obergeraargaus»; G. Kurz bearbeitete «Langenthal gegen Ende des 18. Jahrhunderts», «Langenthal während der Helvetik» und A. Plüss beschäftigte sich vorwiegend mit den Herren von Grünenberg.

All dies schaffte erste Grundlagen, gab Anregungen, wies Forschungsrichtungen, war aber doch nur Stückwerk. Entscheidende Anstösse gingen dann aus von den Untersuchungen des bekannten Rechtshistorikers K. Geiser, «Langenthal unter der Twingherrschaft von St. Urban» (1919), und «Rohrbach, eine Herrschaft der Abtei St. Gallen im Oberaargau» (1925). Sie steckten J. R. Meyer das Arbeitsfeld ab, deckten die Hauptbezüge auf. Und nun begann das beharrliche Graben nach den Quellen, das rastlose Suchen nach Urkunden und Dokumenten, der Gang ins Archiv, aber auch der Gang mit dem Förster, dem Bauern, dem Siedlungs- und Namensforscher, dem Geologen, dem Archäologen, dem Biologen durch Wald und Feld; es folgten Gespräche und Briefwechsel mit Fachleuten aller einschlägigen Wissenszweige und eine umfassende Lektüre. Der Kenner bewundert den Spürsinn wie die Geduld, die Systematik wie die Ausdauer, die bei dieser Kleinarbeit an den Tag gelegt wurden.

Aus der umfangreichen Urkunden- und Regestensammlung in der von J. R. Meyer geschaffenen Arbeitsstätte des Langenthaler Bürgerarchivs seien nur drei Dokumente erwähnt: Einmal die Vergabung von 861, in welcher Langenthals Name zum ersten Mal auftaucht, und die zum Anlass des Jubiläums von 1961 wurde; sodann die «Magna Charta» von 1444, ein St. Urban mit Hilfe der schiedsrichterlichen bernischen Obrigkeit abgerungener Freiheitsbrief, Markstein in der Gemeindeentwicklung. Beide wurden, vorzüglich kommentiert, als Auftakt zur 1100-Jahr-Feier veröffentlicht, wobei die psychologische Interpretation der Urkunde von 861 als bahnbrechende Leistung gewertet werden darf. Am meisten freute sich J. R. Meyer aber am äusserlich unscheinbareren Pergament von 1277, welches die älteste Beschreibung einer Schuppe auf dem Boden des heutigen Bernbiets enthält. Es handelt sich um ein Luternaulehen, dessen Hofstatt, Aecker und Wiesen mit den Abgabepflichten aufs genaueste bezeichnet sind.

So fügten sich die Steinchen, in der Fachwelt hochgeschätzte Untersuchungen, allmählich zum Mosaik; das Dorf auf seiner Scholle gewann Konturen; die vergangenen Zeiten begannen zu leben. Es erübrigt sich, auf diese zahlreichen Einzelarbeiten zu sprechen zu kommen, da sie im Werkverzeichnis zur «Kleinen Geschichte Langenthals» aufgeführt sind und, wenn noch nicht publiziert, seit 1958/61 in das alljährlich erscheinende «Jahrbuch des Oberaargaus» und die wiedererweckten «Langenthaler Heimatblätter» aufgenommen werden können. Auf einen wesentlichen Punkt müssen wir jedoch noch zurückkommen: auf J. R. Meyers Gabe, dem Ein-

zelfall liebevoll nachzugehen, sich aber nicht an ihn zu verlieren, sondern ihn in den allgemeinen Zusammenhang zu rücken. So wurde ein schlichter Besitzeswandel, wie die in farbigem Lokalkolorit gehaltene Geschichte vom «Entenmoosweiher», zu einem für spätf feudale Verhältnisse typischen Zeitvorgang. Stets gingen auch Gemeinde und Staat fruchtbare Beziehungen ein, wie im prächtigen Werk «100 Jahre Sekundarschule Langenthal», das einen trefflichen Vorbau über die «alte Schule» enthält, oder in «600 Jahre Bund — lokalhistorisch betrachtet». Was schliesslich die über unsere Grenzen reichenden Parallelen anbetrifft, sei aus dem vom Schreibenden verfassten Geleitwort zur «Zehntengeschichte» zitiert: Sie «vereinigt ... die Gewissenhaftigkeit des Ortschronisten mit der überlegenen Gestaltungskraft des Universalhistorikers ..., veranschaulicht eine epochale abendländische Erscheinung im vertrauten Bezirk des Dorfes und stellt das gewonnene Bild wiederum in den grossen geschichtlichen Rahmen. «Eben darin offenbarte sich die besondere Bedeutung J. R. Meyers, hob ihn über das Lokale hinaus.

Etwas von diesem Hauch der Weite übertrug sich auch auf Langenthal selbst, indem J. R. Meyer alle geschichtlichen Berührungspunkte seiner Gemeinde mit der internationalen Welt historiographisch sorgfältig herausarbeitete. So sehen wir erstaunt europäische Berühmtheiten wie den englischen Staatsdenker Gibbon, und zwei Jahre vor der Revolution, die sie erhöhen und fällen sollte, die Girondistin Madame Roland im stolzen altbernischen Flecken auftreten. Hinwiederum verfolgen wir die einheimischen Reisläufer Glogger und Hellmüller auf ihren abenteuerlichen Wegen ins Ausland. Und zum andern schliessen wir Bekanntschaft mit trefflich gezeichneten Dorforiginalen, deren geistiger Horizont weit über die Zelgmarch hinausreichte: den genial-skurilen Landarzt, Revolutionär und Satiriker Andreas Dennler, den vielbesuchten Alchimisten und Physiker Joh. Jak. Mumenthaler und dessen Sohn Joh. David, Ammann der Mediation, der mit Jean Paul in angeregtem Briefwechsel stand. Lohnend war es für J. R. Meyer auch, den weitgespannten Fäden der internationalen Orden von Thunstetten und St. Urban, den Johannitern und Zisterziensern, nachzugehen, und reizvoll, Langenthal von einem Käse- und Leinwandort Europas zur Porzellanmetropole von Weltgeltung wachsen zu sehen. Wie bescheiden nahm sich dagegen das Wirken dessen aus, der all diese Beziehungen in seinem geschichtlichen Schaffen heraufbeschwor! War Langenthal aber nicht

gerade durch ihn, der mit Gelehrten aus dem In- und Ausland verkehrte, so etwas wie ein geistiger Schnittpunkt?

Wer ging nicht alles J. R. Meyer um Rat an. Studenten, Dissertanden vor allem, Lokalthistoriker, Geschichtsbeflissene von nah und fern. Sie bewunderten den weiten geistigen Raum, der sich vor ihnen erschloss, das historische Vorstellungsvermögen, das ausserordentliche Gedächtnis und die Beweglichkeit in der Gesprächsführung. So echt wie seine Anteilnahme war aber auch sein eigenes Fragen ihnen und andern gegenüber, die er selbst aufsuchte. So wurde aus diesen Begegnungen ein Geben und Nehmen. Unschätzbar sind die Anregungen, die die Geschichtsschreiber der mittelalterlichen Abtei St. Urban, die Verfasser des Heimatbuches Thunstetten und alle, die an der Langenthaler Scholle mitpflügten, empfangen haben. Wenn nötig, hielt J. R. Meyer, stets nur der Wahrheit verpflichtet, auch mit der Kritik nicht hinter dem Berg; aber so ungeschminkt und hart diese ausfallen mochte, nie war sie verletzend, sondern im Grunde immer wohlwollend und aufbauend. Der Schreibende darf das dankbar bezeugen.

J. R. Meyer mag vielen, die ihn nicht näher kannten, als weltfremd erschienen sein. Das Gegenteil ist wahr. Wohl war er ein Einzelgänger, wirkte äusserlich professoral und hing oft, wenn er durch die Gassen schritt, zeitfernen, zeitlosen, überzeitlichen Gedanken nach; doch zeigte schon der erste Wortwechsel ein erstaunlich waches Gegenwartsbewusstsein. J. R. Meyer war, so altmodisch er erscheinen mochte, dem Jetzt und Hier, allem Neuen, den Problemen der jungen Generation, ja der Zukunft gegenüber von einer seltenen Aufgeschlossenheit. Geschichte bedeutete für ihn denn auch nie Selbstzweck; sie sollte nicht nur zeigen, «wie es gewesen», sondern Quelle der Nutzenanwendung sein für die aktuellen Fragen. Wie klar vermochte er doch Geist und Ungeist zu scheiden; wie früh erkannte er z.B. das Verhängnisvolle der Blut- und Bodentheorie; wie fortschrittlich und weise äusserte er sich vor Jahrzehnten schon über Bauzonen, Orts- und Regionalplanung!

Diese Zeitzugewandtheit fand ihren Niederschlag auch in den Methoden der Forschung. Sie unterlagen, wie der gesamte Wissensbestand, einer fortwährenden Ueberprüfung. Davon wurde gegebenerweise auch das Schulfach Geschichte berührt. 1925 hielt J. R. Meyer vor dem Lehrerverein einen Vortrag über das bezeichnende Thema «Der Wandel der Ansichten über die Entstehung der Eidgenossenschaft und die Schule». Darin und in verschiedenen andern didaktischen Arbeiten warf er das heikle Problem des Geschichtsunterrichtes an der Volksschule auf. Für ihn, den Forscher, der den

Zugang zum Kind dieser Stufe nicht leicht fand, war er grundsätzlich fragwürdig. Konnte man einem vorwiegend im Augenblick Lebenden die Vorstellung von Längstvergangenem wecken und erwarten, dass daraus ein nachhaltiges Erlebnis werde? Am ehesten wohl, wenn man statt Geschichte Geschichten bot und die Darbietung so anschaulich als möglich gestaltete. So versuchte es denn J. R. Meyer, dem die Vereinfachung des Stoffes schwerer als andern fallen mochte, vor allem mit erzählerischen Mitteln, verwendete häufig — vermutlich verfrüht — Quellen und Chroniken, fasste ganze Epochen in verblüffend eindringliche graphische Schematas, wartete mit unvergesslich originellen dramatischen Szenen auf und charakterisierte wichtige Zeitereignisse in ungemein treffenden, drastisch skandierten Memorierversen. Da ahnte selbst der ungeistigste Schüler, dass im Wesen dieses ihm trotz allem unnahbaren Menschen etwas sei, das die strenge Wissenschaftlichkeit wärmend durchdringe. Wir meinen die Poesie.

J. R. Meyer war im innersten Kern Dichter. Eigene Zweifel an der Genialität der Anlage, die Scheu vor einer Blossstellung des Innern und schliesslich die Hinwendung (als Ausweg?) zur Geschichte hinderten ihn aber, es in der Öffentlichkeit zu sein. So schlug die poetische Ader — vom rein dichterischen Werk der Stille wird andernorts die Rede sein — vor allem im historischen Schaffen. Poesie galt ihm als mächtige Geschichtskraft und die geschichtliche Schau des Dichters der sachlichen Darstellung des Wissenschaftlers zumindest ebenbürtig. Dies zeigt sich in den vielen prächtigen poetischen Bildern und im farbigen, kraftvollen Stil, der epische, lyrische und in seiner temperamentvollen, bisweilen dialogischen Art auch dramatische Elemente aufweist. Von der Bitterkeit, die den Historiker über der «Unzulänglichkeit seines Lebenswerks», besonders im Alter oft befiel, ist in dieser Sprache, der zwar manchmal gewundenen, doch immer klar und elegant gemeisterten, nichts zu spüren. Wohl aber steigt aus ihr der Dampf der frischgepflügten Scholle, der lebendige Atem der Zeit. In ihr, die im Geschichtswerk vergangenes Schicksal mit gütigem Humor und weiser Ironie zu verklären weiss, hat J. R. Meyer die Versöhnung mit sich selbst, im tiefsten Sinn seine eigene Erfüllung gefunden.

J. R. MEYER UND DAS JAHRBUCH

KARL STETTLER

Treffend spiegelt sich die Eigenart des verehrten Historikers und Menschen auch in seinem Verhältnis zum Jahrbuch.

Als in den Jahren 1955 bis 1958 ein Kreis heimatkundlich Interessierter aus den Aemtern Aarwangen und Wangen die Idee eines Jahrbuchs des Oberaargaus diskutierten und schliesslich in die Tat umsetzten, stand J. R. Meyer, der vor allem berufen gewesen wäre, ein gewichtiges Wort mitzureden, vorerst bewusst beiseite.

Er begründete seine negative Stellungnahme und Opposition in einem Brief vom 31. 1. 1958 an Rudolf Pfister, Obmann des Heimatschutzes des Oberaargaus, folgendermassen: «Ich danke Ihnen bestens für die Einladung. Aber: Angesichts der Tatsache, dass Langenthal und der Oberaargau anno 861 beide zusammen zum erstenmal urkundlich erwähnt werden, und nun eben mit Rücksicht auf die darauf bezüglichen Pläne Langenthals für 1961, ist mir die Notwendigkeit, ja die Berechtigung Ihres Jahrbuches sehr fraglich geworden. Während es bei uns gegeben, ja vielleicht geboten und sogar nötig ist, dass etwas geschieht, scheint mir, was Sie im Zeichen, unter der Flagge des Heimatschutzes erstreben, gesucht und erzwungen. Um aber allfälligen andern Meinungen auch im Amte Aarwangen nicht im Wege zu stehen, während ich selber nicht mehr viel nütze bin, verzichte ich auf die Teilnahme an Ihrer nächsten Sitzung. Es freut mich, dass im Amte Aarwangen von einigen Einzelnen auf dem Gebiete der Lokalhistorie gründlich und tüchtig gearbeitet wird, — ohne Komitee etc. Die hier gewonnenen Ergebnisse werden sich früher oder später von selber zusammenfügen. — Vielleicht haben Sie auch bemerkt, dass das Burgdorfer Jahrbuch auch dem O. A. dienen will. Ferner: Dass der Absatz lokalhistorischer Werke, obschon man sie weit unter dem Herstellungspreis erhält, sehr zu wünschen übrig lässt. Auf alle Fälle braucht es viel Besinnung und guten Willen, wenn man sich nicht gegenseitig hinderlich sein will.

Ich bitte Sie, mir meinen Freimut nicht übel zu nehmen. Ich wünsche und hoffe, dass Sie den rechten Weg finden werden..

In Hochachtung und mit freundlichem Gruss J. R. M.»

Die vorsichtige, abwägende Art des Wissenschafters, die skeptische und pessimistische Grundhaltung mussten sich eben auch in diesen Belangen auswirken.

Am 22. 3. 1958 nahm J. R. Meyer auf persönliche Interventionen hin an der Sitzung der Jahrbuchkommission teil, um persönlich seinen Standpunkt zu vertreten. Das Protokoll besagt darüber: «Mit grosser Freude nahmen wir von der Anwesenheit des Langenthaler Historikers J. R. Meyer Kenntnis, der sein Anliegen darlegt. Für 1961 sei die Stiftung einer lokalgeschichtlichen Forschungsstätte im Burgerarchiv und die Herausgabe periodischer Neujahrsblätter geplant. Herr Meyer präzisiert weiter, er sei bloss für Langenthal und nicht für den Oberaargau kompetent und macht auch sein hohes Alter geltend. Die Anwesenden haben den Eindruck, Herr Meyer spreche mit allzu grosser Bescheidenheit und seine Aengstlichkeit sei nicht ganz am Platze. Immerhin erklärt er sich bereit, eine Arbeit über den Begriff «Oberaargau» und eine weitere über den Gemeindegedanken im frühen 19. Jahrhundert zur Verfügung zu stellen. Dieses Entgegenkommen ist vor allem den Herren Dr. Freudiger und Valentin Binggeli zu verdanken, die Herrn Meyer für unsere Bestrebungen zu gewinnen suchten.»

Mit diesem Entgegenkommen J. R. Meyers zeichnet sich bereits der Anfang einer Sinnesänderung gegenüber dem Jahrbuch ab. Der kleine Finger war gegeben, die ganze Hand sollte folgen.

Fast Jahr um Jahr beschenkte nun der erst noch Ablehnende, Verneinende das Jahrbuch mit einer seiner kostbaren Arbeiten. Bereitwillig und uneingeschränkt gab er von den Früchten eines reichen Lebens. So erschienen in den bisherigen Jahrbüchern folgende Arbeiten:

- 1958 Von der Entstehung und dem Wandel des Begriffes Oberaargau
- 1959 Zur Geschichte der Gutenberg
- 1960 Langenthal während des 16. Jahrhunderts
- 1961 Ausnahmen vom Schema der mittelalterlichen Dorfbevölkerung
- 1962 1. Die Quart von Wynau
2. Dottelbächlein und Elzmatten — zwei Flurnamen von Langenthal
- 1963 Adelheid von Hurun und die Herren von Ried
- 1965 Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen

Uneigennützig stellte er auch das Manuskript, das der Bibliographie der historischen Literatur des Amtes Aarwangen galt, der Jahrbuchkommission zu Ergänzung und Ausweitung zur Verfügung. «Verfügen Sie darüber, wie Sie es für das J. B. des O. A. am besten halten», schrieb J. R. Meyer noch am 6. 1. 1966.

Seine Mitarbeit beschränkte sich aber bei weitem nicht auf die eigenen Beiträge. Ungezählte Ratschläge und Hinweise, etwa auch eine notwendige Kritik, vor allem aber die stets wachsende Anteilnahme befruchteten das Jahrbuch in ganz besonderer Art. J. R. Meyer war zu einer der gewichtigen Wurzeln geworden, aus denen das junge Jahrbuch-Bäumchen Substanz und Impulse empfing.

Anlässlich der Jahresversammlung 1962 wurde ihm denn neben Dr. Hans Freudiger und Rudolf Pfister die Ehrenmitgliedschaft unserer Vereinigung verliehen. Die Laudatio lautet:

«Die Jahrbuch-Vereinigung Oberraargau ernennt zu ihrem Ehrenmitglied Herrn Jakob Reinhard Meyer, in Langenthal. Die Würdigung erfolgt in Anerkennung der jahrzehntelangen Forschungen zur Geschichte Langenthals und des Oberraargaus, der entsagungsvollen Kleinarbeit mit reichem wissenschaftlichen Ertrag, der Darstellung in originellem und gepflegtem Stil und der wertvollen Mitarbeit am Jahrbuch des Oberraargaus.»

Am 26. 12. 1962 kommentierte der allen öffentlichen Ehrungen abholde J. R. Meyer seine Ehrenmitgliedschaft in einem Brief an den Präsidenten der Jahrbuchvereinigung:

«Sehr geehrter Herr Doctor,

Erst post festum habe ich von der von Ihrer Vereinigung über mich verhängten Ehrung vernommen. Wenn Sie dabei ein wenig geschmunzelt und leise ironisch nachsichtig gelächelt haben, so soll mich das nur freuen. Ich habe mich ja wirklich vom anfänglichen Opponenten (dessen Opposition aber nur dem Wege und nicht dem Ziele galt) zum bescheidenen Mitarbeiter und zum jetzigen Bewunderer Ihrer Leistung und Ihres Erfolges entwickelt. Soviel ich sehen kann, ist das J. B. 62 besonders gut geraten.

Indem ich also, sehr geehrter Herr Dr., Ihnen und Ihrer Vereinigung gebührend danke, entbiete ich Ihnen zugleich meinen freundlichen Gruss und die besten Glückwünsche für 63.

Ihr J. R. Meyer, Langenthal.»

Die Jahrbuchvereinigung ist ihrerseits ausserordentlich geehrt, dass aus Saulus ein Paulus wurde.

J. R. MEYER UND DAS JAHRBUCH

KARL STETTLER

Treffend spiegelt sich die Eigenart des verehrten Historikers und Menschen auch in seinem Verhältnis zum Jahrbuch.

Als in den Jahren 1955 bis 1958 ein Kreis heimatkundlich Interessierter aus den Aemtern Aarwangen und Wangen die Idee eines Jahrbuchs des Oberaargaus diskutierten und schliesslich in die Tat umsetzten, stand J. R. Meyer, der vor allem berufen gewesen wäre, ein gewichtiges Wort mitzureden, vorerst bewusst beiseite.

Er begründete seine negative Stellungnahme und Opposition in einem Brief vom 31. 1. 1958 an Rudolf Pfister, Obmann des Heimatschutzes des Oberaargaus, folgendermassen: «Ich danke Ihnen bestens für die Einladung. Aber: Angesichts der Tatsache, dass Langenthal und der Oberaargau anno 861 beide zusammen zum erstenmal urkundlich erwähnt werden, und nun eben mit Rücksicht auf die darauf bezüglichen Pläne Langenthals für 1961, ist mir die Notwendigkeit, ja die Berechtigung Ihres Jahrbuches sehr fraglich geworden. Während es bei uns gegeben, ja vielleicht geboten und sogar nötig ist, dass etwas geschieht, scheint mir, was Sie im Zeichen, unter der Flagge des Heimatschutzes erstreben, gesucht und erzwungen. Um aber allfälligen andern Meinungen auch im Amte Aarwangen nicht im Wege zu stehen, während ich selber nicht mehr viel nütze bin, verzichte ich auf die Teilnahme an Ihrer nächsten Sitzung. Es freut mich, dass im Amte Aarwangen von einigen Einzelnen auf dem Gebiete der Lokalhistorie gründlich und tüchtig gearbeitet wird, — ohne Komitee etc. Die hier gewonnenen Ergebnisse werden sich früher oder später von selber zusammenfügen. — Vielleicht haben Sie auch bemerkt, dass das Burgdorfer Jahrbuch auch dem O. A. dienen will. Ferner: Dass der Absatz lokalhistorischer Werke, obschon man sie weit unter dem Herstellungspreis erhält, sehr zu wünschen übrig lässt. Auf alle Fälle braucht es viel Besinnung und guten Willen, wenn man sich nicht gegenseitig hinderlich sein will.

Ich bitte Sie, mir meinen Freimut nicht übel zu nehmen. Ich wünsche und hoffe, dass Sie den rechten Weg finden werden..

In Hochachtung und mit freundlichem Gruss J. R. M.»

Die vorsichtige, abwägende Art des Wissenschafters, die skeptische und pessimistische Grundhaltung mussten sich eben auch in diesen Belangen auswirken.

Am 22. 3. 1958 nahm J. R. Meyer auf persönliche Interventionen hin an der Sitzung der Jahrbuchkommission teil, um persönlich seinen Standpunkt zu vertreten. Das Protokoll besagt darüber: «Mit grosser Freude nahmen wir von der Anwesenheit des Langenthaler Historikers J. R. Meyer Kenntnis, der sein Anliegen darlegt. Für 1961 sei die Stiftung einer lokalgeschichtlichen Forschungsstätte im Burgerarchiv und die Herausgabe periodischer Neujahrsblätter geplant. Herr Meyer präzisiert weiter, er sei bloss für Langenthal und nicht für den Oberaargau kompetent und macht auch sein hohes Alter geltend. Die Anwesenden haben den Eindruck, Herr Meyer spreche mit allzu grosser Bescheidenheit und seine Aengstlichkeit sei nicht ganz am Platze. Immerhin erklärt er sich bereit, eine Arbeit über den Begriff «Oberaargau» und eine weitere über den Gemeindegedanken im frühen 19. Jahrhundert zur Verfügung zu stellen. Dieses Entgegenkommen ist vor allem den Herren Dr. Freudiger und Valentin Binggeli zu verdanken, die Herrn Meyer für unsere Bestrebungen zu gewinnen suchten.»

Mit diesem Entgegenkommen J. R. Meyers zeichnet sich bereits der Anfang einer Sinnesänderung gegenüber dem Jahrbuch ab. Der kleine Finger war gegeben, die ganze Hand sollte folgen.

Fast Jahr um Jahr beschenkte nun der erst noch Ablehnende, Verneinende das Jahrbuch mit einer seiner kostbaren Arbeiten. Bereitwillig und uneingeschränkt gab er von den Früchten eines reichen Lebens. So erschienen in den bisherigen Jahrbüchern folgende Arbeiten:

- 1958 Von der Entstehung und dem Wandel des Begriffes Oberaargau
- 1959 Zur Geschichte der Gutenberg
- 1960 Langenthal während des 16. Jahrhunderts
- 1961 Ausnahmen vom Schema der mittelalterlichen Dorfbevölkerung
- 1962 1. Die Quart von Wynau
2. Dottelbächlein und Elzmatten — zwei Flurnamen von Langenthal
- 1963 Adelheid von Hurun und die Herren von Ried
- 1965 Die Luternau in Langenthal, bei Jeremias Gotthelf und nach den Quellen

Uneigennützig stellte er auch das Manuskript, das der Bibliographie der historischen Literatur des Amtes Aarwangen galt, der Jahrbuchkommission zu Ergänzung und Ausweitung zur Verfügung. «Verfügen Sie darüber, wie Sie es für das J. B. des O. A. am besten halten», schrieb J. R. Meyer noch am 6. 1. 1966.

Seine Mitarbeit beschränkte sich aber bei weitem nicht auf die eigenen Beiträge. Ungezählte Ratschläge und Hinweise, etwa auch eine notwendige Kritik, vor allem aber die stets wachsende Anteilnahme befruchteten das Jahrbuch in ganz besonderer Art. J. R. Meyer war zu einer der gewichtigen Wurzeln geworden, aus denen das junge Jahrbuch-Bäumchen Substanz und Impulse empfing.

Anlässlich der Jahresversammlung 1962 wurde ihm denn neben Dr. Hans Freudiger und Rudolf Pfister die Ehrenmitgliedschaft unserer Vereinigung verliehen. Die Laudatio lautet:

«Die Jahrbuch-Vereinigung Oberraargau ernennt zu ihrem Ehrenmitglied Herrn Jakob Reinhard Meyer, in Langenthal. Die Würdigung erfolgt in Anerkennung der jahrzehntelangen Forschungen zur Geschichte Langenthals und des Oberraargaus, der entsagungsvollen Kleinarbeit mit reichem wissenschaftlichen Ertrag, der Darstellung in originellem und gepflegtem Stil und der wertvollen Mitarbeit am Jahrbuch des Oberraargaus.»

Am 26. 12. 1962 kommentierte der allen öffentlichen Ehrungen abholde J. R. Meyer seine Ehrenmitgliedschaft in einem Brief an den Präsidenten der Jahrbuchvereinigung:

«Sehr geehrter Herr Doctor,

Erst post festum habe ich von der von Ihrer Vereinigung über mich verhängten Ehrung vernommen. Wenn Sie dabei ein wenig geschmunzelt und leise ironisch nachsichtig gelächelt haben, so soll mich das nur freuen. Ich habe mich ja wirklich vom anfänglichen Opponenten (dessen Opposition aber nur dem Wege und nicht dem Ziele galt) zum bescheidenen Mitarbeiter und zum jetzigen Bewunderer Ihrer Leistung und Ihres Erfolges entwickelt. Soviel ich sehen kann, ist das J. B. 62 besonders gut geraten.

Indem ich also, sehr geehrter Herr Dr., Ihnen und Ihrer Vereinigung gebührend danke, entbiete ich Ihnen zugleich meinen freundlichen Gruss und die besten Glückwünsche für 63.

Ihr J. R. Meyer, Langenthal.»

Die Jahrbuchvereinigung ist ihrerseits ausserordentlich geehrt, dass aus Saulus ein Paulus wurde.

GEDICHTE VON HANS ZULLIGER

1893—1965

Wappe-Spruch

Wär chunnt der stotzig Wäg z'düruuf
A Rosefälder düre,
Im glyche Trapp, im glyche Schnuuf,
U streckt sy Zunge vüre?
Säg hurti, wär so gsatzlig geit
U fescht uf breite Talpe steit?
Wär isch es, wär?
Es isch der Bär, der Bärner Bär!

Mi het ihm vür, er trappi schwär,
Er chöm es bitzli gnietig,
Er sprängi nid, der Bärner Bär,
U syg nid übermüetig,
Er tanzi nid grad uf der Stell
U bsinn si zwuri, was er wöll —
So syg's eso!
Er isch de gäng no zytig cho!

U wosch uf öpper di verlah,
De bruuchsch nid wyt ga z'sueche —
Da het er gäng sy Ehr druff gha!
Der Bärner Bär muess zueche,
Dä git nid nah u setzt nid lugg,
U nienischt chräbset dä der zrugg,
Syg's no so schwär,
Da zwäng't's der Bär, der Bärner Bär!

Sylveschter-Spruch

Umen isch es Jahr verby,
Morn faht ds neuen a.
Was wird's i syr Hutte ha,
Wird es Gfeel, wird's Ungfeel sy?
Nimm's, wie's üse Herrgott git,
Syg's wie's wöll, so schick di dry
U gang gläubig mit!

Mir sälber i ds Album ... !

Hör doch uuf mit chlööne, megge,
Üsi Wäldt syg bös u schlächt!
's besseret an allne Egge,
Machisch *du* dy Arbeit rächt!

Hans Zulliger, geboren am 21. Februar 1893 in Mett bei Biel, gebürtiger Madiswiler, Ältester von vier Söhnen einer Uhrmacherfamilie, Besuch der Primarschule in Mett und des Progymnasiums in Biel, 1909 Eintritt ins Staatsseminar Hofwil-Bern, 1912—1959 Lehrer an der Primarschule von Ittigen bei Bern.

Entscheidende Begegnungen mit Seminardirektor Dr. Ernst Schneider, Sigmund Freud, Pfr. Dr. Oskar Pfister; wissenschaftliche und praktische Arbeit als Psychologe und Pädagoge, immense Vortragstätigkeit im In- und Ausland.

Reiches literarisches Schaffen (Gedichte, Erzählungen, Bühnenspiele, Jugendbücher); vornehmlich in Mundart. In der Schrift «Hans Zulliger, Eine Biographie und Würdigungen seines Wirkens», herausgegeben von Prof. Werner Kasser, Verlag Hans Huber, Bern und Stuttgart, ist das Verzeichnis seiner Veröffentlichungen zu finden. Es füllt an wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten 8 Druckseiten.

Auszeichnungen:

1949 Lehrauftrag der Universität Zürich für Kinderpsychologie,
1952 Ehrendoktor (Dr. phil. h. c.) der Universität Bern,
1956 Lehrauftrag der Universität Bern für Kinderpsychologie,
1958 Ehrendoktor (Dr. med. h. c.) der Universität Heidelberg,
Literaturpreise der Schweizerischen Schillerstiftung 1918, 1942, 1949,
Literaturpreise der Stadt Bern 1942, 1953, 1963.

Ausserdem: Ehrenpräsident der Deutschen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und Psychotherapie und der Schweizerischen Gesellschaft für Psychotherapie der Kinder und Jugendlichen, sowie auch Ehrenmitglied der Société française d'Assistance et d'Education de l'enfance déficiente. Gestorben im Oktober 1965.



Hans Zulliger, 1893—1965

Morgen im Wald

Wie schön isch's ame Morge
Im Tannewald dürhar!
Toutröpf li a de Nadle,
Die glänze lutterklar.

Sticht d'Sunne de dür d'Wulche,
Flamatzget's uuf im Tou,
Vo rot u grüne Füürli
Isch jedes Eschtli voll.

Das glitzeret u zündtet
Wie Guld u Edelstei,
U du geisch wie ne Chünig
Dür d'Hohlen abe hei!

A d'Nacht

Lueg, i ha vo däm Pressiere,
All däm Jaaschte, Jage gnue,
Sahne my us vollem Härze
Na dyr eifalt stille Rueh!

Wetti i dym ganze wyte
Weiche Gränzelose sy!
Chumm du, Nacht, u mit dym Mantel
Deck my liecht u lysli y!

Bärner-Lüt

Im Bärnerland, wie het mes da?
Me trappet chäch sy Wäg voraa
U macht kei grosse Lärme.
Bärguuf, bärgab, 's isch einerlei,
Gang hü, u ändtlig chunnt me hei
Wohl unger Dach u Schärme!

Dürane heisst es nid für nüt:
Die Bärnerlüt sy zäji Lüt,
Sie wüsse, was sie chöi,
U zwänges, was sie wei!

Im Bärnerland, wie het mes da?
Es stellt e jede stramm der Ma,
U geits ihm bös im Läbe,
De wehrt er si, so lang er cha,
Er laht si nid la z'Schänge ga
U nüt ar Houe chläbe!

Dürane heisst es nid für nüt:
Die Bärnerlüt sy zäji Lüt,
Sie wüsse, was sie chöi,
U zwänges, was sie wei!

Im Bärnerland, wie het mes da?
Mithine muess me zsämeha
Für grossi Fueder z'lade!
Henu, de steit me frävli y
U setzt sy Ehr u ds Läbe dry
U spannet Arm u Wade!

Dürane heisst es nid für nüt:
Die Bärnerlüt sy zäji Lüt,
Sie wüsse, was sie chöi,
U zwänges, was sie wei!

DIE GEMEINDEWAPPEN DES AMTSBEZIRKS AARWANGEN

SAMUEL HERRMANN

Die Gemeinde besitzt in der Schweiz im Vergleich zu allen Nachbarstaaten eine ausgeprägte Selbständigkeit im Staat. Durch die frühe demokratische Entwicklung in unserem Land ist das Entstehen der Gemeindegewappen stark gefördert worden. Gleich wie vorerst ritterliche, dann bürgerliche Kreise sich im Mittelalter durch besondere Abzeichen andern gegenüber kenntlich machten, übernahmen Städte und Dörfer frühzeitig die Sitte, sich eigene Wappen zu schaffen.

Jede der fünfundzwanzig Gemeinden des Amtsbezirks Aarwangen führt heute ein eigenes Hoheitszeichen, das an geschichtliche Vergangenheit oder geographische Lage erinnert. In einer Wappenbeschreibung ist der Inhalt jedes Wappens genau festgelegt. Mit der Eintragung des Gemeinde-Hoheitszeichens im Register der 492 bernischen Gemeindegewappen ist verstärkter Rechtsschutz gewährleistet. Alter und Ursprung der fünfundzwanzig Gemeindegewappen des Aarwanger Amtes sind jedoch recht verschieden.

Das Gebiet des Oberaargaus besitzt in den Urkunden des Klosters St. Gallen von den ältesten bernischen Ortsnamen. Wenige seiner Gemeindegewappen sind indessen historisch alt. Einzig Städte und Städtchen, verhältnismässig früh selbständige Gemeinwesen, führten eigenes Siegel, eigenes Banner oder beides miteinander. Siegel und Banner zeigten dabei nicht immer dasselbe Bild. Im Kanton Bern sind viele städtische Gemeinwesen mit alten Wappen belegt. Ländliche Gemeinden — durchwegs meist die Kirchgemeinde — pflegten vom 16. Jahrhundert an den städtischen Brauch nachzuahmen und die Sitte des Schenkens von Wappenscheiben für Gotteshäuser und öffentliche Gebäude aufzunehmen. Später wurden Gemeindegewappen etwa auf neuen Glocken, auf Bechern, Truhen, Feuerspritzen und Feuereimern angebracht. Vom Ende des 17. bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus finden sich in altbernischem Gebiet Wappen oder wappenähnliche Darstellungen vereinzelt auf «Mannschaftsfahnen» von Kirchgemeinden, auf Fahnen, welche den Wehrmännern der zweiten Reserve

dienten. In ländlichen Gemeinwesen, wo kein altes Siegel- oder Bannerbild als Muster zu finden war, kamen nicht selten drollige Augenblickseinfälle zur Verwendung. Die beiden schwarzen Häuser im Wappen der Gemeinde Schwarzhäusern berichten davon. Die 1833 mit dem Erlass des bernischen Gemeindegesetzes neu geschaffenen Gemeinwesen kamen teilweise noch jahrzehntelang ohne Hoheitszeichen aus, weil kein Bedürfnis dazu vorlag. Das änderte aber rasch in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert, als Gesangs-, Musik-, Turn-, Hornusser- und andere Vereine entstanden. Die neuen Fahnen, Gebäude und Geräte wollten mit dem Gemeindegewappen geschmückt sein. In den Gemeindeschreibereien fing man um 1900 an, Briefpapier und Umschläge mit Wappen zu versehen und den Amtsstempel mit dem eigenen Hoheitszeichen zu bekräftigen. Alle diese Schöpfungen entstanden auf dem Boden völliger Selbständigkeit. Manche Gemeinde liess sich in ihren Bestrebungen wohl von historisch Interessierten beraten, welche auch mit den strengen Regeln der Wappenkunst vertraut waren. Es halten aber lange nicht alle in dieser Zeit der üppigen Wappenproduktion entstandenen Hoheitszeichen einer strengen, sachverständigen Kritik stand. Einige Gemeindegewappen sind sogar erst in neuester Zeit entstanden, als für den Höweg der Landesausstellung von 1939 und für die Bundesfeier im Bundesbriefarchiv in Schwyz, im Jahre 1941, die schweizerischen Gemeindefahnen zusammengezogen wurden. Bisher ohne eigenes Zeichen gebliebene Gemeinden legten sich noch bei dieser Gelegenheit ein Wappen zu.

Die in neuerer und neuester Zeit in Gebrauch gekommenen Gemeindegewappen entstammen verschiedenartigen Quellen. Manches Wappen wurde von lokalen Kunstfreunden entworfen, andere wurden von Graveuren und Siegelstechern gezeichnet, und wieder andere stammen aus verschiedenen Wappensammlungen. Das bernische Staatsarchiv wurde erst seit ungefähr 1900 um Rat befragt, oft in der irrigen Meinung, es bestehe dort für jede Gemeinde ein von alters her verliehenes oder doch amtlich anerkanntes Gemeindegewappen. In Wirklichkeit konnte das Staatsarchiv nur beratend helfen. Es schuf passende Entwürfe oder überprüfte vorgelegte Skizzen nach heraldischen Grundgesetzen. Dazu nahm das Archiv Notiz von Gemeindebeschlüssen über Wappenannahmen, wenn es davon unterrichtet wurde. Aus diesen Gründen herrschte in vielen Gemeinden in der Frage des Wappens bis in die Zeit des zweiten Weltkrieges ein grosses Durcheinander. Das Gemeindegewappen sah oft auf jeder Vereinsfahne etwas anders aus, wobei jeder

Verein behauptete, das richtige Hoheitszeichen zu führen. Dazu kamen sogar gleiche Wappen für verschiedene Gemeinden, was den Wirrwarr noch vergrösserte.

Im Frühjahr 1943 beauftragte der Regierungsrat eine Kommission von Fachleuten, die Wappen der bernischen Gemeinden zu ermitteln und zu bereinigen. Nach dem Bundesgesetz zum Schutze öffentlicher Wappen und anderer öffentlicher Zeichen vom 5. Juni 1931 sollte und durfte jede Gemeinde ein eigenes Wappen als amtliches Hoheitszeichen führen. Die Wahl war Sache der Gemeinde. Diese konnte sich von der Wappenkommission beraten lassen, um ungeeignete Formen auszuschneiden und den alleinigen Gebrauch feststellen zu lassen. Die eingesetzte Kommission durfte die Wappen eines Amtsbezirks dem Regierungsrat erst zur Anerkennung vorlegen, wenn ein formeller Beschluss des Gemeinderates oder der Gemeindeversammlung mit genauem Datum vorlag. Das Wappen musste richtig blasoniert, das heisst, in der heraldischen Fachsprache korrekt beschrieben sein.

Wer sich mit Wappen näher beschäftigt, sollte sich in den Regeln der Heraldik etwas zurechtfinden. Gemeindewappen haben in den ersten Städtewappen des 12. Jahrhunderts den gemeinsamen Ursprung aller Wappen: auf einem Schild oder Siegel mit farbigen Darstellungen den Träger als einzelnen oder in seiner Zugehörigkeit zu einer Gruppe zu kennzeichnen. Als Wappeninhalt konnte in städtischen Gemeinden der Stadtpatron, das Stadtbild, das Wappen des Stadtherrn, ein Stadtzeichen oder das Bannerbild erscheinen. In ländlichen Gemeinden entstanden vielfach «redende» Wappen, die in Anspielung auf den Ortsnamen eine historisch oder geographisch bedeutsame Eigenheit symbolisieren.

Wenn ein Schild, wie zum Beispiel das Wappen von Aarwangen, durch freies Linienspiel aufgeteilt ist, spricht man von Heroldsbildern. «Gemeine Figuren» dagegen umfassen alles Gegenständliche wie Menschen (der Linksmäher von Madiswil), Tiere (der Löwe im Lotzwiler Wappen), Pflanzen (die Tannen von Ober- und Untersteckholz), besondere Naturerscheinungen (die drei Bäche im Wappen von Langenthal), Bauten (der Schlossturm der Gutenburger) und manche andere Anspielung. Heroldsbilder sind einer Sinndeutung oft wenig zugänglich; gemeine Figuren dagegen lassen meist einen deutlichen Symbolgehalt erkennen.

In heraldisch schlechten Zeiten ist oft eine wichtige Hauptregel der Wappenkunst vergessen worden: die Stilisierung. Ein gutes Wappen darf kein natürliches Gemälde oder gar eine Fotografie sein wollen. Es hat den

Wappeninhalt in stilisierter Form zu zeigen. Die Darstellung ist auf das Wesentliche zu vereinfachen, um das Charakteristische hervorzuheben. Die Zeichnung soll an den vorhandenen Raum in der jeweiligen Wappenform von Siegel, Stempel oder Fahne angepasst werden. Ein gutes Wappen meidet Ueberschneidungen von Figuren oder ihren Teilen, und mit einer gewissen Rhythmisierung des Dargestellten nimmt es gelegentlich den Charakter eines Ornamentes an. Der Lotzwiler Löwe zum Beispiel und der Rütsheler Bär zeigen diese Merkmale deutlich. Niemand wird zweifeln, dass das Lotzwiler Wappentier Zehengänger ist im Gegensatz zum Rütsheler Bären, dessen Sohle deutlich hervorgehoben werden muss. Die Traube der Wynauer muss aus guter Naturbeobachtung im Wesentlichen übertrieben sein. Nur dadurch ist die Heraldik imstande, den Wappeninhalt so darzustellen, dass er deutlich auf grössere Entfernung erkennbar wird, und das ist eine Forderung, welche die Heraldik seit ihren Anfängen beibehalten hat, als es galt, Freund und Feind von weitem schon zu erkennen.

Strenge Regeln unterstützen dieses Ziel in der Farbgebung. Als vollwertige heraldische Farben oder Tinkturen gelten in der Wappenkunst nur die unvermischten Farben Rot, Blau, Grün, Gelb, Schwarz und Weiss, wobei Gelb mit Gold, Weiss mit Silber bezeichnet wird. Gold und Silber sind die Metalle, Rot, Blau, Grün und Schwarz die heraldischen Farben im engeren Sinn. Eine Hauptregel fordert, dass nie ein Metall auf einem Metall und nie eine Farbe auf einer Farbe stehen darf. Das Aneinanderstossen von Silber und Gold, von Rot und Blau beispielsweise gilt daher als unheraldisch. Das Erkennen des Wappens wird überdies durch die Regel erleichtert, dass vom Helligkeitswert aus betrachtet nie zwei helle oder zwei dunkle Töne aneinanderstossen dürfen, sondern immer nur ein heller an einen dunklern.

Wer ohne Sachkenntnis zum ersten Mal einen heraldischen Text, etwa die Beschreibung eines Wappens liest, stellt fest, dass es eine reiche, komplizierte Fachsprache braucht, um die weite Fülle der Phantasie in möglichst kurzen, klaren Text zu fassen. Statt Wappenbeschreibung steht dann Wappenbeschrieb oder häufiger Blasonierung. Das Wappen ist nicht gezeichnet, sondern aufgerissen, nicht senkrecht halbiert, sondern gespalten, nicht waagrecht halbiert, sondern geteilt usw., und statt von Farben spricht man von Tinkturen. Die Seiten rechts und links sind gewechselt, weil man sich hinter dem Wappen den Schildträger denkt, dessen rechter Schildrand nur vom

Gegner aus links erscheint. Weitere Regeln befassen sich mit den fein abgestuften Rangordnungen unter mehreren gemeinsam dargestellten Wappen.

Die bernischen Gemeindewappen sind in den Beschlüssen des Regierungsrates nur in der Blasonierung festgehalten, nicht aber in der Form einer bestimmten Zeichnung, die auf alle Zeiten und für alle Zwecke getreulich nachgezeichnet werden müsste. Die Zahl der Tannzapfen in der Tanne von Obersteckholz oder die Zahl der Flammen an der Fackel der Reisiswiler ist nicht genau festgelegt. Damit wird die künstlerische Freiheit gewahrt. Wesentlich ist nur, dass jede neue Darstellung nach den Regeln der Heraldik mit der Blasonierung übereinstimmt.

Die Gemeindewappen des Amtsbezirks Aarwangen sind im Jahre 1945 bereinigt worden. Alle fünfundzwanzig Hoheitszeichen wurden auf Empfehlung der Wappenkommission vom 27. Februar 1946 an der Sitzung des Regierungsrates vom 6. März 1946 anerkannt und ins amtliche Register der bernischen Gemeinden eingetragen.

| | |
|----------------|--|
| Aarwangen: | Gespalten von Schwarz und von Silber mit schwarzem Querbalken. |
| Auswil: | In Silber ein halber schwarzer Bär, in rotem Schildhaupt fünf (3 , 2) silberne Sterne. |
| Bannwil: | In Rot ein grünes Kleeblatt, überhöht von einem fünfstrahligen goldenen Stern. |
| Bleienbach: | Gespalten von Schwarz mit einem eingebogenen, zugewendeten silbernen Fisch über einem grünen Kleeblatt, und von Silber mit einem schwarzen Balken. |
| Busswil b. M.: | In Silber auf einem grünen Hügel eine grüne Tanne. |
| Gondiswil: | In Blau auf einem grünen Dreieck ein grünes Kleeblatt, begleitet von zwei fünfstrahligen silbernen Sternen. |
| Gutenburg: | In Silber ein silbern gemauerter schwarzer Zinnenturm auf drei erniedrigten blauen Wellenleisten. |
| Kleindietwil: | In Rot auf einem grünen Dreieck ein liegender goldener Halbmond, überhöht von zwei silbernen Sternen. |
| Langenthal: | In Gold drei blaue Rechtsschrägbalken (Bäche). |
| Leimiswil: | Gespalten von Silber mit einem zugewendeten schwarzen Bären, und von Schwarz mit einem silbernen Balken. |
| Lotzwil: | In Silber ein blauer Löwe. |

| | |
|-----------------|---|
| Madiswil: | In Grün ein weissgekleideter Linksmäher mit weissem Hut und einer silbernen Sense an goldenem Worb. |
| Melchnau: | In Silber ein schwebender, unten eingebogener grüner Sechsberg. |
| Obersteckholz: | In Silber auf rotem Hügel eine grüne Tanne mit rotem Stamm und roten Früchten. |
| Oeschenbach: | In Rot ein erniedrigter silberner Wellenbalken, überdeckt von einer ausgerissenen silbernen Esche. |
| Reisiswil: | In Silber auf einem grünen Dreiberg eine schwarze Fackel mit roter Flamme. |
| Roggwil: | In Rot ein grüner Lindenblätterkranz, besteckt mit drei goldenen Roggenähren. |
| Rohrbach: | In Rot auf einem grünen Sechsberg ein goldener Stern. |
| Rohrbachgraben: | Gespalten von Silber mit einem zugewendeten schwarzen Bären, und von Grün mit einem silbernen Wellenbalken. |
| Rütschelen: | Geteilt von Silber mit einem wachsenden schwarzen Bären, und von Rot. |
| Schwarzhäusern: | In Gold auf grünem Boden Zwei einander zugekehrte schwarze Häuser, überhöht von einem blauen Stern. |
| Thunstetten: | In Rot ein durchgehendes silbernes Hochkreuz. |
| Untersteckholz: | In Gold eine ausgerissene grüne Tanne mit rotem Stamm. |
| Ursenbach: | In Rot über einem grünen Dreiberg ein silberner Rechts-schrägwellenbalken. |
| Wynau: | In Silber eine blaue Traube an grünem Stiel mit zwei Blättern und einer Ranke. |

Der bernische Regierungsrat sah 1943 in den Weisungen für die Wapenbereinigung auch die spätere Herausgabe eines Wappenbuches vor. Leider ist bis heute der grosse Anlauf im Kanton Bern noch unterblieben, alle 492 Gemeindewappen im Bild, mit Blasonierung und kurzer Entstehungsgeschichte in einem Werk zusammenzufassen.

Der vorliegenden Zusammenstellung der Gemeindewappen des Amtes Aarwangen soll bald die Beschreibung der Wappen des Amtes Wangen folgen. Wir hoffen, mit der Beschreibung der Gemeindewappen eines Landsteils einen Beitrag an das kommende Berner Wappenbuch leisten zu können.



AARWANGEN



AUSWIL



BANNWIL



BLEIENBACH



BUSSWIL



GONDISWIL



GUTENBURG



KLEINDIETWIL



LANGENTHAL



LEIMISWIL



LOTZWIL



MADISWIL



MELCHNAU



OBERSTECKHOLZ



OESCHENBACH



REISISWIL



ROGGWIL



ROHRBACH



ROHRBACHGRABEN



RÜTSHELEN



SCHWARZHÄUSERN



THUNSTETTEN



UNTERSTECKHOLZ



URSENBACH



WYNAU

Gemeindewappen des Amtes Aarwangen. Aus Paul Kasser, Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen. 1953². Merkur AG, Langenthal.

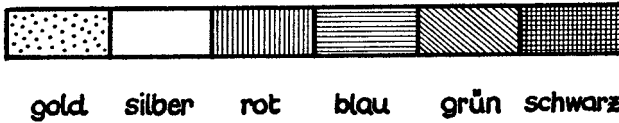
Geschichtliche Vergangenheit oder geographische Lage spiegeln sich in allen Gemeindewappen. In unserer raschen Zeit des Traditionsverlustes kann die Kenntnis auch einer kleinen Einzelercheinung wie der des Ortswappens zu neuem Verwurzen am Wohnort mithelfen, kann eine Unterlage sein, der Jugend guten Wurzelgrund zu schaffen.

Quellen und Literatur I Abkürzungen

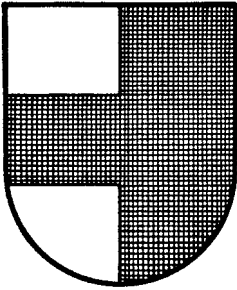
- Berner Wappenkommission, Orientierung über die Bereinigung und Festlegung der Gemeindewappen und Richtlinien für deren Gebrauch, Bern, 1943.
 Bruckner A. und B., Schweizer Fahnenbuch, Zollikofer & Co., St. Gallen, 1942.
 Galbreath D. L., Handbüchlein der Heraldik, Spes-Verlag, Lausanne, 1930.
 Ganz Paul, Geschichte der heraldischen Kunst in der Schweiz im XII. und XIII. Jahrhundert, Frauenfeld, 1899.
 Hussmann Heinrich, Deutsche Wappenkunst, Insel-Verlag, Leipzig.
 Lerch Christian, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, Band I, Der Obergeraargau, Verlag H. A. Bosch, Zollikon ZH, 1948.
 Lerch Christian, Publikationen im «Alpenhorn Kalender», Druck und Verlag «Emmentaler-Blatt», Langnau 1947—1950, Die Gemeindewappen der Amtsbezirke Signau, Trachselwald und Konolfingen.
 Meyer Bruno, Die Gemeindewappen des Kantons Thurgau, Frauenfeld, 1960.
 Schnyder Rudolf, Die Baukeramik und der mittelalterliche Backsteinbau des Zisterzienser-Klosters St. Urban, Benteli-Verlag, Bern, 1958.
 Stettler Karl Ludwig, Historische Topographie des Kantons Bern, Handschrift in der Bürgerbibliothek Bern, 1839.
 Suter Paul, Die Gemeindewappen des Kantons Baselland, Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale, Liestal, 1952.
 Türlér Heinrich, Die Entstehung der schweizerischen Gemeindewappen, in «Die Wappen der Schweiz» des Sammelbuches für Kaffee-Hag-Wappenmarken, II. Heft.

- | | |
|----------------|--|
| GLS | Geographisches Lexikon der Schweiz, 5 Bände und 1 Supplement, Neuenburg, 1902—1910. |
| HBLS | Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bände und 1 Supplement; Neuenburg, 1921—1934. |
| Kaffee-Hag | Kaffee-Hag, Die Wappen der Schweiz, 19 Hefte mit Wappenmarken der Stadt- und Dorfgemeinden. |
| A. von Mülinen | Albrecht von Mülinen, Schweizerisches Adels-Lexicon, Handschrift Bürgerbibliothek Bern, um 1760. |
| F. von Mülinen | Friedrich von Mülinen, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, Heft V, Der Obergeraargau, Bern, 1890. |
| «Mumenthaler» | Wappenbuch eines unbekannten Sammlers im Staatsarchiv Bern, angelegt um 1780. Vom Erben des Johann David Mumenthaler, Emil Geiser, dem Historiker Dr. Karl Geiser geschenkt, welcher den Band 1894 dem Staatsarchiv vermachte. |

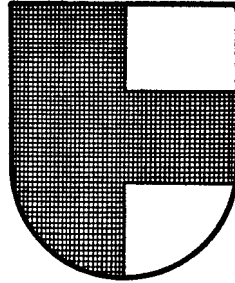
| | |
|-------------|---|
| NBT | Neues Berner Taschenbuch, Bern, 1895. Enthält ein ca. 1750 entstandenes Bahnenlied «Ein Nagel-neues Lied von denen Fahnen und Farben des Teutschen Bärn-Gebieths. Im Thon: Wie das Läberbärg-Lied». |
| Sinner | Johann Jakob von Sinner, Bernisches Regionen- und Regimentsbuch, Handschrift Bürgerbibliothek Bern, angelegt um 1700—1750. |
| Steiger | O. von Steiger, Wappenkartothek und Sammlung nach Amtsbezirken, Staatsarchiv Bern. |
| W. Stettler | Wilhelm Stettler, Wappenbuch, Handschrift in der Bürgerbibliothek Bern, um 1700. |
| Stumpf | Johann Stumpf(f), Gemeiner loblicher Eydgrosschaft Stetten Landen und Völckern Chronicwürdige thaten beschreibung, 1. und 2. Auflage 1546 und 1586. |
| Schöpf | Thomas Schöpf, Chorographia Bernensis, 1577, 2 Bände, Staatsarchiv Bern. |



AARWANGEN



Wappen des Amtsbezirks:
Gespalten von Silber mit schwarzem Querbalken und Schwarz.



Wappen der Gemeinde:
Gespalten von Schwarz und von Silber mit schwarzem Querbalken.

Das Gemeindewappen

Alle bekannten Siegel der Herren von Aarwangen aus dem 13. und 14. Jahrhundert zeigen den Balken heraldisch links wie das heutige Gemeindewappen. Mit dem Siegel des Walther von Aarwangen aus dem Jahr

1274¹ besitzt die Gemeinde wahrscheinlich das älteste belegte Wappen des Amtsbezirks.

Aarwangen findet sich auf mehreren Aemter-Wappenscheiben aus verschiedenen Zeiten im Historischen Museum in Bern. In Stumpfs Schweizerchronik von 1546² erscheint das Wappen gespalten von Schwarz mit Silberbalken und Silber. In Thomas Schöpfs «Chorographia Bernensis» von 1577³ zeigt es als Amtswappen die heute gültige Blasonierung des Wappens des Amtsbezirks: Gespalten von Silber mit schwarzem Querbalken und Schwarz. Die Wappensammlung «Mumenthaler»⁴ des bernischen Staatsarchivs, um 1780, zeigt den schwarzen Balken heraldisch rechts. Die gleiche Form — das heutige Amtswappen — erscheint um 1700 in Wilhelm Stettlers Wappenbuch,⁵ einer Handschrift in der Burgerbibliothek Bern, in einer Wappenscheibe der Kirche Herzogenbuchsee von 1728 und in Darstellungen in der Kirche Aarwangen. Das Tierlihus dagegen zeigt die Form des heutigen Gemeindewappens.

Durch verschiedene Beschreibungen war anfangs des 20. Jahrhunderts die Unsicherheit in der Unterscheidung von Gemeinde- und Bezirkswappen noch gewachsen. Das Historisch-Biographische Lexikon der Schweiz⁶ gab 1921 den Ort mit Balken rechts, die Herren von Aarwangen mit Balken links an. Auch die Wappensammlung der Firma Kaffee-Hag setzte den Balken der Gemeinde fälschlicherweise rechts.⁷ In einem Briefkopf der Burgergemeinde war sogar eine neue Version in andern Farben aufgetaucht: ein Schild, gespalten von Rot und von Silber mit blauem Querbalken. Der Gemeinderat dagegen führte das alte schwarz und weiss gespaltenen Schild mit Querbalken links. Die Ähnlichkeit mit dem Wappen von Sumiswald (gespalten von Rot und von Silber mit rotem Querbalken) hat die Vermutung aufkommen lassen, die beiden kyburgischen Ministerialengeschlechter könnten eines Stammes sein. Es lässt sich aber nur mit Sicherheit nachweisen, dass die Aarwanger tatsächlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts im Emmental begütert waren⁸.

Die Unsicherheit wurde 1943 beendet, als die Wappenkommission den Querbalken heraldisch links im schwarz und silber gestalteten Schild der Gemeinde zur Blasonierung vorschlug. Der Gemeinderat erkannte in seiner Sitzung vom 5. Februar 1945 die Wappenbeschreibung für das seit Jahrhunderten geführte Wappen als richtig.

Das Amtswappen

Die Wappen der Amtsbezirke des Kantons Bern wurden vom Regierungsrat entsprechend den Anträgen der Wappenkommission vom 6. Oktober 1944 festgelegt.⁹ Der Amtsbezirk Aarwangen erhielt folgende Blasonierung: Gespalten von Silber mit schwarzem Querbalken und Schwarz. Damit war der Grundsatz festgehalten, das Wappen des Amtsbezirkes von dem des Bezirkshauptortes durch die Stellung des Balkens zu unterscheiden. Die beiden Wappen sind sogenannt spiegelverkehrt. Es war Pfarrer Güder aus Aarwangen, der 1914 auf eine Anfrage des Staatsarchivs die Unterscheidung zwischen Gemeindewappen und Amtswappen in dieser Art empfahl. Im Gegensatz zu den bernischen Amtswappen, die das Wappen des Hauptortes übernommen haben, ist diese Unterscheidung heraldisch durchaus zulässig und hat zudem die alte Unsicherheit aufgehoben.

¹ Siegel des Walther von Aarwangen. 1274 Okt. 11.

Staatsarchiv Luzern Font. III, 104

² Stumpf, 1546, 7. Buch XXXIII Cap. 235 A

³ Schöpf, Chorographia Bernensis, Band I, S. 188

⁴ «Mumenthaler», S. 17

⁵ W. Stettler, S. 12, Wappen 13

⁶ HBLS 1, S. 39

⁷ Kaffee-Hag, Band 1, Nr. 29

⁸ Kasser P., Geschichte des Amtes und des Schlosses Aarwangen, Merkur Langenthal, 1953, S. 10 und 12

⁹ Regierungsratsbeschluss Nr. 4928, 31. Oktober 1944

AUSWIL

In Silber ein halber schwarzer Bär, in rotem Schildhaupt fünf (3, 2) silberne Sterne.

Das heraldisch einwandfreie Gemeindewappen ist eine Schöpfung des Staatsarchivars Gottlieb Kurz aus dem Jahr 1927. Der Bär weist auf das Kloster St. Gallen, das bekanntlich schon 795 n. Chr. im obern Langetental in Rohrbach, Madiswil und Umgebung fest Fuss gefasst hatte. (Der gleiche St. Galler Bär ziert das Appenzeller Wappen, «abbatis cella» = Appenzell, eine Gründung des Abtes



von St. Gallen.) Die fünf silbernen Sterne symbolisieren die fünf Oertlichkeiten, aus denen sich die Gemeinde Auswil zusammensetzt. Es sind die Weiler Aerbolligen, Oberauswil, Niederauswil, Bezlisberg und Hermandingen.

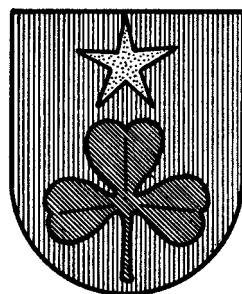
1927 hatte sich Pfarrer Kasser aus Rohrbach im Staatsarchiv über die Wappen der fünf Einwohnergemeinden erkundigt, welche die Kirchgemeinde Rohrbach bilden. In seiner Antwort unterbreitete Staatsarchivar Kurz das beschriebene Wappen für Auswil. Bereits am 4. Juni 1927 wurde die glückliche Neuschöpfung durch den Auswiler Gemeinderat genehmigt und am 12. Februar 1945 anlässlich der Rundfrage der Wappenkommission durch die Gemeinde bestätigt.

BANNWIL

In Rot ein grünes Kleeblatt, überhöht von einem fünfstrahligen goldenen Stern.

Das Wappen, dessen Sinn heute nicht mehr erklärt werden kann, lässt sich bis ins frühe 18. Jahrhundert zurückverfolgen.

Unter den Wappenscheiben der Kirche Herzogenbuchsee befindet sich auch das Wappen der «Kilchhöri Bannweil». 1728 ist es dort schon in der heutigen Blasonierung dargestellt. Anfragen über das Bannwiler Wappen beantwortete das Staatsarchiv in diesem Sinn, obschon im Wappenbuch «Mumenthaler»¹ Bannweil anders dargestellt ist. Es ist sehr fraglich, ob dieses geteilte Wappen, oben in Silber mit halbem rotem Bären und unten blau, in dieser nicht allzu kritischen Sammlung wirklich für Bannwil gemeint war. In einer Skizze der Sammlung des Archivbeamten O. von Steiger war das Kleeblatt eher zu einem Leberblümchen geworden.² Als diese Fassung durch die Wappenkommission der Gemeinde zur Genehmigung vorgelegt wurde, kam in Bannwil nur die ursprüngliche Form mit Stern und Kleeblatt in Frage. Unwesentlich geändert sandte die Bannwiler Gemeindebehörde ihren Gegenentwurf nach Bern und wünschte einen formgerechteren Wappenbeschriftung, um einen Beschluss fassen zu können. Die Kommission betonte in ihrer Antwort die künstlerische Freiheit und stellte fest, dass beide Entwürfe der heraldischen Beschreibung gerecht würden; kleine Unterschiede in der Lage des Sterns zum Kleeblatt liessen sich nicht blasonieren. Die Gemeinderäte, besorgt um



die wirklich richtige Blasonierung ihres Wappens, genehmigten «in Bekräftigung der althergebrachten Ausführung» am 18. Mai 1945 die vorgeschlagene Blasonierung mit dem Wunsch, in der genauen Ausführung und Ausarbeitung sich doch nach dem Vorschlag der Gemeinde richten zu wollen.

¹ «Mumenthaler», S. 21

² Steiger, St.-A., Bern

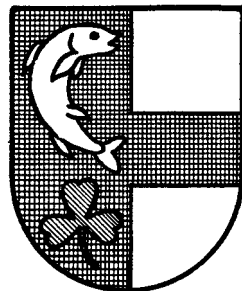
BLEIENBACH

Gespalten von Schwarz mit einem eingebogenen, zugewendeten silbernen Fisch über einem grünen Kleeblatt, und von Silber mit einem schwarzen Balken.

Fisch und Kleeblatt sind im Bleienbacher Wappen die ursprünglichen Wappenmotive. Sie entstanden wohl in einem Deutungsversuch des Ortsnamens, indem auf die Lage am Gewässer hingewiesen wird. Die Wappenaufteilung mit Querbalken symbolisierte die Zugehörigkeit zur Landvogtei Aarwangen.¹

In der heutigen Blasonierung ist das Wappen schon 1728 unter den Wappenscheiben der Kirche Herzogenbuchsee zu finden. Seine Grundzeichnung weist dort mit Schwarz und Silber auf das Wappen von Aarwangen, den Sitz der alten Landvogtei. Die Wappenscheibe in der Kirche Bleienbach aus dem Jahr 1733 zeigt aber interessanterweise die Grundfarben Blau und Silber mit blauem Querbalken, Fisch und Kleeblatt. 1803 und 1821 entstand auf den beiden Kirchenglocken eine einfachere Form: im leeren Schild ein Fisch über einem Kleeblatt. Aus Mangel an weiteren Dokumenten kann angenommen werden, dass Fisch und Kleeblatt die ursprünglichen Elemente des Bleienbacher Wappens sein könnten. Sie wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts in das Wappen des Landvogteisitzes gelegt und tauchten dann auf den Glocken nochmals in alter Form auf.

Bis zur Genehmigung durch den Gemeinderat am 6. Februar 1946 waren mehrere Unklarheiten abzuklären. Eine Fahnenfabrik aus der Ostschweiz machte 1923 das Staatsarchiv darauf aufmerksam, dass in Bleienbach auf Fahnen Blau statt Schwarz verwendet werde. In seiner Antwort begründete der Staatsarchivar Gottlieb Kurz, ohne Kenntnis des einfachen Wappens auf



den Kirchenglocken, die Richtigkeit der Wappenfarben in der Kirche Herzogenbuchsee mit der jahrhundertalten Zugehörigkeit Bleienbachs zu Aarwangen. Aber auch Fisch und Kleeblatt gaben zu Diskussionen Anlass. In der Sammlung «Mumenthaler» ist der Fisch sehr mager, beinahe aalförmig und das Kleeblatt mit sehr spitzen Blättern dargestellt. Eine nachträgliche Notiz spricht sogar von einem grünen Dreiberg.² Die Burgergemeinde führte ein Bleienbacherwappen mit Krone. Die Wappenkommission hatte 1944 nun abzuklären und durch die Gemeinde festlegen zu lassen, ob Fisch oder Aal und ob ein Kleeblatt oder eine andere Form ins Bleienbacher Wappen gehöre. Statt grün schlug sie die Farbe des Blattes auch golden vor. Der Gemeindeschreiber äusserte in seinem Bericht zu diesen Fragen die Ansicht, dass das Tier nicht als Aal, sondern als gewöhnlicher Fisch und die Pflanze als grünes Kleeblatt dargestellt werden müsse. Damit waren die Grundlagen für den Gemeindebeschluss und die Eintragung ins amtliche Wappenverzeichnis bereinigt.

¹ Christian Lerch, Beiträge zur Heimatkunde des Kantons Bern, Band 1, Der Oberaargau, H. A. Bosch, Zollikon ZH, 1948, S. 39

² «Mumenthaler», S. 31

BUSSWIL

In Silber auf einem grünen Hügel eine grüne Tanne.

Das Wappenbild weist auf das hügelige, von Wald umgebene Gemeindegebiet hin und geht auf eine Darstellung auf der Glocke von 1836 in der Kirche von Melchnau zurück.

Dort sind die Wappen der vier Gemeinden Melchnau, Busswil, Reisiswil und Gondiswil dargestellt. «Buszwil» erscheint mit einer naturalistischen Tanne auf gewölbtem Grund. Das Staatsarchiv erhielt diese Mitteilung 1920 von Herrn Pfarrer W. Kasser in Melchnau. Sie diente 1923 einer Basler Firma zur Herstellung eines Leuchters in der Kirche von Melchnau mit den vier Wappen der Kirchgemeinde. 1934 erbat sich Herr Pfarrer Hählen in Melchnau Auskunft über die Wappen der vier genannten Gemeinden. Der Zweck war die Ausarbeitung eines Dekors für Porzellan, das bei einem Basar zu Gunsten des Orgelfonds in Gondiswil verkauft werden sollte. Er legte



seiner Anfrage eine Skizze bei, die das Busswiler Wappen mit grüner Tanne in Silber auf einem grünen Dreieberg darstellte. In seiner Antwort machte Herr Kurz, Staatsarchivar, auf die frühere Darstellung mit dem Hügel aufmerksam. Bei genaueren Nachforschungen kam in der Wappensammlung «Mumenthaler» noch eine weitere Version zum Vorschein:¹ in Rot ein goldener, nicht gesichteter, nach rechts gewendeter Halbmond. Es kann mit Sicherheit angenommen werden, dass der recht unkritische Autor des Wappenbuches «Mumenthaler» diese Busswiler Variante dem «Bernischen Regionen- und Regimentsbuch» von J. J. Sinner entnommen hat.² Der goldene Mond im roten Schild wird dort den Edlen von Busswyl Heinrich und Nicolaus (um 1325) zugeschrieben. Sinner wiederum hat das Wappen sicher aus Stumpfs Chronik der Eidgenossenschaft aus dem 16. Jahrhundert übernommen.³ Der wappenkundige Berner Schultheiss Albrecht von Mülinen ordnet jedoch in seinem Adelslexikon⁴ das Mondwappen einem ausgestorbenen Geschlecht von Boswyl zu, dessen Stammhaus unweit des Klosters Muri im Aargau zu finden war.

Der Gemeinderat genehmigte am 3. Februar 1945 das Wappen mit der Tanne auf dem Hügel und stellte fest, dass diese Form in Stempeln und seit 1928 (noch mit Dreieberg) auf dem Schulhausbrunnen zu finden sei.

¹ «Mumenthaler», S. 30

² Sinner, S. 361

³ Stumpf, S. 475 (1586)

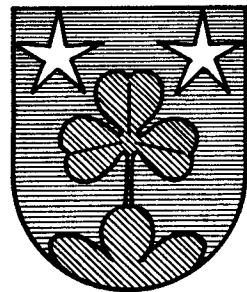
⁴ A. von Mülinen, S. 65

GONDISWIL

In Blau auf einem grünen Dreieberg ein grünes Kleeblatt, begleitet von zwei fünfstrahligen silbernen Sternen.

Das heutige Wappen entspricht einer 1921 vom Staatsarchiv vorgeschlagenen Verbesserung eines altern Wappens auf einer Glocke in der Kirche zu Melchnau.

Die Glocke von 1836 in der Kirche Melchnau zeigt ein Gondiswiler Wappen mit Kleeblatt auf spitzem Dreieberg, begleitet von einem achtstrahligen Stern und den Initialen G und W. Das Staatsarchiv schlug 1921 auf eine Anfrage eines Graphikers in Huttwil zur Verbesserung vor: runder



Dreiberg, zwei fünfstrahlige, silberne Sterne ohne Initialen aber mit grünem Kleeblatt und Blau oder Rot als Schildfarbe. Der Gemeinderat erklärte sich etwas später damit einverstanden, und das Wappen wurde mit blauem Schild am Taufstein angebracht. 1923 hatte die Basler Firma, welche die neuen Leuchter in der Kirche von Melchnau herstellte, vom Staatsarchiv die Schildfarbe von Gondiswil mit rot angegeben erhalten. An der Bundesfeier in Schwyz 1941 und in der Wappensammlung Kaffee-Hag¹ erschien das Wappen mit rotem Schild und sechsstrahligen Sternen. Die Wappenkommission stellte 1945 aus Darstellung und Beschreibung in der Sammlung Zesiger² fest, dass die Schildfarbe in Rot und Blau umstritten war. Sie schlug dem Gemeinderat aus heraldischen Gründen einen roten Schild und, alten guten Vorbildern entsprechend, einen sechsstrahligen Stern vor. Auf dem Taufstein im Gottesdienstlokal und auf den Fahnen des Gesangvereins und der Musikgesellschaft fand sich nun aber bereits ein blaues Schild und fünf statt sechsstrahlige Sterne. Der Gemeinderat fand in seiner Antwort fünfzackige Sterne gefälliger, könnte sich aber einem roten Schild anschliessen. Mit Rücksicht auf die bisherigen Darstellungen in der Gemeinde und auf ein Wappen in einem Kirchenfenster in Melchnau entschied sich der Gemeinderat am 11. August 1945 bei einer weitem Besprechung für das blaue Schild und die zwei fünfstrahligen Sterne.

¹ Kaffee-Hag gibt beide Varianten: rotes und blaues Schild. Heft 15, Wappen 1191.

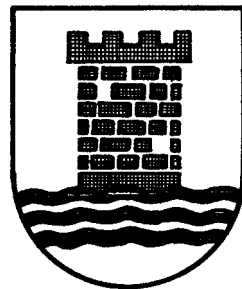
² Zesiger, Wappensammlung, Staatsarchiv Bern.

GUTENBURG

In Silber ein silbern gemauerter schwarzer Zinnenturm auf drei erniedrigten blauen Wellenleisten.

Gutenberg besitzt ein redendes Wappen, das mit dem Zinnenturm auf die einstige Burg und damit auf den Ortsnamen und mit den Wellenbalcken auf die Langeten und das Bad Gutenberg anspielt. Es entstand in seiner heutigen Form nach längeren Diskussionen 1945.

Leider ist das Wappen des Edelgeschlechts der Gutenburger nicht mehr bekannt. Die spärlich bezeugten Herren der Gutenberg, deren Schlossturm anfangs des 19. Jahrhunderts noch vorhanden war, sind oft mit den süddeut-



schen Freiherren von Gutenberg verwechselt worden. So taucht in der Wappensammlung «Mumenthaler»¹ für Gutenberg eine Version jenes deutschen Wappens auf, ohne dass der Ort aber je mit den süddeutschen Herren in geschichtlicher Beziehung gestanden wäre. Die Wappenkommission arbeitete daher 1945 folgenden Entwurf aus: in einem von Schwarz und Silber gespaltenen Schild in verwechselten Farben eine turmförmige Burg über einem Wellenbalken. Die Farbenwahl war ein Anklang an das Wappen des Amtsbezirks, die Burg eine Anspielung auf den Gemeindennamen, und der Wellenbalken sollte an die schon 1370 erwähnte Heilquelle erinnern. Der Entwurf befriedigte den Gemeinderat nicht. Er wollte prüfen, ob nicht eine Anlehnung an ein bis jetzt in der Gemeinde gebrauchtes Wappen (unbekannter Herkunft) möglich sei: in Silber ein schwarzer Zinnturm über einem blauen dreiteiligen Wellenbalken. Die Farben schwarzweiss versinnbildlichten dann auch die historische Beziehung zu Burgdorf, das Gutenberg mit Lotzvil 1431 von den Freiherren von Aarburg gekauft hatte. Die Wappenkommission legte darauf zwei neue Entwürfe vor, die in Silber den schwarzen Zinnturm einmal über und einmal vor einem blauen Wellenbalken zeigen. Eine Gemeindeversammlung konnte sich aber zu keinem der beiden Entwürfe entschliessen und wünschte, alle bisherigen Vorschläge nochmals zu prüfen. Aus dem Gemeinderat erhielt die Wappenkommission Ende 1945 einen neuen Entwurf mit dem Turm auf einem Dreieck zur Begutachtung. Aus geschichtlichen Gründen empfahl sie aber nach wie vor ihren ersten Entwurf in einer neuen Skizze mit schlankerem Turm aber gleicher Blasonierung. Als letzte Gemeinde des Amtsbezirks besprach eine Gemeindeversammlung am 22. Dezember 1945 alle vorgelegten Entwürfe der Wappenkommission, lehnte alle ab und genehmigte den frühern Vorschlag des Gemeinderates: in Silber ein schwarzer Zinnturm mit zwei untereinanderliegenden, seitlich verschobenen Fenstern über einem dreiteiligen blauen Wellenband. Mit dem Hinweis der Kommission, diese Wappenbeschreibung noch auf fachsprachliche Richtigkeit zu überprüfen, war damit nach längerem Hin und Her das Wappen von Gutenberg bereinigt.

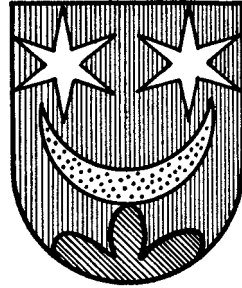
¹ «Mumenthaler», S. 85.

KLEINDIETWIL

In Rot auf einem grünen Dreieck ein liegender goldener Halbmond, überhöht von zwei silbernen Sternen.

Kleindietwil besitzt ein Wappen, das in seinem ältesten Vorkommen auf einer Feuerspritze von 1823 und auf ledernen Feuereimern des 19. Jahrhunderts zu finden war. Der genaue Sinn des Wappeninhalts lässt sich heute leider nicht mehr feststellen.

Die frühern Darstellungen zeigten die heutige Blasonierung mit einer kleinen Abweichung: die zwei Sterne waren kleiner und acht- statt sechsstrahlig. Das Gemeindewappen ist in keiner alten Wappensammlung zu finden. Auf den Drucksachen der Gemeinde taucht es im 20. Jahrhundert mit zwei sechsstrahligen Sternen und freischwebendem Halbmond auf. Die Wappenkommission schlug 1945 der Gemeinde in einer Skizze die Form der Gemeindefahne an der Bundesfeier in Schwyz von 1941 zur Blasonierung vor. Der Gemeinderat fand aber den Dreieck etwas zu hoch. Er sollte der Zeichnung auf den Drucksachen der Gemeinde gemäss den Halbmond nicht berühren. Ein Dreieck soll aber nach heraldischer Regel etwas tragen. Die Grösse und Proportion der Sterne, des Mondes und des Dreieckes sind zeichnerische Einzelheiten, die jeder sachkundige Künstler und Kunstgewerbler in den Grenzen der Blasonierung frei gestalten kann. Der Gemeinderat genehmigte die heutige Wappenbeschreibung in seiner Sitzung vom 25. September 1945.

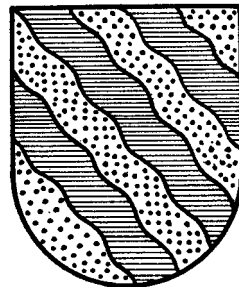


LANGENTHAL

In Gold drei blaue Rechtsschräggwellenbalken (Bäche).

Das heutige Langenthaler Wappen ist eine Anspielung auf die Lage des Ortes in wasserreicher Gegend. Ein älteres Wappen mit silbernem Rechtsschräggwellenbalken in Rot mit silberner Rose ist in Vergessenheit geraten.

Nach E. Köhler in «Alt Langenthal in Wort und Bild»¹ besitzt Langenthal «ein sogenanntes redendes Wappen, mit einem Sinnbild für die, den



Flecken durchfliessende, seit Jahrhunderten zu Bewässerungs- und gewerblichen Zwecken in Kanäle verzweigte Langeten».

Nach Gottlieb Kurz, Staatsarchivar von 1914—1936, dürfte das goldene Feld eine Anspielung auf den Getreidebau sein, der in der Gegend einst ausgedehnter betrieben wurde als heute. Die drei Bäche weisen wohl auf die verschiedenen Wasserläufe in Langenthal hin. Im Fahnenlied² aus dem 18. Jahrhundert kommt Langenthal mit folgender Strophe vor:

«Langenthal in dem Ergäw leyt
GOtt wöll sie erhalten vor Krieg und Streit
Kein lustigers Orth ist zu finden
Sie führen ein Fahnen ist gälb und blaw
Ein dreyfachen Bach darinnen.»

Eine Wappenscheibe in der Kirche zu Herzogenbuchsee von 1728 zeigt die blauen Bäche Langenthals in einem roten Schild, sechs Mal gewellt. Die Sammlung «Mumenthaler»³ gibt unter dem Titel «Unächttes Langenthal» zwei Formen: — In Rot drei blaue Linksschrägbalken und — In Rot einen silbernen Rechtsschrägbalken oben mit silberner Rose. Unter «Langenthal» findet sich das heutige Wappen mit drei blauen Rechtsschrägbalken in goldenem Schild. Der silberne Rechtsschrägbalken in Rot mit silberner Rose geht nach dem «Bernischen Regionen- und Regimentsbuch» von Sinner⁴ aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf ehemalige Edle von Langenthal zurück. Das Geschlecht findet sich im Auszügerrödel des aargauischen Adels mit einem Peter und einem Hans von Langenthal unter den Teilnehmern der Murtenschlacht. Das handschriftliche Wappenbuch von Wilhem Stettler (um 1700)⁵ gibt für Langenthal nur das Wappen jenes frühern Edelgeschlechtes an.

Die älteste Darstellung des heutigen Wappens im Gemeindearchiv Langenthal befindet sich auf der Titelseite eines Güterrodels von 1770⁶. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts führt der Gemeinderat in Siegel und Stempel ein von Rot und Silber gespaltenes Schild mit drei waagrechten Wellen unten.⁷ 1870 und dann 1895 erscheint auf Gemeindeplänen das Wappen in der heutigen Blasonierung. Auch eine Anfrage des Kirchgemeinderates Langenthal, der sich im Staatsarchiv erkundigt, ob die Kirchgemeinde je ein eigenes Wappen geführt habe, zeigt im Briefkopf das heutige Wappen, jedoch ohne Farbangabe. Ein Eichen- und ein Lorbeerzweig umrahmen das Schild. Wie in den meisten Gemeinden zeigen Ein-

wohner-, Bürger- und Kirchgemeinde auch in Langenthal das gleiche Wappen.

Mit dem 20. Jahrhundert scheinen die von den drei blauen Wellenbalken im Goldgrund abweichenden Darstellungen in Vergessenheit zu geraten. Der vierte Band des Historisch-Biographischen Lexikons der Schweiz⁸ und der dritte Band des Geographischen Lexikons⁹ zeigen die heutige Blasonierung. Einzig die Fahne an der Bundesfeier in Schwyz führt 1941 die drei Bäche noch stark stilisiert wie Schrauben ohne Ende. Farbige und schwarz-weiss Darstellungen der verschiedenen Gemeindebehörden zeigten vor 1945 ein Hoheitszeichen mit silbernem Rand. Auf den Vorschlag der Wappenkommission von 1945 in der Blasonierung drei Rechtsschrägwellenbalken aufzunehmen, wünschte der Gemeinderat in einer ausführlichen Dokumentation ausdrücklich Rechtsschrägbäche statt Rechtsschrägwellenbalken. Weil die korrekte heraldische Fachsprache nur Balken und Wellenbalken, nicht aber Bäche kennt, erhielt die endgültige Blasonierung in der Genehmigung des Gemeinderates in seiner Sitzung vom 12. Februar 1945 in Klammern den Zusatz (Bäche).

¹ E. Kohler, *Alt Langenthal in Wort und Bild*, Langenthal, 1932, S. 7 und Heft 4 der neuen Ausgabe der Kaffee-Hag-Wappen.

² NBT, 1895, S. 250.

³ «Mumenthaler», Seiten 125 und 126.

⁴ Sinner, S. 340.

⁵ Stettler, S. 12, Wappen 23.

⁶ Gemeindearchiv Langenthal, Summarum der Guettern im Twing Langenthal im Jahr 1770.

⁷ Staatsarchiv Bern, BBXIIIb 9208B 1870 I 24.

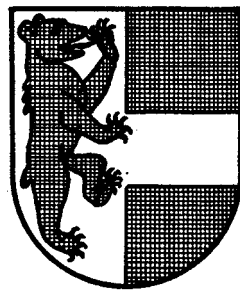
⁸ HBLS, Band 4, S. 602 f.

⁹ GLS, Band 3, S. 41.

LEIMISWIL

Gespalten von Silber mit einem zugewendeten schwarzen Bären, und von Schwarz mit einem silbernen Balken.

Das Wappen ist eine Neuschöpfung auf den Vorschlag des Staatsarchivars aus dem Jahre 1927. Der Bär deutet die einstigen Beziehungen zum Kloster St. Gallen an, Farben und Schildaufteilung sind dem Amtswappen entnommen.



Für Leimiswil gab die Anfrage der Fahnenfabrik Sigrist in Langenthal Anlass zur Schöpfung eines Gemeindewappens. Auf frühere Erkundigungen und auf die Anfrage der Langenthaler Firma musste das Staatsarchiv 1927 feststellen, dass in Bern keine Unterlagen vorhanden waren. Seiner negativen Antwort legte Herr Staatsarchivar Kurz einen Vorschlag bei. Der Bär sollte wiederum wie in Auswil und in Rohrbachgraben die einstige Zugehörigkeit zum Kloster St. Gallen dokumentieren und die linke Schildhälfte lehnt sich an das Amtswappen an. Gemeindepräsident Käser berichtete schon eine Woche später, dass das Wappen gut gefalle, dass die Leimswiler bis jetzt aber angenommen hätten, ihr Wappen enthalte wohl in Anlehnung an den Uebergang «Linde» einen Lindenbaum. Das Staatsarchiv unterbreitete nun auch dem Gemeinderat seinen Vorschlag und erkundigte sich, ob die Linden-Darstellung früher tatsächlich verwendet worden sei. Der Gemeindepräsident berichtete darauf von früheren Verwendungen des Linden-Motivs auf Feuerspritze und Feuereimern. Eigentümlicherweise wird in dieser Korrespondenz die interessante Darstellung des Leimswiler Wappens im Gasthaus zur «Linde» nicht erwähnt. Dort ist im Eingangskorridor an einem Deckenbalken neben dem Berner Wappen ein naturalistisch gemaltes Leimswiler Wappen dargestellt. Es zeigt vor einer grünen Linde in hügeliger Landschaft einen Weiher mit einem Soldaten oder Offizier davor. Als Kompromisslösung schlug das Staatsarchiv nun vor, in die zwei schwarzen Felder je ein silbernes Lindenblatt zu setzen. Aber schon kurz darauf konnte der Gemeindeschreiber dem Staatsarchiv mitteilen, der Gemeinderat habe in seiner Sitzung vom 4. Mai 1927 den ersten Entwurf als Gemeindewappen anerkannt.

Anlässlich der Umfrage vom 19. Januar 1945 bestätigte der Gemeinderat seinen frühern Beschluss und fügte ihm die entsprechende Blasonierung bei. Rein heraldisch gesehen störte 1945 vielleicht noch das Trennstrichlein zwischen dem Silberfeld mit dem Bären und dem Silberquerbalken, weil eine Grundregel der Wappendarstellung ein Zusammenstossen von zwei gleichen Farben verbietet. In den heutigen Darstellungen ist auch diese Einzelheit geregelt.

LOTZWIL

In Silber ein blauer Löwe.

Der Löwe als Wappentier der Lotzwiler wird einem Edelgeschlecht von Lotzwil aus dem 13. Jahrhundert zugeschrieben, dessen Existenz heute noch umstritten ist.

Wiederum war — wie bei vielen andern Gemeinden — eine neue Fahne 1919 der Anstoss zu genaueren Erkundigungen über das Lotzwiler Wappen. Eine Wappenscheibe von 1728 in der Kirche von Herzogenbuchsee zeigt für Lotzwil in Gold einen roten schreitenden Löwen mit zugewendetem Gesicht auf einem grünen Dreiberg. Das Fahnenlied¹ von ca. 1750 berichtet über Lotzwil und seine Fahne:

«Lotzwil in dem Ergäw leyt
GOtt wöll sie behüten vor Krieg und Streit
Es ligt im Burgdorff Gricht innen
Sie führen ein Fahnen ein gälbes Feld
Ein rothen Low darinnen».



Gleich wie im Lied zeigt die Sammlung «Mumenthaler»² für Lotzwil den roten Löwen im goldenen Feld aber auch die Variante mit silbernem Löwen auf blauem Grund. Im «Schweizerischen Adels-Lexicon» des Schultheissen Albrecht von Mülinen³ sind die Edlen von Lotzwil mit folgendem Schild beschrieben: In Silber ein steigender blauer Löwe mit roter Zunge. Mit den Edlen sind wohl die grünenbergischen Erben gemeint, die 1259 die Kollatur Lotzwil dem Johanniterhaus Thunstetten schenkten.⁴

Auf älteren Drucksachen der Gemeinde findet sich ein Lotzwiler Wappen mit einem abgewendeten roten Löwen in Silber. Die Kaffee-Hag-Marken dagegen brachten das Gemeindewappen mit rotem Löwen in Gold auf grünem Dreiberg.⁵ Ein Hinweis dazu gibt jedoch einen blauen Löwen in Silber als ältere Variante an. An der Bundesfeier in Schwyz von 1941 vertrat wiederum ein roter Löwe in Gold die Gemeinde. Seit 1932 trug Briefpapier der Gemeinde den roten Löwen in Gold im Briefkopf und den blauen Löwen in Silber im Stempel des Gemeinderates. Doch war die lange Unsicherheit schon beseitigt, weil die Gemeinde nach einer Prüfung der Wappenfrage durch Sachverständige bereits am 28. Juni 1932 beschlossen hatte, in Zu-

kunft den viel selteneren und originelleren blauen Löwen auf Silbergrund als Hoheitszeichen zu genehmigen. Später wurde einfach noch vorhandenes Papier aufgebraucht. Schon Jahre vor diesem Beschluss war der blaue Löwe im Silberfeld in einem Kirchenfenster dargestellt worden. Auch an der 1927/28 renovierten Schulhausfassade und auf dem Dorfplatzbrunnen war nun der blaue Löwe erschienen.

Der Protokollauszug, welcher der Wappenkommission die am 14. Mai 1945 genehmigte Wappenbeschreibung mitteilt, trägt lustigerweise noch den alten roten Löwen in Gold im Briefkopf, aber zur Bekräftigung des endgültigen Beschlusses doch den blauen Löwen in Silber im Stempel des Gemeinderates.

¹ NBT 1895, S. 250.

² «Mumenthaler», S. 131.

³ A. von Mülinen, S. 501.

⁴ HBLS, Band IV, Seite 715.

⁵ Kaffee-Hag, Heft III, Wappen Nr. 199.

MADISWIL

In Grün ein weissgekleideter Linksmäher mit weissem Hut und einer silbernen Sense an goldenem Worb.

Das Wappen ist eine Anspielung auf die Sage vom Linksmäher von Madiswil.



«Madiswyl under für Rorbach leyt
GOtt wöll sie erhalten vor Krieg und Streit
Kein lustigers Dorff ist zu finden
Sie führen ein Fahnen ist weiss und gäll
Ein Matten und ein Mäder darinnen.»

Mit der Erwähnung im Fahnenlied¹ um 1750 hat der Mäher in Madiswil eine mindestens 200jährige Tradition. Er kommt dazu schon 1737 in einer Wappenscheibe in der Kirche von Melchnau vor, allerdings als weissgekleideter Rechtsmäher auf grasigem Grunde. Die Wappensammlung «Mumenthaler»² (angelegt um 1780) scheint nichts vom Linksmäher zu wissen. Sie gibt für Madiswil zwei verschiedene Wappen an: einmal in gol-

denem Schild einen kleinen grünen Sechsberg am untern Schildrand (aus Sinners «Bernischem Regionen- und Regimentsbuch» um 1700—1750)³ und in Silber einen schreitenden roten Löwen auf zwei schwarzen Sparren. Die zweite Variante ist sicher unbesehen aus Stumpfs Schweizerchronik⁴ übernommen worden, wo sie eindeutig Dienstleuten der Grafen von Kyburg im Madischwyl (Thurgau) zugeschrieben wird.

Auf die Rundfrage Zesiger gab Pfarrer Aeberhard aus Melchnau 1913 dem Staatsarchiv Kenntnis vom Rechtsmähder in der Wappenscheibe in Melchnau. Madiswil selber berichtete, dass das Dorf noch kein Wappen führe, das im Archiv deponiert werden könnte. Auf Feuereimern, auf einer verschwundenen Scheibe im Schulhaus Wyssbach, auf Brunnenfahnen und auf einer Vereinsfahne sei wohl ein Linksmähder gezeigt, er wirke aber eher als Karikatur. Eine Fahnenfabrik hatte in örtlichen Erkundigungen 1913 die Auskunft erhalten, das Madiswiler Wappen weise eine Rübe auf. (Rüben-sonntag in Madiswil). Das Linksmähderwappen beziehe sich bloss auf eine Sage, die Gegenstand eines Theaterstücks geworden sei. 1914 sprach die Gemeindeversammlung einen Beitrag für die Schaffung eines Gemeindegewappens. Der Anlauf scheint keine Früchte getragen zu haben. An der Bundesfeier in Schwyz 1941 tauchte in Gold auf grünem Boden ein Rechtsmähder auf, mit braunem Hut, Weste und Stiefeln, mit grünen Hosen und Ärmeln und einer silbernen Sense. Die Kaffee-Hag-Marken⁵ gaben einmal in Gold einen silbern gekleideten Mähder auf grünem Boden und einmal in Grün nur eine silberne Sense mit goldenem Worb. Für die Gemeindebehörden war ein Cliché mit dem Linksmähder in Tondruck in Gebrauch gekommen. (Nach einer Zeichnung O. von Steigers⁶ aus der Wappenscheibe in der Kirche von Melchnau.

Aus der Fülle von Möglichkeiten für ein definitives Madiswiler Wappen schlug die Wappenkommission 1945 der Gemeinde vor, dem Regierungsrat die Blasonierung des Wappens zur Genehmigung zu unterbreiten, welches auf Gemeindedrucksachen im Anklang an die Sage des Linksmähders in Gebrauch gekommen war. Der Gemeinderat konnte sich aber mit den beigelegten Skizzen nicht befreunden. Er legte seiner Antwort die damaligen Gebührenmarken der Gemeinde mit dem Bild von «Ueli und Vreneli» bei, welche er ins Wappen aufzunehmen wünschte. Heraldisch kam natürlich die naturalistische Darstellung des Paares keineswegs in Frage. Auch beide Personen allein, in altertümlichen Kleidern, würden noch überladen wirken. Daher empfahl die Kommission mit dem Hinweis auf volle künstlerische

Freiheit die Blasonierung des alten Linksmähders. In Madiswil war unterdessen ein einstimmiger Beschluss der Gemeindeversammlung vom 22. Dezember 1928 zum Vorschein gekommen. Das Wappen, welches die Kirchgemeinde für die renovierte Kirche in Rohrbach anfertigen lassen wollte, sollte 1928 und in Zukunft den Linksmäher zeigen. Damit hatte der Gemeinderat am 19. Januar 1945 nur den alten Beschluss zu bestätigen, um das Wappen endgültig festzulegen.

¹ NBT, 1895, S. 250.

² «Mumenthaler», S. 134.

³ Sinner, S. 360.

⁴ Stumpf, 1546, 5. Buch XXIX. Cap., S. 103.

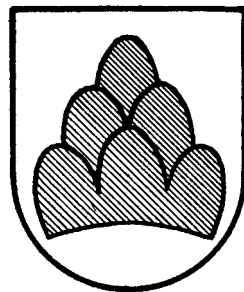
⁵ Kaffee-Hag, Heft III, Wappen Nr. 277, S. 31.

⁶ O. von Steiger, Wappenkartothek St.-A. Bern.

MELCHNAU

In Silber ein schwebender, unten eingebogener grüner Sechsberg.

Mit dem Wappen der Freiherren von Grünenberg besitzt Melchnau eines der ältesten Gemeindegewappen des Amtsbezirks. Alle älteren Vorkommen des Melchnauer Wappens gehen auf den Sechsberg der Grünenberger zurück, deren Stammberg auf dem Boden der heutigen Gemeinde steht.



In der Wappenreihe eines St. Urbaner Backsteinornaments¹ ist der Sechsberg der Freiherren von Grünenberg schon um 1280 freischwebend, unten waagrecht dargestellt. Die Chronik der Eidgenossenschaft von Stumpf² gibt das gleiche Bild im 16. Jahrhundert. In Thomas Schöpfs «Chorographia Bernensis» von 1577³ erscheint der grünbergische Sechsberg grün mit Goldrändchen in Silber. Er ist immer noch freischwebend, unten waagrecht. Im «Bernischen Regionen- und Regimentsbuch» von Sinner⁴ (1700—1750) wird das Wappen mit goldgerandetem grünem Sechsberg in Silber übernommen und so auch in der Handschrift Albrecht von Mülinens, im «Schweizerischen Adels-Lexicon»⁵ weitergegeben.

Auf einer Melchnauer Glocke von 1620 wächst der Sechsberg aus dem untern Schildrand. Eine Abendmahlskanne aus dem Jahr 1696⁶ zeigt den unten eingebogenen Sechsberg in einer gestutzten Form. Die Glocke von

1836 gibt ein heraldisch wertloses Wappen, indem sich über einer unklaren Dreiberg-Form die Initialen M N im Schildhaupt finden. Auf die Rundfrage Zesiger antwortete Pfarrer Aeberhard 1913, der Einwohnergemeinderat kenne und brauche seines Wissens kein Wappen. Er erwähnte einzig das Wapenbild auf der Abendmahlskanne. Das Staatsarchiv erhielt 1920 durch Pfarrer W. Kasser Kenntnis von den Darstellungen auf den Kirchenglocken von 1620 und 1836. In der Folge erhielten verschiedene Anfragen im Staatsarchiv die Auskunft: In Silber ein grüner Sechsberg. Den Erkundigungen über die Wappen der vier Gemeinden der Kirchgemeinde Melchnau für den Kirchenbasar in Gondiswil legte Pfarrer Hählen im Jahr 1934 vier Entwürfe bei und bat, sie zu prüfen. Aus der Korrektur des Staatsarchivs stellte sich die Frage, ob der Sechsberg aus dem untern Schildrand wachsen oder frei im Wappen schweben solle. Entscheidend in dieser Frage war der Hinweis des Archivs, der freischwebende Sechsberg zeige eine angenehmere Gesamtwirkung und in den Siegeln der Grünenberger kämen beide Varianten vor. Der Gemeinderat genehmigte am 27. Januar 1945 die heutige Blasonierung des Wappens.

Geschichtlich begründet ist die Ähnlichkeit des Eriswiler Wappens mit demjenigen von Melchnau. Es zeigt in Rot einen schwebenden grünen Sechsberg und weist damit auf die alte Zugehörigkeit der Gemeinde zum Besitz der Grünenberger.

¹ Rudolf Schnyder, Die Baukeramik und der mittelalterliche Backsteinbau des Zisterzienser Klosters St. Urban, Benteli-Verlag Bern, 1958, S. 81.

² Stumpf, 1546, 7. Buch XXXIII Cap., S. 235 A. 1586, S. 508 A.

³ Schöpf, Band I, S. 191.

⁴ Sinner, S. 362.

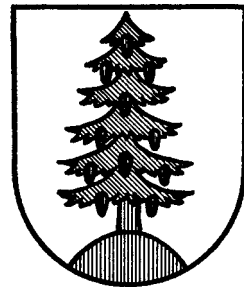
⁵ A. von Mülinen, S. 305.

⁶ Pfarrhaus Melchnau.

OBERSTECKHOLZ

In Silber auf rotem «Hügel» eine grüne Tanne mit rotem Stamm und roten Früchten.

Das 1945 entstandene Wappen von Obersteckholz ist eine Anspielung auf den Namen der Gemeinde. Der rote Hügel und die roten Tannzapfen heben das Wappen augenfällig aus den recht zahlreichen Gemeindewappen mit Tannen heraus.

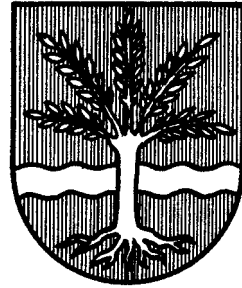


1928 sollte an der neuen Käserei von Obersteckholz das Käser- und das Gemeindewappen angebracht werden. Herr Paul Käser, Kunstmaler, erhielt auf seine Anfrage im Staatsarchiv die Mitteilung, dass es für die Käserei als Gewerbe kein Wappen gebe, wohl aber die Möglichkeit bestehe, dem Gemeindewappen einen Bauern und einen Käser als Schildhalter beizugeben. Als Wappen schlug der Staatsarchivar vor: eine grüne, ausgerissene Tanne in von Rot und Silber geteiltem Schild. In den Bereinigungsarbeiten für die Wappen des Amtsbezirks Aarwangen stellte die Wappenkommission 1945 eine Analogie zwischen den Wappen von Ochlenberg (Amt Wangen) und Obersteckholz fest. Beiden Gemeinden war 1928 wahrscheinlich aus einem Irrtum das gleiche Wappen vorgeschlagen worden. Die Kommission bat nun die Gemeinde Obersteckholz, sich für etwas anderes zu entscheiden. Die Tanne sollte als Wappenfigur beibehalten werden. Zwei provisorische Vorschläge lauteten: gespalten von Schwarz und Silber (Aarwangen) belegt mit ausgerissener Tanne in verwechselten Farben, oder in Silber schwarze ausgerissene Tanne mit rotem Stamm und roten Wurzeln. Die Subkommission stimmte dann aber einem neuen Entwurf zu, der in Anlehnung an das Wappen von Untersteckholz folgendes Bild vorsah: gespalten von Grün und Gold, überdeckt von einer ausgerissenen Tanne in gewechselten Farben. Der Gemeinderat konnte sich aber für diesen Vorschlag nicht entschliessen und brachte seinerseits zwei eigene Entwürfe: in Silber auf rotem Boden eine grüne Tanne mit roten Früchten und rotem Stamm oder in Silber auf einem grünen Dreiberg eine grüne Tanne mit roten Früchten und rotem Stamm. Die Wappenkommission bedauerte in ihrer Antwort, dass sich die Gemeinde nicht zur Form mit gewechselten Farben entschliessen könne, möchte den zweiten Vorschlag des Gemeinderates aus Gründen der Verwechslung ausser Betracht lassen, könnte sich aber dem ersten Vorschlag anschliessen. Mit der persönlichen Vorsprache von Gemeindeschreiber Baumann im Staatsarchiv tauchte noch eine weitere Variante auf: eine alte Feuerspritze zeige eine ausgerissene Tanne umgeben von vier Sternen. Der Gemeindeversammlung vom 28. Mai 1945 wurden sowohl der Vorschlag der Kommission (gewechselte Farben) und der zweite Vorschlag des Gemeinderates (aber mit Hügel statt Dreiberg) vorgelegt. Die Versammlung entschied sich endgültig für den abgeänderten Vorschlag ihres Gemeinderates.

OESCHENBACH

In Rot ein erniedrigter silberner Wellenbalken, überdeckt von einer ausgerissenen silbernen Esche.

Das 1944 entstandene Gemeindezeichen ist ein sogenanntes redendes Wappen mit einer Anspielung aus den Ortsnamen (Oeschenschbach = beim Bach an den Eschen).



Die ersten Entwürfe entstanden 1927. Anlass dazu war eine Anfrage der Fahnenfabrik Sigrist, Langenthal, im Staatsarchiv in Bern. Da für die Gemeinde weder in alten Sammlungen noch auf Feuerspritzen, Feuereimern oder auf Fahnen ein Wappen zu finden war, unterbreitete der Staatsarchivar Gottlieb Kurz dem Gemeinderat zwei Vorschläge. Als redendes Wappen zeigten beide die Esche als Anlehnung an den Ortsnamen. Skizze I zeigt in einem gespaltenen Schild in der silbernen Hälfte ein grünes Eschenblatt, in der schwarzen Hälfte einen silbernen Bach. Die Farben sollten die Zugehörigkeit zum Amt Aarwangen andeuten. In der Skizze II steht in silbernem Schild eine grüne, bewurzelte Esche und ein blauer Bach. Die beiden Vorschläge scheinen zu keinem Beschluss und zu keiner Ausführung geführt zu haben, denn 1933 war die Gemeinde auf der Suche nach einem Wappen für ein Chorfenster in der renovierten Kirche Ursenbach. Nach einem neuen Vorschlag des Staatsarchivs entstand folgende Kirchenscheibe: in Rot in der untern Hälfte ein waagrechter blauer Bach, davor eine bewurzelte Esche, Stamm und Wurzeln silbern mit sieben grünen Zweigen. Dieses Wappen vertrat 1941 die Gemeinde an der Bundesfeier in Schwyz. Heraldisch gesehen war der blaue Bach und die grünen Zweige im roten Schild ein Verstoss gegen die Regel, nicht zwei Farben zusammenstossen zu lassen. Auch wirkten fünf Zweige statt sieben weniger überladen. Aus diesen Gründen empfahl die Wappenkommission 1944 dem Gemeinderat eine Verbesserung: in Rot ein erniedrigter silberner Wellenbalken, überdeckt von einer ausgerissenen goldenen oder silbernen Esche (mit fünf Zweigen). Der Vorschlag fand im Gemeinderat Anklang. Aus praktisch-finanziellen Gründen lehnte er jedoch eine Aenderung ab, weil die Wappenscheibe in der Kirche Ursenbach, die Fahne der Hornusser und die Schulreisefahne das 1933er Wappen zeigten. Der Rat genehmigte dazu nachträglich jene Fassung. Die bernische Wappenvereinigung von 1943—1946 war nun aber nie rückwirkend gedacht. Nach-

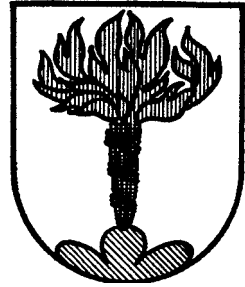
dem die Gemeinde diese Erläuterung erhalten hatte, dass mit der Annahme einer neuen Blasonierung bestehende Darstellungen nicht abgeändert oder korrigiert werden müssten, konnte die Gemeindebehörde in ihrer Sitzung vom 7. Februar 1945 ihren vorgängigen Beschluss aufheben und der heutigen Wappenbeschreibung mit silberner Esche zustimmen.

REISISWIL

In Silber auf einem grünen Dreiberg eine schwarze Fackel mit roter Flamme.

Die Fackel im redenden Wappen von Reisiswil deutet seit 1923 auf die nahe Hohwacht, den Standort eines alten bernischen «Chuzen» im Oberaargau.

Die Gemeindeversammlung vom 10. Februar 1945 hat mit ihrem Wappenbeschluss einem grossen Wirrwarr ein Ende gesetzt. Die grosse Glocke in der Kirche von Melchnau zeigte nämlich seit 1836 ein waagrecht schraffiertes Reisiswiler Schild mit den Initialen R W — ein heraldisch denkbar schlechtes Bild. In Reisiswil selber fand sich auf einer alten Feuerspritze die Darstellung eines Reisenden auf der Landstrasse mit Wanderstab und Bündel. Die älteste Erwähnung des Ortsnamens ist mit Richolsiswillare aus dem Jahr 1194 belegt. Die Deutung des Ortsnamens führt daher sicher auf eine andere Erklärung als auf die des Reisenden auf der Landstrasse. Das Beispiel zeigt, wie oft in der Heraldik Augenblickseinfälle ins Wappenbild aufgenommen wurden. 1920 hatte das Staatsarchiv die Mitteilung über das Reisiswiler Wappen von 1836 und über den Reisenden erhalten. Dem Staatsarchivar schien keines der beiden Wappen tauglich als Antwort auf eine Anfrage einer Basler Firma für Beleuchtungskörper im Jahre 1923. Er schlug daher eine Neuschöpfung vor: in Silber auf grünem Dreiberg eine schwarze Fackel mit roten Flammen als Hinweis auf den alten Chutzen auf der nahen Hohwacht. Sein Vorschlag wurde nicht befolgt, denn 1924 erschien auf den neuen Beleuchtungskörpern in der Kirche Melchnau für Reisiswil ein in Flammen stehender, rauchender Holzstoss auf einem Hügel. Immerhin hatte die Anspielung auf die Hohwacht Gnade gefunden. In den von Herrn Pfarrer Hählen 1934 eingereichten Vorschlägen für die Verzierung von Porzellan eines Kirchenbasars stellte das Staatsarchiv eine neue Variante fest: die Fackel auf einem grünen Sechsberg. Die Wappenkommission zog 1944 bei der Prüfung der verschie-



denen Varianten die Fackel mit dem Sechsberg dem Dreiberg vor, weil mit dem Grünenberger Sechsberg die Nachbarschaft zu Melchnau versinnbildlicht war. Auch der Band 5 des Historisch-Biographischen Lexikons der Schweiz brachte 1930 auf Seite 579 das Wappen mit der schwarzen Fackel auf grünem Sechsberg. Die Gemeindeversammlung bestätigte aber am 10. Februar 1945 einen frühern Beschluss, der die schwarze Fackel mit roten Flammen auf einem Dreiberg angenommen hatte.

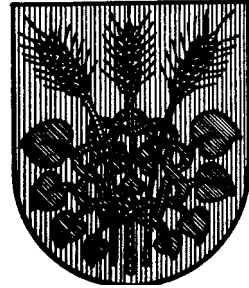
ROGGWIL

In Rot ein grüner Lindenblätterkranz, besteckt mit drei goldenen Roggenähren.

Das heutige Roggwiler Wappen entstand aus einer Verbindung von zwei verschiedenen Wapenelementen: dem Blätterkranz-Motiv aus dem 16. Jahrhundert eines Edelgeschlechtes von Roggwil und den Roggenähren als volksetymologischer Deutung des Ortsnamens aus einer Darstellung an der Kirche seit 1777.

Die Genehmigung des heutigen Wappens durch den Gemeinderat am 5. Februar 1945 setzte einer langen Unsicherheit ein Ende. Der Lindenkranz der früh ausgestorbenen Edeln von Roggwil findet sich erstmals in Stumpfs Chronik der Eidgenossenschaft aus dem 16. Jahrhundert.¹ Er wird im «Bernischen Regionen- und Regimentsbuch» von Sinner im 18. Jahrhundert² als grüner Kranz in Silber dargestellt und erhält um 1760 in der Beschreibung in von Mülinens «Schweizerischem Adels-Lexicon» die Form eines Kranzes von Kleeblättern³. In der Sammlung «Mumenthaler»⁴ wird der Kranz quadratisch mit sehr kleinen Blättern, in der Mitte eine Art von Windrädchen. Auch taucht hier noch ein geständertes (achtgeteiltes) Wappen von Rot und von Silber auf, das aber vom Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz⁵ dem 1201 erstmals erwähnten Thurgauer Adelsgeschlecht von Roggwil zugeschrieben wird.

Drei schmale Roggenähren im roten Feld, umgeben von einem grünen Lindenkranz, erscheinen erstmals 1777 in einer Darstellung über der Türe unter dem Turm der Kirche Roggwil. Auf dem Dorfplan in der Roggwiler Chronik von Glur⁶ «Roggwil ca. 1800» erscheint ein der Darstellung von 1777 ähnliches Wappen, aber mit Eichenkranz. Um 1912 zeigt ein Briefkopf des Gemeinderates in Grün drei zusammengebundene, goldene Aehren



(gekreuzt). Noch grösser wird der Artenreichtum mit dem Hinweis des Historisch-Biographischen Lexikons⁷ auf ein Edelgeschlecht von Roggwil mit grünem Kranz von Windenblättern in Silber. Das Stammhaus soll in der Gegend der heutigen Kirche oder am «Freiburgfeld» gestanden haben. Das Geschlecht gehörte zu den ältesten Donatoren von St. Urban, verschwand aber mit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Das Wappen des Dorfes ist dagegen mit drei gebundenen, goldenen Roggenähren in grünem Schild angegeben. Bei Erkundigungen von Fahnenfabriken für eine neue Männerchorfahne stellte sich heraus, dass die Gemeinde das Wappen der Herren von Roggwil (grüner Windenkranz in Silber) nicht wünschte. Am 21. November 1936 genehmigte der Gemeinderat den Lindenblätterkranz mit drei Ähren nach dem Vorbild der Darstellung an der Kirche von 1777.

1944 unterbreitete die Wappenkommission der Gemeinde ein leicht geändertes Wappen — Kranz und Ähren sind etwas grösser als auf dem Wappen von 1936. Am 9. März 1945 genehmigte der Rat die dazugehörige Blasonierung. In der Expo-Fahne von 1964 wurde der Kranz vereinfacht und die Ähren stärker stilisiert, was die Wappenbeschreibung in diesem Fall ohne weiteres zulässt.

¹ Stumpf, 1546, 7. Buch XXXIII. Cap., S. 237 A. 1586, S. 510.

² Sinner, S. 355.

³ A. von Mülinen, S. 743.

⁴ «Mumenthaler», S. 168.

⁵ HBLS, Band V, S. 681.

⁶ Johannes Glur, Valentin Nüesch, Roggwiler Chronik, Langenthal, 1936, S. 537.

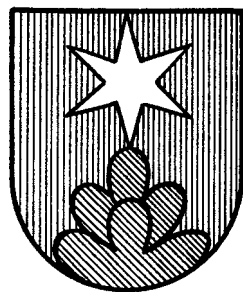
⁷ HBLS, Band V, S. 681.

ROHRBACH

In Rot auf einem grünen Sechsberg ein goldener Stern.

Das 1945 vom Gemeinderat beschlossene Wappen ist das Ergebnis einer langen Reihe von Veränderungen und Beigaben zum ursprünglichen Sechsberg, der auf die historischen Beziehungen zu den Grünenbergern hinweist.

Wohl die älteste Darstellung des Rohrbacher Wappens findet sich aus dem Jahr 1594 am Kanzelhut in der Kirche Rohrbach. Das Wappen zeigt in



einer Malerei auf Holz einen einfachen Sechsberg, begleitet von zwei Bären und einem Reichsadler. 1739 entsteht der Sechsberg nochmals in Holz geschnitzt auf dem Bibelständer in der Kirche. Im «Etat der Fahnen im Ober Ärgöü und Emmenthalischen Bezirk»¹ beschreibt Landmajor Wagner 1760 eine alte Rohrbacher Mannschaftsfahne: «Zu Rohrbach eine alte zerrissene Mannschaft Fahnen mit einem weissen Creüz inzwüschen grünen und weiss geflammete Strichen mit 6 Bergen, und dem Namen Rohrbach de anno. 1681.» Im Fahnenlied von ca. 1750² ist nur noch vom Kreuz die Rede, der Sechsberg ist verschwunden:

«Rorbach unden für Hutwyl leyt
GOtt wöll sie erhalten vor Krieg und Streit
Da sind viel Wäber zu finden
Sie führen ein Fahnen ist blaw und roth
Ein weisses Creutz darinnen
Da sind zween Wäber auff einem Stuhl
Die können gross Gut gewinnen.»

Im späten 18. Jahrhundert taucht der Sechsberg auf einem Abendmahlsbecher von 1797 über einem waagrechten Bach wieder auf. Auf einem Feuer-eimer (Hist. Mus. Bern) enthält ein rotes Schild einen grünen Sechsberg. Im 19. Jahrhundert entstehen neue Formen, und erstmals erscheint der Stern. Zwei Siegel der Gemeinde zeigen je den Sechsberg. Das «Gerichts Siegel von Rohrbach, Oberamt Aarwangen» bringt in blauem Grund einen grünen Sechsberg und einen goldenen Stern³ In den bernischen Adelsverzeichnissen hält sich lange Zeit ein Wappen eines Edelgeschlechtes von Rohrbach. Von Mülinen⁴ gibt es noch 1890 an als von Silber und Schwarz in vier Reihen langgespitzt. (In Silber vier Reihen schwarze Dreiecke.) Das Adelslexikon Albrecht von Mülinens⁵ zeigt das gleiche Bild. Mit schwarzen Dreiecken in Silber und Schwarz und Silber diagonal geschacht (Schachbrettmusterung) sind die Edlen von Rohrbach zweimal bei Sinner⁶ im 18. Jahrhundert verzeichnet. Rätselhaft bleibt die Darstellung des Rohrbacher Wappens bei «Mumenthaler»⁷ aus dem 18. Jahrhundert mit rotem Rechtsschrägbalken in Silber.

Anlass zu genauen Nachforschungen ergab 1927 der Wunsch, das Gemeindewappen auf einer Glocke anzubringen. Zu den bestehenden Varianten stellte Pfarrer Kasser an der Aussenmauer der Kirche bei der Sonnenuhr einen grünen Sechsberg in Silber fest (ohne Datum). Weiter Erkundigungen

ergaben einen Gemeinderatsbeschluss von 1922, wonach folgendes Wappenbild angenommen worden war: in einem waagrecht geteilten Schild, oben Blau mit goldenem Stern und unten Weiss mit grünem Dreiberg (bestehende Scheibe in der Kirche). Dieser Beschluss war auf die Zuschrift einer sogenannten heraldischen Gesellschaft entstanden, in welcher behauptet wurde, dieses Wappen sei durch Nachforschungen begründet. Pfarrer Kasser zweifelte berechtigterweise an der Echtheit der 1922er Fassung und schlug vor, auf die Darstellung eines grünen Sechsberges mit goldenem Stern in einem roten Feld zurückzukommen. Unsicherheit herrschte aber weiterhin. 1941 war Rohrbach an der Bundesfeier in Schwyz mit einem grünen Dreiberg und goldenem, sechsstrahligem Stern in blauem Grund vertreten. 1945 empfahl die Wappenkommission der Gemeinde auf die alte, heraldisch einwandfreie und historisch gut begründete Form am Kanzelhut in der Kirche zurückzukommen. Der Gemeinderat beschloss anders: Am 16. April 1945 nahm er die heutige Blasonierung an.

¹ A. und B. Brückner, Schweizer Fahnenbuch, Zollikofer und Co., St. Gallen, 1942, S. 92.

² NBT, 1895, S. 250.

³ Staatsarchiv Bern, Akten Finanzdirektion No. 4766 31. X. 1832.

⁴ F. von Mülinen, S. 260.

⁵ A. von Mülinen, S. 768 und 788.

⁶ Sinner, S. 340.

⁷ «Mumenthaler», S. 169.

ROHRBACHGRABEN

Gespalten von Silber mit einem zugewendeten schwarzen Bären, und von Grün mit einem silbernen Wellenbalken.

Das Wappen von Rohrbachgraben entstand auf einen Vorschlag des Staatsarchivs aus dem Jahr 1924. Der Bär weist auf die frühere Zugehörigkeit zum Kloster St. Gallen. Der silberne Wellenbalken im grünen Feld versinnbildlicht das Hügellgebiet der Gemeinde, und die Aufteilung des Schildes lehnt sich an das Wappen des Amtsbezirks.

Auf eine Anfrage einer ostschweizerischen Fahnenfabrik über das Gemeindewappen von Rohrbachgraben erkundigte sich Herr Staatsarchivar Kurz beim Gemeinderat über ein eventuell vorhandenes Wappen. Seiner

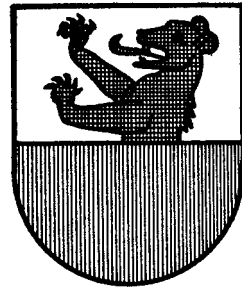


Anfrage legte er zwei Vorschläge bei: den Bären des Klosters von St. Gallen, der wie in Auswil und Leimiswil auf den frühern Besitz des Klosters im Oberaargau hinweist und links den Wellenbalken als Sinnbild des hügeligen Geländes der Gemeinde, das ganze Wappen in seiner Aufteilung dem Wappen von Aarwangen entsprechend. Der zweite Vorschlag enthielt statt des Bären eine grüne Tanne, um auf die Waldungen der Gemeinde hinzuweisen. Der Gemeindeschreiber antwortete, der Rat ziehe die Form mit dem Bären vor, und die Gemeindeversammlung werde demnächst Beschluss fassen. Die Wappenkommission fand 1944 keine weiteren Akten vor und erkundigte sich über einen Gemeindebeschluss. Sie schlug auch vor, den feinen Trennungsstrich zwischen Silberfeld und Silberwellenbalken aus dem Entwurf von 1924 wegzulassen. Die Gemeinde war damit einverstanden und teilte mit, das Wappen sei bereits am 17. März 1924 durch die Gemeindeversammlung anerkannt worden.

RÜTSCHELEN

Geteilt von Silber mit einem wachsenden schwarzen Bären und von Rot.

Der Bär als Wappentier der Gemeinde Rütshelen stammt aus dem Siegel eines Geschlechtes von Rütshelen, welches im 14. Jahrhundert in Burgdorf zu Bedeutung und Ansehen gelangt war.¹



Im Stadtarchiv von Burgdorf ist ein Siegel des Rudolf von Rütshelen an einer mit dem 14. 7. 1346 datierten Urkunde aufbewahrt. Das darin nicht sehr deutlich dargestellte Tier ist sehr wahrscheinlich ein Bär. In einem neueren Glasgemälde in der Kirche Lotzwil steht ein brauner Bär im silbernen Feld für die Gemeinde Rütshelen. Eine Registereintragung in der Wappenkartothek Zesiger im Staatsarchiv gibt das obere Feld mit dem Wappentier in Gold an. Aus diesem Grunde erhielt der Gemeindeschreiber 1928 auf seine Anfrage über das Rütsheler Wappen die Auskunft über ein goldenes Feld. Sein Hinweis auf das silberne Feld und den braunen Bären in der Kirche Lotzwil führte zu einer Klärung. Alte Siegel geben keine Farbe an. Die Gemeinde konnte daher beim silbernen Feld bleiben. Der braune Bär dagegen sollte schwarz dargestellt werden, weil Braun keine heraldische Farbe ist. Der fünfte Band des Historisch-Biographischen Lexikons der

Schweiz² veröffentlichte 1930 das Rütsceler Wappen mit dem Hinweis auf das Siegel der Herren von Rütshelen mit dem etwas schwer zu bestimmenden Wappentier. Die heutige Blasonierung wurde von der Einwohnergemeindeversammlung vom 24. Mai 1945 genehmigt. Sie stellte fest, dass ihr Wappen in einer Scheibe von 1939 in der Kirche von Madiswil in richtigen Farben ausgeführt sei, dass zwei Vereinsfahnen im Dorfe den schwarzen Bären enthielten und auf einer dritten noch ein brauner Bär zu finden sei.

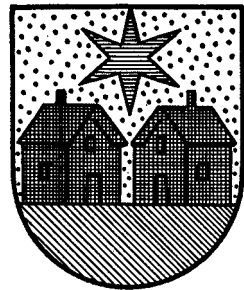
¹ A. von Mülinen, S. 782.

² HBLS, Band V, S. 749.

SCHWARZHÄUSERN

In Gold auf grünem Boden zwei einander zugekehrte schwarze Häuser, überhöht von einem blauen Stern.

Das redende Wappen von Schwarzhäusern stammt aus einer Darstellung auf einem Feuereimer am Ende des 18. Jahrhunderts und versinnbildlicht in einfacher Art den Ortsnamen.



Im kantonalen Zeughaus in Schwyz findet sich unter den bernischen Gemeindefahnen von der Bundesfeier 1941 her auch ein Wappen von Schwarzhäusern. Es zeigt in Gold auf schwarzem Boden zwei einander berührende schwarze Häuser in Vorder- und Seitenansicht, überholt von einem achtstrahligen blauen Stern. Nach einer Prüfung dieser Vorlage auf heraldische Richtigkeit, schlug die Wappenkommission 1945 dem Gemeinderat vor, die Häuser vereinfacht in Vorderansicht und auseinandergerückt ohne den schweren Boden in silbernem oder goldenem Grund darzustellen. Der achtstrahlige, blaue Stern sollte einem roten, sechsstrahligen Gestirn Platz machen. Der Gemeinderat fand nun in eigenen Untersuchungen auf einem Feuereimer von 1798, auf Vereinsfahnen und im Gemeindestempel die beiden Häuser wie vorgeschlagen auseinandergesetzt. Er wünschte wohl eine Vereinfachung des blauen Sterns, nicht aber ein rotes Gestirn. Ob statt des «schweren» schwarzen Bodens dunkelgrün heraldisch richtig wäre? Auch passe die Form der Häuser auf dem Gemeindestempel besser für ein Bauerndorf. Beim vereinfachten Vorschlag komme ein wenig der Eindruck einer Wohnkolonie auf. Nun kennt die heraldische

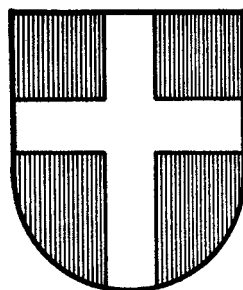
Fachsprache keine Farbabstufungen. In der Blasonierung kann daher nur von grün gesprochen werden, wobei eine mittlere Tönung gemeint ist. Die Zahl der Strahlen eines Sternes wird nur angegeben, wenn sie fünf oder aber mehr als sechs beträgt. Nach dieser Orientierung bildeten sich im Gemeinderat zwei Gruppen. Die eine wünschte bei ihren Vorschlägen zu bleiben, die andere wollte das Bild des Gemeindestempels (mit achtstrahligem Stern, Häuser am Wappenrand, eines ein wenig grösser als das andere) beibehalten. Nach nochmaliger Rücksprache mit dem Staatsarchiv konnte sich der Gemeinderat am 27. Oktober 1945 einstimmig auf die heutige Blasonierung einigen.

THUNSTETTEN

In Rot ein durchgehendes silbernes Hochkreuz.

Das Gemeindegewappen von Thunstetten enthält das Kreuz des Johanniterordens, der um 1192 die Kommende Thunstetten gegründet hat.

In der Ordensregel von 1145 fordert der Johanniterorden von seinen Gliedern in Artikel 30:¹ «... zur Ehre Gottes und seines heiligen Kreuzes auf Kapuzen und Mänteln ein Kreuz zu tragen vor der Brust ...» Die Form des Kreuzes kennt in der Heraldik eine überaus reiche Zahl von Variationen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass frühere Thunstetter Wappen nicht immer die einfache Form des heutigen durchgehenden Hochkreuzes zeigten. Im Sinnerschen Regionen- und Regimentsbuch aus dem 18. Jahrhundert² werden die Edlen von Thunstetten sogar mit einem schwarzen Hifthorn mit goldenem Behänge in Silber angegeben. Dieses Wappen findet sich denn auch in «Mumenthalers»³ Wappensammlung um 1780 neben einem zweiten Wappen mit beschlägeartig doppelt gekerbtem Silberkreuz in rotem Schild. 1912 kam bei Nachforschungen einer ostschweizerischen Fahnenfabrik in Thunstetten der Gebrauch eines Siegels aus dem 19. Jahrhundert mit nicht durchgehendem, leicht geschweiftem Hochkreuz zum Vorschein. Der Gemeinderat führte in einem «vor mehreren Jahren» erstellten Stempel ein Tatzenkreuz. Das neue Wappen in der Kirche dagegen zeigte das durchgehende Hochkreuz, das im gleichen Jahr 1912 für eine andere Fahnenfabrik die Vorlage für die neue Fahne des Schützenvereins abgab. (Mit einem schmalen, goldenen Rand).



Die Wappenkommission stellte 1945 die Uebereinstimmung des Wappens von 1912, das unterdessen auch von der Fahnenfabrik Sigrist in Langenthal übernommen worden war und auch die Gemeinde an der Bundesfeier in Schwyz von 1941 vertreten hatte, mit dem Hoheitszeichen von Savoyen fest. Sie schlug daher der Gemeinde vor, die Form des alten Siegels mit dem silbernen, leicht geschweiften Hochkreuz, oder ein gleichschenkeliges, gekerbtes Kreuz in das amtliche Wappenregister aufnehmen zu lassen. Der Gemeinderat konnte sich mit den seiner Meinung nach unruhig wirkenden Formen nicht befreunden. Er bat, beim einfachen, durchgehenden Johanniterkreuz zu bleiben, das sich nun schon auf Fahnen und Drucksachen befinde. Die Uebereinstimmung mit dem Hoheitszeichen von Savoyen werde praktisch keine Auswirkungen haben, dafür sei die bescheidene Landgemeinde viel zu klein. Damit fand das am 20. Januar 1945 durch den Gemeinderat genehmigte Hochkreuz seine Aufnahme ins amtliche Register.

¹ Arnold Kümmerli, Heimatbuch von Thunstetten, 1. Band, Oberland-Verlag, Interlaken, 1952, S. 213.

² Sinner, S. 354.

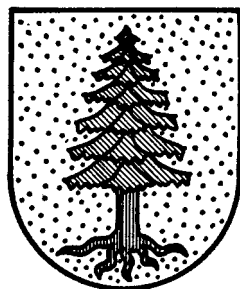
³ «Mumenthaler», S. 205.

UNTERSTECKHOLZ

In Gold eine ausgerissene grüne Tanne mit rotem Stamm.

Das Wappen ist eine Anspielung auf den Namen der Gemeinde. Es dürfte zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden sein.

Ein Untersteckholzer Wappen in Gold mit ausgerissener Tanne von rotem Stamm und Wurzeln auf grünem Grund findet sich in einem Familien-Stammbaum Grogg aus dem Jahr 1931. In einer heute nicht mehr vorhandenen Darstellung in einem Kirchenfenster in Langenthal und an der Bundesfeier in Schwyz von 1941 erschienen Stamm und Wurzeln braun. Weil Braun in der Heraldik nicht als Farbe gebraucht und entweder durch Schwarz oder Rot dargestellt wird, schlug die Wappenkommission 1945 folgende Blasonierung vor: in Gold eine ausgerissene grüne Tanne mit rotem Stamm. Auch der grüne Grund sollte wegfallen, weil ausgerissene Bäume heraldisch freischwebend dargestellt werden. Nachdem der Gemeinderat die vorgesehene Beschrei-

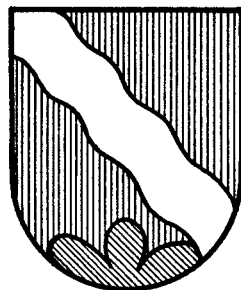


bung des Obersteckholzer Wappens zur Kenntnis genommen hatte und die bisherige Auffassung von braunem Stamm und braunen Wurzeln sowie den überflüssigen Grund den heraldischen Forderungen unterordnete, beschloss er in seiner Sitzung vom 26. Januar 1945 die heutige Blasonierung.

URSENBACH

In Rot über einem grünen Dreiberg ein silberner Rechtsschrägbalken.

Das redende Wappen von Ursenbach ist ein Vorschlag des Staatsarchivs aus dem Jahre 1915 nach Motiven früherer Wappen in einem Kirchenfenster und auf einem Abendmahlskelch in Ursenbach.



Unter den Kirchenfenstern mit Wappen in der Ursenbacher Kirche stellte Pfarrer Hadorn 1914 ein Gemeindewappen von 1876 fest. Es zeigt in einem von Schwarz und Rot geteilten Schild einen silbernen Bach. Auf dem Fussrand eines Abendmahlkelches fand er das Bild eines kleinen Dreibergs im sonst leeren Schild. Er deutete die drei Berge als Sinnbild für drei früher der Gemeinde gehörende Weiden. Veranlasst durch eine Anfrage einer Stempelfabrik in Bern, äusserte sich Staatsarchivar Kurz 1915 zum Ursenbacher Wappen. Er fand den rot-schwarzen Schild unheraldisch (Zusammenstossen zweier Farben) und schlug in einem roten Schild einen silbernen Schrägbach mit blauen Wellen über drei grünen Hügeln vor. Damit habe Ursenbach ein sogenanntes redendes Wappen, das in einfacher Form an den Namen der Gemeinde und deren natürliche Gestaltung erinnere. Auf dem Briefkopf der Gemeinde erschien nun das Gemeindewappen nach dem Vorschlag von 1915.

Weiter in die Vergangenheit als Kirchenfenster und Abendmahlskelch reicht die Beschreibung der Ursenbacher Mannschaftsfahne durch Landmajor Wagner im Jahre 1760 im «Etat der Fahnen im Ober Ärgöü und Emmenthalischen Bezirk»¹: «Ein Mannschaft Fahnen zu Ursebach, rot mit einem grünen Bach, ob dem Bach 3 grüne Bergen, wie alt und wer sie angeschafft, weiss sich niemand zu besinnen, liegt im Wirtshauss in der Gricht-Stuben.»

1944 fand die Wappenkommission, das Ursenbacher Wappen sei in der verbreiteten Form von Dreiberg und Wellenbalken (Bach) nicht charakte-

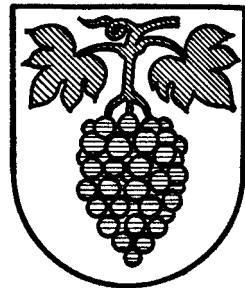
ristisch für die Gemeinde und zudem heraldisch anfechtbar. Sie schlug der Gemeinde ein neues, historisch begründetes Wappen in folgender Form vor: rechtsschräg geteilt von Silber und Schwarz, überdeckt von einem schräg-links gestellten, gestürzten Schlüssel in gewechselten Farben. Die Farbenwahl sollte die heutige Zugehörigkeit zum Amt Aarwangen darstellen, der Schlüssel dagegen an die frühere Zugehörigkeit zum Amt Wangen erinnern. (Bis ins Jahr 1884). Der neue, heraldisch nicht anfechtbare Vorschlag fand aber in Ursenbach keine Zustimmung. Der Gemeinderat stellte fest, dass der Vorschlag des Staatsarchivs von 1915 als Glasscheibe in mehreren Kirchen, bei Privaten, in Stein am Dorfbrunnen und als Stickerei auf verschiedenen Vereinsfahnen Verwendung gefunden habe. «Um einer allgemeinen Verwirrung in dieser Angelegenheit vorzubeugen», sah der Rat in seiner Sitzung vom 11. Mai von einer Aenderung des bestehenden Wappens ab.

¹ A. und B. Brückner, Schweizer Fahnenbuch, Zollikofer und Co., St. Gallen, 1942, S. 92.

WYNAU

In Silber eine blaue Traube an grünem Stiel mit zwei Blättern und einer Ranke.

Die Traube im Wynauer Wappen stammt aus einer Reliefdarstellung aus dem frühen 18. Jahrhundert am Pfarrhaus in Wynau. Sie dürfte eine volksetymologische Deutung des Ortsnamens sein.



Ueber der sorgfältig restaurierten Türe des Wynauer Pfarrhauses ist aus dem Jahr 1706 die älteste bekannte Form des Gemeindewappens erhalten. Links neben dem Familienwappen des Landvogts von Aarwangen, Jeronimus Thormann (Landvogt von 1701—1707), unter dem Bernerwappen, zeigt es in Sandstein drei silberne Trauben ohne Weinlaub in Rot. Die Farben dieser Darstellung waren 1907 laut einer Meldung an Staatsarchivar Türler nicht mehr zu erkennen. Eine Ostschweizer Fahnenfabrik erhielt 1921 von Staatsarchivar Kurz auf ihre Erkundigungen nach dem Relief des Pfarrhauses die Auskunft: in Silber drei blaue Trauben (2 ,1) mit grünen Stielen. In Wynau wünschte man bei der Prüfung dieses Vorschlages aber nur eine Traube, dafür aber etwa ein Rebenblatt. Für die Darstellung des Gemeindewappens auf einem neuen Geläute verlangte W. Gilgien, Lehrer,

1938 die richtige heraldische Form im Staatsarchiv. Er erhielt die Auskunft: in Silber drei (2, 1) blaue grüngestielte Trauben. Ueber die Darstellungsart wurde festgehalten: Heraldische Trauben gibt es nicht im Gegensatz zu gewissen Tierfiguren. Man kann eine Traube mehr stilisiert oder mehr naturalistisch zeichnen, am besten nicht zu viele und zu kleine Beeren. Die Darstellung muss sich nach der Wappenform richten. 1934 brachte die Wappenbeschreibung im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz¹ mit der Blasonierung: «In Silber eine blaue Traube (früher drei) mit Weinlaub», die neue Form mit einer einzigen Traube und Laub, dazu aber noch die Erinnerung an die alte Darstellung. Für die Gemeindefahne an die Bundesfeier in Schwyz von 1941 erkundigte sich das Staatsarchiv beim Gemeinderat nach den Farben des Wynauer Wappens, welches unterdessen mit einer Traube und zwei halbverdeckten Blättern mit einer Ranke auf dem Briefkopf des Gemeinderates erschienen war. Erkundigungen bei Gewährleuten in Wynau ergaben die Form mit einer blauen Traube mit grünem Blatt und grüner Ranke in Silber. Auf den Rat der Wappenkommission, die im Briefkopf wiedergegebene Form zeichnerisch und heraldisch in dem Sinn zu ändern, dass die Traube nicht mehr auf den beiden Blättern aufliege, genehmigte der Gemeinderat am 1. März 1945 die heutige Blasonierung.

¹ HBLS, Band VII, S. 546.

CHRONOLOGISCHE GLIEDERUNG DER GEMEINDEWAPPEN DES AMTSBEZIRKS AARWANGEN

Der Versuch, eine Gruppe von Gemeindewappen nach ihrem Alter zu ordnen, begegnet etlichen Schwierigkeiten. Das erste belegte Auftreten eines Wappens hinkt sicher in vielen Fällen der eigentlichen Entstehung mehr oder weniger lange hinten nach. Wie bei den Ortsnamen mag in älteren Zeiten mit spärlicheren Quellen der Zeitunterschied zwischen der Schöpfung des Namens oder Wappens und dem ersten belegten schriftlichen Erscheinen oft recht gross und von Ort zu Ort unterschiedlich sein. Das weitläufige Quellenstudium, das eine heraldische Forschung verlangt, beschwört zusätzlich immer wieder die Frage, ob der als ältester erkannte Beleg wirklich in den vielen Quellen keine weiteren Vorgänger mehr habe. Im Bewusstsein dieser Schwierigkeiten lassen sich die 25 Wappen des Amtes Aarwangen in vier verschiedene Entstehungsperioden gliedern: alte Wappen

aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, Wappen aus dem 18., Wappen aus dem 19. und jüngere Wappen aus dem 20. Jahrhundert.

Alte Wappen

Aarwangen lässt sich in einem Siegel des Walther von Aarwangen aus dem Jahr 1274 nachweisen. Melchnau erscheint mit dem Wappen der Herren von Grünenberg um 1280 in der Baukeramik des Klosters St. Urban. Auch das Wappen von Aarwangen ist hier festgehalten. Für Lotzwil ist die zeitliche Zuordnung ins 13. Jahrhundert nur durch Schlüsse möglich: Der Wappenlöwe wird in Albrecht von Mülinens Adelslexikon einem Edelgeschlecht von Lotzwil zugeordnet, das aus der Grünenberger Geschichte im Jahr 1259 für Lotzwil nachgewiesen wird. Rütshelen datiert mit der Burgdorfer Urkunde aus dem Jahr 1346 eindeutig im 14. Jahrhundert. Das Johanniterkreuz von Thunstetten taucht als Gemeindezeichen um 1780 in der Wappensammlung «Mumenthaler» auf. Als ursprüngliches Wappenzeichen ist es aber durch die Johanniter Ordensregel schon 1145 belegt.

Wappen des 18. Jahrhunderts

Bannwil und Bleienbach erscheinen je mit einer Wappenscheibe in der Kirche Herzogenbuchsee von 1728. Langenthal erscheint ebenfalls in einer Wappenscheibe der Kirche Herzogenbuchsee von 1728 (noch in Rot und Blau) und in der heutigen Blasonierung im Fahnenlied um 1750 und in Gemeindeakten von 1770. Das ältere, verschwundene Langenthaler Wappen dagegen reicht durch die Erwähnung des Edelgeschlechtes von Langenthal in den Burgunderkriegen ins 15. Jahrhundert zurück. Der Linksmäher von Madiswil erscheint 1737 in einer Wappenscheibe in der Kirche Melchnau und um 1750 im Fahnenlied. Das heutige Roggwiler Wappen entstand 1777 in der Darstellung über dem Kircheneingang. Das Blätterkranz-Motiv allein geht auf eine Darstellung in der Schweizerchronik von Stumpf aus dem Jahr 1546 zurück. Die Wynauer Rebe ist erstmals zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Reliefdarstellung über dem Pfarrhauseingang 1706 belegt. Schwarzhäusern entnimmt sein Wappen einem Feueimer von 1798 am Ende des Jahrhunderts.

Wappen des 19. Jahrhunderts

Im 19. Jahrhundert lassen sich Busswil und Gondiswil auf der grossen Glocke von 1836 in der Kirche Melchnau und Kleindietwil auf Feuerlöschgeräten von 1823 nachweisen. Rohrbach belegt Sechsberg und Stern sicher seit 1832. Der Sechsberg allein (am Kanzelhut in der Kirche) geht auf das Ende des 16. Jahrhunderts zurück.

Wappen des 20. Jahrhunderts

Neun Wappen sind Schöpfungen der jüngsten Zeit. Sie entstanden meist aus einem übernommenen Vorschlag des Staatsarchivars Gottlieb Kurz (Bernischer Staatsarchivar von 1914—1936). Ursenbach 1915 (zwei heute nicht mehr gebrauchte Gemeindewappen stammen aus dem 19., eines aus dem 18. Jahrhundert), Reisiswil 1923 (frühere Wappen auf der grossen Melchnauer Glocke von 1836 und auf Feuerlöschgeräten), Rohrbachgraben 1924, Leimiswil und Auswil 1927, Oeschenbach 1927 und 1933, Obersteckholz 1928, Untersteckholz 1931 und die heutige Blasonierung des Gutenburger Wappens 1945.

NATIONALSTRASSE NR. 1 GENÈVE-ROMANSHORN, TEILSTÜCK IM BERNISCHEN BIPPERAMT

ERNST STUDER

Nachdem die N1 vom Wankdorf in Bern bis zur Kantonsgrenze Solothurn bei Koppigen zum Teil fertig erstellt, zum Teil im Bau war, schrieb der Oberingenieur für Autobahnbau des Kantons Bern das letzte Teilstück auf Bernerboden, das im Bipperamt liegt, aus. — Da der Firma Losinger + Co. AG, Burgdorf, zufolge Beendigung der Erdarbeiten auf dem Teilstück Schönbühl—Koppigen, das gesamte Erdbau-Inventar, sowie das Aufsichtspersonal und die erforderlichen Spezialarbeiter zur Verfügung standen, konnte sie eine sehr günstige Offerte einreichen, so dass es der Baudirektion des Kantons Bern im Einvernehmen mit dem Eidg. Amt für Strassen- und Flussbau möglich war, ihr auch dieses Teilstück von 9 km Länge zur Ausführung zu übertragen.

Diese 9 km liegen in einer typischen Endmoränenlandschaft mit welligen Hügeln, mit von früheren Flussläufen angeschnittenen steilen Rändern und mit einer recht flachen Ebene bei Niederbipp, die bei Oensingen in das solothurnische Gäu übergeht. Die Teilstrecke «Bipperamt» der N1 berührt vier politische Gemeinden: auf dem rechten Aareufer die Gemeinde Wangen a. A.; auf dem linken Ufer das Gebiet von Wiedlisbach, Ober- und Niederbipp. Die Linienführung dieses Teilstückes der N1 war einerseits bestimmt durch den Aareübergang und andererseits durch die beiden Anschlüsse Wangen nach Herzogenbuchsee und Solothurn, sowie denjenigen in Niederbipp für den Verkehr von und nach Langenthal.

Das Detailprojekt wurde durch das Bureau für Autobahnbau erstellt unter Beizug von privaten Ingenieurbüros für die verschiedenen Brückenbauten.

Bereits im Winter 1962/63 wurde mit dem Bau der Aarebrücke als grösstem Objekt begonnen, und anschliessend wurden alle übrigen kleineren Brücken in Angriff genommen. Die Ausschreibung der Erd-, Entwässer-



Aarelandschaft bei Hofwilen vor Nationalstrassenbau. Foto Walter Studer, Bern

rungs- und Pianiearbeiten erfolgte im Frühjahr 1963 und die Arbeitsvergebung an die Bauunternehmung Losinger + Co. AG, Burgdorf, am 6. Juni 1963. (Offertsumme Fr. 13 756 313.—). Bereits am 17. Juni 1963 wurde mit dem Installieren der Baustelle begonnen. — Wichtig ist zu erwähnen, dass der Bau von Autobahnen nicht zu vergleichen ist mit dem Strassenbau im Allgemeinen oder mit der Erstellung von Flugpisten. Während der Ausführung des ersten Teilstückes der N1, der sog. Grauholzstrasse, mussten Unternehmung und Bauleitung eine richtige und teilweise sehr kostspielige Lehrzeit absolvieren, die uns aber auch Gelegenheit bot, Erfahrungen zu sammeln, die uns beim letzten Teilstück auf Bernerboden im Bipperamt zu Nutzen kamen. Den grössten Einfluss auf die Leistungen und damit auf Einhaltung der vorgeschriebenen Termine hat das Wetter. Festzuhalten ist, dass man beim Autobahnbau mit den modernen, sehr schweren Geräten nur bei relativ trockener Witterung arbeiten kann. Bei der Aufstellung des Bauprogrammes muss die Unternehmung von sich aus eine Annahme treffen, wie viele Schönwettertage sie pro Monat in ihre Berechnungen aufnehmen will. Der finanzielle Erfolg oder Misserfolg hängt weitgehend von der Richtigkeit dieser Annahme ab. Hat die Unternehmung die Anzahl der Arbeitstage festgelegt, kann sie nur noch wünschen und hoffen, dass der Herrgott ein Einsehen hat. — Für die Ausführung von so umfangreichen Arbeiten, die sich auf 9 km verteilen, braucht es eine bis in alle Details studierte Organisation, an die sich die eingesetzten Bauführer strikte halten müssen, wenn sich der aufgestellte Zeitplan bewähren soll. Zur Planung, Ueberwachung, Absteckung, Ausmessung, Abrechnung und Kostenkontrolle war im Bipperamt folgender Stab eingesetzt: 1 Bauleiter, 5 Bauführer, 3 Hilfsbauführer, 1 Vermessungs-Ingenieur, 2 Mann im Rapportbureau und für die Kostenkontrolle, 1 Maschinentechniker und 2—3 kaufmännische Angestellte. Für die Ausführung der Arbeiten standen 80 Mann im Einsatz.

Ab Mitte Juli 1963 bis Mitte Dezember 1965 wurden auf den 9 km Autobahn im Bipperamt folgende Kubaturen verarbeitet:

| | | |
|----------------------------------|---|---|
| 1. Rodungsarbeiten | = | 40 000 m ² |
| 2. Abtrag von Humus und Walderde | = | 190 000 m ³ |
| 3. Andecken von Humus | = | 200 000 m ² |
| 4. Gesamtabtrag: | | |
| In Einschnitten | = | 600 000 m ³ |
| Aus Seitenentnahmen | = | <u>590 000 m³</u> = 1 190 000 m ³ |

| | | | |
|----------------------------------|---|-----------------------------|----------------------------|
| 5. Aufträge: | | | |
| Dammkubatur | = | 720 000 m ³ | |
| In Deponien geführt | = | 385 000 m ³ | |
| Torf | = | <u>85 000 m³</u> | = 1 190 000 m ³ |
| 6. Aushub für Kanalisationen | | | = 60 000 m ³ |
| 7. Verlegen von Zementröhren | | | = 27 000 m' |
| 8. Erdplanum | | | = 170 000 m ² |
| 9. Böschungsplanum | | | = 150 000 m ² |
| 10. Foundationsschichten | | | = 160 000 m ³ |
| 11. Strassenplanie | | | = 200 000 m ² |
| 12. Erstellen von Unterführungen | | | = 4 Stk. |

Für die Bewältigung dieser Arbeiten benötigten wir einen Gerätepark im Wert von *ca. 14 000 000.— Franken*. Die sich im Einsatz befindenden Grossgeräte wiesen eine Kraft von *ca. 10 000 PS* auf. *Es stunden somit pro Mann und Stunde im Mittel 100—140 PS zur Verfügung.*

Der zeitliche und mengenmässige Ablauf der Erdarbeiten entsprach, bis auf das Schütten des Dammes auf der rechten Aareseite im Anschluss an die Brücke, dem Bauprogramm. Die Ursache, dass dieser Damm von total 70 000 m³ nicht zeitgerecht geschüttet werden konnte, war nicht etwa das Wetter oder der Mangel an Geräten, sondern die Verspätung beim Bau der Aarebrücke zufolge Foundationsschwierigkeiten und dem sehr kalten Winter 1962/63. Gemäss Bauprogramm hätte eine Fahrbahnhälfte am 1. Mai 1964 der Erdbaufirma für die Transporte des Auffüllmaterials zur Verfügung stehen sollen, was jedoch erst am 24. September 1964, also kurz vor Saisonende, der Fall war. Diese Verspätung und das sehr nasse Frühjahr 1965 bewirkten eine Blockierung des gesamten Geräteparkes während mehr als fünf Monaten.

Die Materialien, die zur Schüttung verwendet wurden, wiesen fast durchwegs einen zu hohen Wassergehalt auf, so dass einer setzungsfreien Verdichtung alle Aufmerksamkeit geschenkt werden musste. Das Material wurde deshalb in Schichten von 30 bis 50 cm Stärke eingebaut, und es musste mit pedantischer Ausdauer dafür gesorgt werden, dass täglich bei Arbeitsschluss die Oberflächen mit einem Quergefälle von 4—6 Prozent abgewalzt wurden, damit allfälliges Niederschlagswasser abfliessen konnte und nicht zu tief in die Schüttungen eindrang. Der Erfolg einer Erdbaustelle hängt weitgehend von der konsequenten Befolgung solcher elemen-



Landschaft bei Wangen an der Aare. Foto Walter Studer, Bern

tarer Regeln ab, die den ausführenden Maschinisten und Spezialarbeitern aufgezungen werden müssen. — Das wichtigste Teilstück aller Schüttungen war der Damm im Wiedlisbachermoos mit einer Kubatur von rund 250 000 m³. Vorgängig der eigentlichen Dammschüttung wurde, um Setzungen möglichst zu vermeiden, das nicht tragfähige anstehende Material (wie Torf und Seekreide) von 1—4 m' Stärke, im Grundwasser liegend, bis auf die Kiesgrundlage ausgebaggert und seitwärts deponiert. Im Anschluss an diese Ausbaggerung erfolgte die Schüttung des Dammfusses mit Kies bis 1,00 m' über dem Grundwasserspiegel. Dank dem guten Wetter im Sommer und Herbst 1964 war es möglich, den Damm mit dem Abtrag aus dem Aarebord, einem schwach tonigen Silt mit einem Wassergehalt von 8,6—23,4% (im Mittel 11,1%), einzubauen. Ein Befahren des geschütteten Dammes mit Scrapern war nicht immer möglich, so dass im Dammkörper selbst Baustrassen, mit aus dem Aushub gewonnenen Kies, geschüttet werden mussten. Ueber diese Baustrassen konnte dann der Aushub antransportiert und mit Bulldozern verteilt, eingebaut und verdichtet werden. Bei anderen Dämmen wurde das zu schüttende Material teils schon im Abtrag, teils im Auftrag mittelst einer Scheibenegge gepflügt und aufgelockert, damit es besser durchlüftet wurde, um den Wassergehalt herabsetzen zu können. Der Damm rechts der Aare, von der Kantonsgrenze Solothurn bis zur Aarebrücke, wurde infolge zu hohen Wassergehaltes des Abtragmaterials vom Aarebord mit Weisskalk stabilisiert. Die Unternehmung installierte eine Siloanlage von 150 Tonnen Kapazität. Der Kalk wurde mit zwei Ammannmischern verteilt und mit der Scheibenegge in sechs Durchgängen eingemischt. Die ersten vier Durchgänge erfolgten unmittelbar nach der Streuung, der fünfte eine halbe Stunde später und der letzte unmittelbar vor der Verdichtung, nicht aber früher als zwei Stunden nach dem Einstreuen des Kalkes. Die Kalkdosierung lag zwischen 6—8 kg/m³, bzw. 30—40 kg/m³. Während die maximale Stabilisationsleistung bei ca. 3000 m³ pro Tag lag, vermochten die Scraper bis 6000 m³ Material herbeizuschaffen. Die Materialschichten wurden in einer Stärke von 30—40 cm aufgebracht, aber nur die obersten 20 cm wurden durch die Stabilisation erfasst. Mit diesem Bauvorgang war es möglich, an Schönwettertagen die maximal mögliche Abtragsmenge zu verarbeiten.

Das erforderliche Kiesmaterial für die Foundationsschicht der Fahrbahn wurde aus mehreren Gruben, d.h. Seitenentnahmen, gewonnen. Der Abbau des Kieses erfolgte weitgehend mit Ladeschaufeln und der Transpor zu den

Verwendungsstellen mittelst Euclid und Lastwagen. Das Einbauen des Kie-
ses wurde in zwei Phasen ausgeführt. In einer ersten Phase wurde eine Stras-
se von ca. 5,00 m' Breite und einer Stärke von 50—70 cm geschüttet und
das Kies mit leichten Planiegeräten verteilt, anschliessend mit Mehrplatten-
vibratoren und Pneuwalzen verdichtet. Der Einbau der zweiter Kofferlage
erfolgte im gleichen Sinn. Nach dem Einbau und Verdichten des Koffers
wurde die Rohplanie ausgeführt und anschliessend durch die Unterneh-
mung, die den Oberbau ausführte, die Randabschlüsse versetzt. Nachdem
diese Abschlüsse erstellt waren, konnten wir die Reinplanie der Fahrbahnen,
als Unterlage für den Belag, ausführen.

Mit diesen Ausführungen habe ich nur skizzenhaft den Bauvorgang der
N1 im Bipperramt erläutert. Man könnte, wenn man vom Beginn der Pla-
nung inkl. Landerwerb, Einsprachen usw. usw. bis zur Eröffnung der Auto-
bahn im Detail berichten möchte, ein ziemlich dickes Buch schreiben, aber
das war ja nicht meine Aufgabe. Bemerken möchte ich noch, dass ein Un-
ternehmer bei der Ausführung von Autobahnen viel Freude, aber auch Sor-
gen erlebt; aber am Schluss vergisst man die Sorgen und freut sich am ge-
lungenen Werk.

*

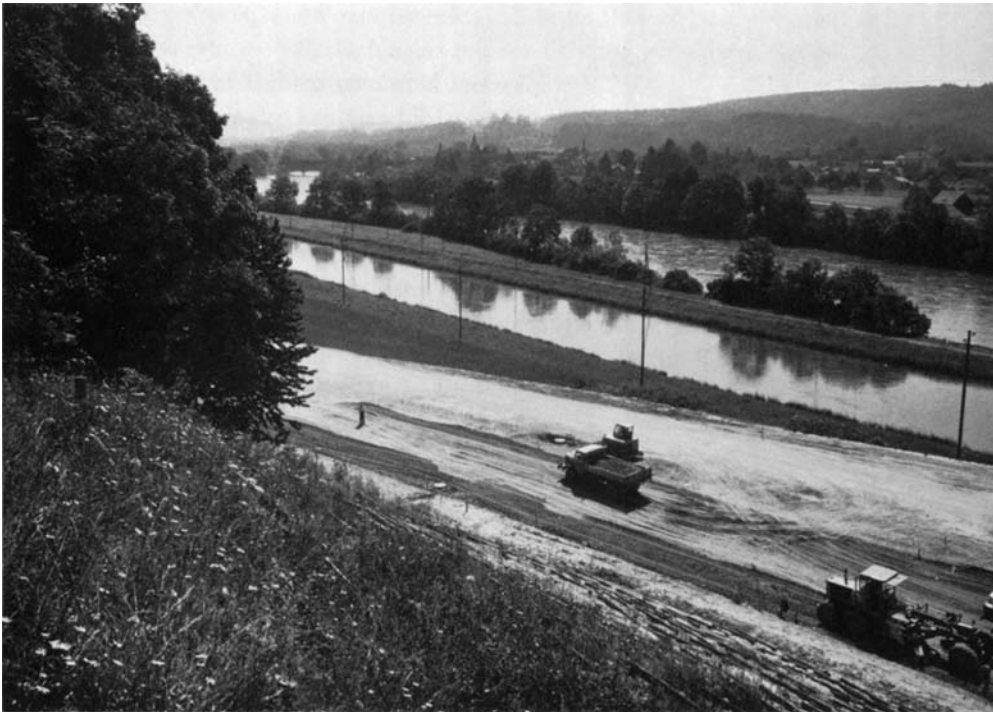
Es wird viel, ja nur zu viel über unseren Nationalstrassenbau geschrieben
und besonders von Seiten der Kritiker, doch wurde noch von keiner Seite ein
positiver Vorschlag unterbreitet, wie man es anders, besser machen könnte.
Alle Kritiker, die sich über den zu späten Beginn oder über das Tempo im
Nationalstrassenbau beklagen, — seien es die am Strassenbau interessierten
Verbände, seien es Kantonsregierungen, Politiker, Journalisten oder andere
Zeitungsschreiber — vergessen immer wieder, welch' gewaltige Vorarbeiten
notwendig waren, bis das grüne Licht zum Beginn unseres Nationalstrassen-
baues freigegeben werden konnte. Man vergisst aber auch, dass wir eine fö-
deralistische Demokratie sind, mit 25 souveränen Kantonen und Halbkant-
onen, bei denen die Strassenhoheit liegt.

Ich hatte als ehemaliger Parlamentarier während vier Jahren Gelegenheit,
in allen vorberatenden Kommissionen mitzuarbeiten. Bis man mit der Pla-
nung beginnen konnte, brauchte es eine Verfassungsänderung, zwei referen-
dumspflichtige Bundesbeschlüsse, ein Bundesgesetz und ein Bundesver-
sammlungsbeschluss. Gegen den einen Bundesbeschluss wurde vom Tou-
ring-Club der Schweiz das Referendum ergriffen, was zur Folge hatte, dass



Bau der Autobahnbrücke Wangen ob Stauwehr Hofuhren. Flugaufnahme Kurt Blum

Autobahn-Trasse zwischen Brücke und Moos.



ein Jahr verloren ging. Erst nach der Sommersession der eidgenössischen Räte 1960 war für die Projektierung der Nationalstrassen die Bahn frei.

Bis Ende 1965 waren am Nationalstrassenbau ausgeführt und dem Betrieb übergeben:

| | |
|------------------------------|---------------------|
| I. Kl. Strassen (Autobahnen) | ca. 100 km oder 14% |
| II. Kl. Strassen | ca. 90 km oder 14% |
| III. Kl. Strassen | ca. 105 km oder 14% |
| Total | ca. 295 km |

Im Bau befanden sich 211 km. Es wurden somit in knapp 3½ Jahren gewaltige Leistungen vollbracht. Zu erwähnen ist allerdings, dass für die Autobahn Genf—Lausanne (ca. 70 km) schon in der März-Session 1960 durch die eidgenössischen Räte die erforderlichen Kredite bewilligt wurden, damit die Eröffnung auf den Beginn der Landesausstellung April 1964 erfolgen könne. Mit der Ausführung der Grauholzstrasse (erstes Teilstück der N1 auf Bernerboden) wurde auf eigenes Risiko des Kantons Bern bereits im Sommer 1959 begonnen, obwohl der Bundesbeitrag noch nicht festgelegt war. Auch wenn man den frühen Beginn dieser beiden Autobahn-Teilstücke der N1 berücksichtigt, wurde in der kurzen Zeit eine wirklich beachtenswerte Arbeit geleistet, wenn man bedenkt, dass keine Projekte, nicht einmal generelle, vorlagen. — Wir dürfen uns mit der Leistung auf diesem Gebiet mit unseren Nachbarländern sehr wohl messen.

Zufolge der Dringlichkeit verschiedener Teilstücke und nicht zuletzt wegen der Strassenhoheit der Kantone konnte mit der Ausführung der Autobahnen nicht in Genf oder Chiasso begonnen und in einem Zuge nach Romanshorn oder Basel gebaut werden. Es musste Rücksicht genommen werden auf die getroffenen Vorarbeiten, wie Landerwerb, Güterzusammenlegungen etc. und natürlich auch auf den Stand der Ausführungsprojekte, denn ohne Pläne kann man nicht bauen. Dann spielte auch die Finanzierung eine gewichtige Rolle, denn, wenn auch der Bund 75—92% der Kosten trägt, müssen die Kantone bei diesen Milliarden-Projekten doch noch ganz wesentliche Beiträge leisten.

Nun, wie ich schon erwähnt habe, es wurde trotz vielen Schwierigkeiten in relativ kurzer Zeit viel, ja sehr viel gebaut.

Es ist wichtig zu erwähnen, dass unser Nationalstrassennetz aus einer vorausschauenden, verkehrspolitischen und technischen Gesamtkonzeption

entworfen worden ist. Es ist der Wille des Schweizervolkes, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Wer über die bereits fertigen Strecken unserer Autobahnen fährt, wer auf den zahlreichen Baustellen, auf denen mit einem geradezu imponierenden Gerätepark nach den neuesten Methoden der Strassenbautechnik gearbeitet wird, einen Augenschein nimmt, wer die grossartigen und kühnen Brückenbauten unserer Nationalstrassen und die grossen Tunnelbauten im Innern der Berge verfolgt, der wird beeindruckt sein von dem, was in unserem Land in kurzer Zeit im Nationalstrassenbau geleistet wurde. In wenigen Jahren werden sich die fertigen und die im Bau befindlichen Teilstrecken zu einem homogenen Ganzen zusammengefügt haben. Dass diese Werke nun wesentlich mehr kosten werden als auf Grund früherer, ungenügender Unterlagen geglaubt worden ist, wird zwar zeigen, dass in der weiteren Verwirklichung wohlüberlegt vorgegangen und dass ihr Tempo unseren finanziellen Möglichkeiten angepasst werden muss. Die Aufgabe an sich wird aber sicher von niemandem in Frage gestellt. Ich persönlich bin überzeugt, dass die Schweiz eines der schönsten und besten Strassennetze Europas erhalten wird, sowohl in Bezug auf die Linienführung, wie auf die solide fachmännische Ausführung und die wohlüberlegte Einfügung in unsere Landschaft. — Freuen wir uns also gemeinsam, dass unsere Generation dieses ganze Werk zu Nutz und Frommen von Land und Volk ausführen darf, und denken wir daher erneut an die vor mehr als einem Jahrhundert geprägten Worte:

«Das beste Wahrzeichen für die Kultur eines Volkes
ist die Strasse;
der Reichtum an guten Strassen ist das beste Mass
des erreichten Grades der Kultur.»

AUTOBAHN-ERÖFFNUNG N1 IM ABSCHNITT RECHERSWIL—OENSINGEN

KARL H. FLATT

Mit Donnerstag, den 26. Mai 1966, war der langersehnte Tag gekommen, da das 21 km lange bernisch-solothurnische Teilstück der N1 von Recherswil bis Oensingen dem Verkehr übergeben werden konnte. In Anwesenheit von Dr. Robert Ruckli, Direktor des Eidg. Amtes für Strassen- und Flussbau, und einer Schar von über 400 geladenen Gästen übergab der bernische Baudirektor, Regierungsrat Henri Huber, seinem solothurnischen Kollegen, Regierungsrat Dr. Hans Erzer, die Schere: um 17.35 fiel das trennende Band, und der Verkehr begann beidseits zu rollen. Einmal mehr hatte enge Zusammenarbeit zwischen Solothurn und Bern zum erfreulichen Erfolg geführt, der denn auch gemeinsam gebührend gefeiert wurde.

«Vom Abschnitt Bern–Zürich der N1 sind nun bereits 43 Prozent fertiggestellt und ein weiteres Drittel steht im Bau. Die nun zur Verfügung stehende Autobahnstrecke Bern–Oensingen dient einerseits dem Verkehr nach Basel, andererseits dem Verkehr nach den im Bereiche der Anschlusswerke liegenden Gebieten»: von Niederbipp nach Aarwangen–Langenthal, von Wangen–Wiedlisbach in den Unterleberberg, ins Bipperramt, nach Herzogenbuchsee, von Kriegstetten ins Wasseramt und nach Solothurn. «Für die Reise nach Zürich sollte die N1 auch in Zukunft (bis Frühjahr 1967: Eröffnung der Teilstrecke Oensingen–Lenzburg) in Kirchberg zugunsten der bisherigen Hauptstrasse Nr. 1 verlassen werden, da die Ortsdurchfahrten in Olten und Aarau zuwenig leistungsfähig sind, um überhaupt noch zusätzlichen Verkehr zu meistern.»

«Beim Erdbau wurden auf den rund 9 km des bernischen Abschnittes an die 1,2 Mio Kubikmeter Erde verschoben. Grösstes Bauwerk auf bernischem Boden ist die grosse Aarebrücke beim Stauwehr Hofuhren mit leicht gekrümmter Achse und rund 200 m Länge. Daneben wurden zahlreiche kleinere Brücken, namentlich im Bereich der Anschlüsse erstellt, die insgesamt

2,5 Mio Franken erforderten; die Aarebrücke ihrerseits kostete 5,1 Mio Franken. Auf bernischem Boden erforderte der Landerwerb einschliesslich Anteilen an die Güterzusammenlegungen pro Kilometer 440 000 Franken. Die Gesamtanlagekosten erreichen pro Kilometer Nationalstrasse im Bipperamt 4,3 Mio Franken.» Zusätzliche Schwierigkeiten ergaben sich im solothurnischen Wasseramt wegen des hohen Grundwasserspiegels: fünf Pumpwerke fördern das Oberflächenwasser weg. «Die Kosten liegen deshalb auf Solothurner Boden mit 7,15 Mio Franken pro Kilometer wesentlich höher, nicht zuletzt auch darum, weil für den Landerwerb pro Kilometer 850 000 Franken aufgewendet werden mussten. Zwischen Koppigen und der Ausfahrt in der Klus bei Oensingen liegen nicht weniger als 35 Kunstbauten.»

Wangen und das Bipperamt, in Randlage des Kantons Bern, sind froh, dank der N1 eine neue, direkte Verbindung mit der Hauptstadt erhalten zu haben.

«Der Bund», Nr. 203, 204, 205 vom 26./27. und 29. Mai 1966.

«Solothurner Zeitung» vom 27. Mai 1966.

TÄTIGKEITSBERICHT 1965 DER HEIMATSCHUTZGRUPPE OBERRAARGAU

VALENTIN BINGGELI UND ULRICH KUHN

Der in vorangehenden Jahresberichten erwähnte Hälblig-Speicher von 1585 in Seeberg konnte mittels Beiträgen der Migros-Genossenschaft erworben werden. Dieselbe hat ihre volle Unterstützung bei Versetzung und Renovation zugesichert, wofür wir ihr zu grossem Dank verpflichtet sind.

Die rege Arbeitsgruppe junger Attiswiler, je und je mit dem Heimatschutz Oberraargau treu verbunden, hat nach jahrelangen Vorarbeiten ihr Ortsmuseum in einem der Heidenstöcke eröffnen können, wozu unsere Gruppe in spontaner Freude die besten Glückwünsche und einen Geldbeitrag sandte.

Nachdem die Konzessionsbewilligung für das Kraftwerk Neubannwil erfolgt ist, wird in diesem Zusammenhang die auf dem Fuss folgende Sorge «Aareschiffahrt» heissen. Im Verein mit der ASA (Arbeitsgemeinschaft zum Schutze der Aare) haben wir uns weiterhin einzusetzen für die Gesunderhaltung, für Antlitz und Seele dieser Flusslandschaft. Gerade gegenwärtig werden ihr erste schwere Wunden geschlagen mit den Rodungen der Uferwälder an unserer einzigartigen oberraargauischen Laufstrecke.

Wir haben eine Reihe künftiger Möglichkeiten für Naturschutzgebiete unseres Landesteils ins Auge gefasst: Teile der Wässermatten an der Langete, jene für unser Tal charakteristische poetische Landschaft, die leider stark in Abgang begriffen ist, was sich auch in Bezug auf die Speisung der Grundwasser nachteilig auswirken dürfte; dann denken wir an die einsame Ursprünglichkeit des untern Oenztäldchens, des Mutzbaches, an das Brunnmattgebiet zwischen Mumenthal und Roggwil, ans untere Rothtal, an das eindruckliche Findlingsgebiet Steinenberg/Seeberg.

Leider hat die Kampagne zur Sanierung der Verhältnisse am und im Gondiswiler Weiher vorläufig nicht weitergeführt werden können, trotz dem uneigennütigen Helferwillen junger Leute aus der Gegend. Ueber die Frage des Jagdbanns wird unter Umständen dennoch und getrennt davon befunden werden, zumindest dürften aber gewisse Bedingungen daran geknüpft werden.

Der 8. Band des «Oberaargauer Jahrbuchs» brachte innerhalb eines guten Dutzends heimatkundlicher Beiträge traditionsgemäss unsern Tätigkeitsbericht, überdies einen Artikel über «Die geschützten Naturdenkmäler des Oberaargaus», den der Naturschutzverband des Kantons Bern allen oberaargauischen Behörden und Lehrern zukommen lässt. Er darf für diese direkte und indirekte Unterstützung unseres Dankes gewiss sein.

Vorstandssitzungen wie das Jahresbott der Gruppe in Niederbipp standen unter Leitung des interimistischen Obmanns Dr. med. R. Obrecht, Wiedlisbach, dem dafür der beste Dank ausgesprochen wurde. Glücklicherweise konnte für die vorläufige Weiterführung des Obmannamtes eine geeignete Persönlichkeit in P. Gygax, Langenthal, unserem langjährigen Kassier, gefunden werden. Als neues Vorstandsmitglied wurde A. Gygax, Attiswil gewählt.

Der Vorstand liess sich an einer Sondersitzung durch Herrn a. Bauverwalter B. Eggspühler, Langenthal, über Probleme, bisherige und künftige Arbeiten der Regional- und Ortsplanung orientieren. Vor allem wurden anhand vieler aktueller Fragen unserer Gegend (Nationalstrassen, Umfahrungsstrassen, Erholungsgebiete, Kehrlichtbeseitigung, Wasserbeschaffung, Abwasserreinigung, Gasverbundleitung, Pipeline Belfort—Schötz, Schulen, Spitäler etc.) die Verhältnisse und Bedürfnisse unseres problemreichen Landesteils diskutiert. In nächster Zeit muss dringend eine entsprechende regionale Organisation ins Leben gerufen werden.

Bericht des Bauberaters

Attiswil. Der Ortsverein hat in einem mehrere hundert Jahre alten Heidenstock ein hübsches Ortsmuseum angelegt, das noch weiter ausgebaut werden soll. Einstweilen dient das Obergeschoss der Ausstellung; sie soll im Erdgeschoss, das noch ausgebaut wird, ergänzt werden. Der Bauberater erteilte Ratschläge für bauliche Massnahmen und für die Fassadenrenovation.

Bettenhausen. Ein der Familie Ingold gehörender Speicher soll renoviert und gleichzeitig etwas von der Hauptstrasse abgerückt werden. Da wegen der Plazierung gewisse Schwierigkeiten aufgetreten sind, wird sich die Beratung des Heimatschutzes zur Hauptsache auf das Jahr 1966 erstrecken.

Gondiswil. Alte Mühle: Beratung der Familie Anliker über die Renovation der Fassaden, besonders der Giebelfassade. Dieses ca. 250 Jahre alte Haus kann mit relativ einfachen Mitteln zu besserer Geltung gebracht werden.

Huttwil. Neubau Schulze, Elektrikergeschäft: Dieser Bau bedingt leider den Abbruch des sog. Schlössli, eines nettes Baues mit Giebelründi aus vergangener Zeit, der aber in seiner heutigen Umgebung verloren wirkt und als Geschäftshaus ganz und gar ungeeignet ist. Der Heimatschutz hatte gegen das Verschwinden dieses Gebäudes keine wirksamen Argumente, konnte jedoch im Einsprache- und Einigungsverfahren einige formale Verbesserungen am Neubauprojekt erzielen, besonders die Anbringung eines Dachvorsprungs. Dabei durfte er die Mitwirkung des lokalen Verschönerungsvereins erfahren.

Ferner hatte sich der Heimatschutz mit dem Projekt eines neuen Quartiers südwestlich des Friedhofes zu befassen, dem wegen der vorgesehenen Flachdachbauten eine gewisse Opposition aus der Huttwiler Bevölkerung erwachsen war. Ein Augenschein ergab, dass eine einheitliche Bebauung dieses am Rande des Baugebietes gelegenen Areals mit Flachdachbauten nicht störend wirkt und gestattet werden kann, wobei der Bauverwaltung gewisse Empfehlungen zur Wahrung der Einheitlichkeit gegeben wurden.

Juchten/Ochlenberg. Mutzgraben: Dieses im Randgebiet der Heimatschutzgruppen Burgdorf und Oberaargau gelegene, wilde und beinahe unbewohnte Tälchen wird durch Altmaterial- und Unrat-Deponien zunehmend mitgenommen. Es wird die Frage geprüft, ob es allenfalls zu einem Naturreservat ausgestaltet werden könnte. Die Eignung dazu wäre sicher vorhanden. Damit wäre auch die Frage der Reinhaltung zu einem wesentlichen Teil gelöst, besonders auf weite Sicht.

Madiswil. Bauernhaus Jakob Ammann: Dieses wohl aus dem 16. Jahrhundert stammende Bauernhaus mit Hochstudkonstruktion und Rauchküche kann nach dem Tode des Besitzers in seiner bisherigen Form nicht weiter bestehen. Die Frage eines Umbaues und einer zeitgemässen Renovation wurde nach seinen verschiedenen Möglichkeiten untersucht und hierzu auch Herr Christian Rubi von der Kantonalen Landwirtschaftsdirektion zugezogen. Der grossen Kosten und aller Problematik eines Umbaues we-

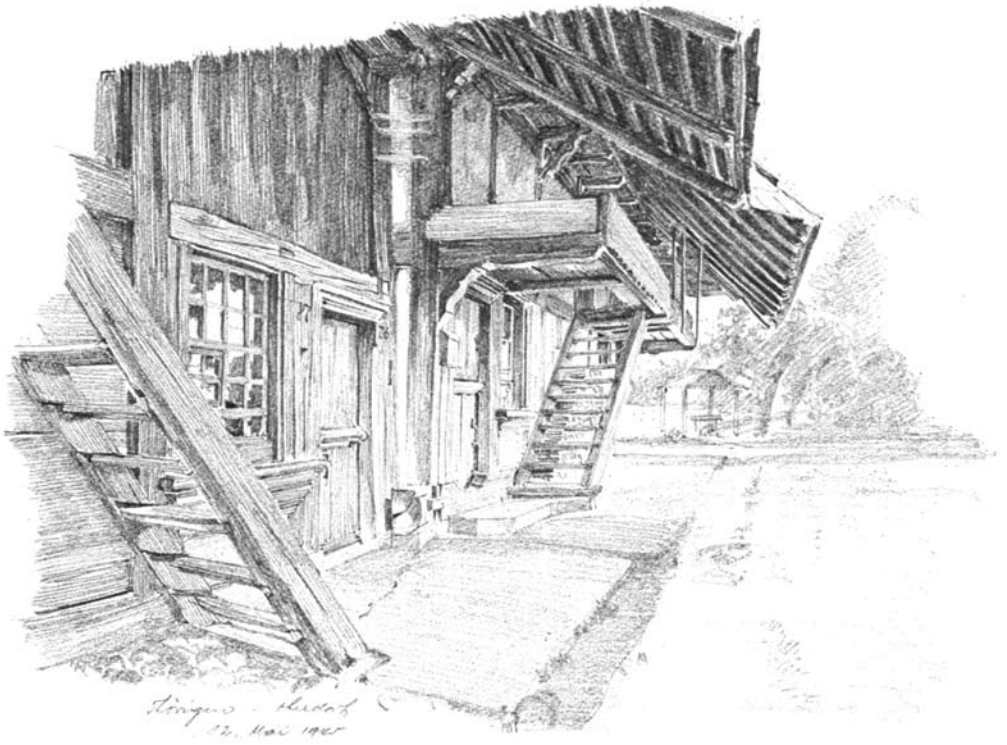
gen, muss — leider — auch der Abbruch erwogen werden. Entschieden ist zur Stunde noch nichts.

Seeberg. Speicher Heinrich Aebi: Die seit über Jahresfrist schwebende Frage der Versetzung dieses aus dem Jahre 1585 stammenden Speichers ist nun gelöst, hauptsächlich dank der generösen Zuwendungen der Migros AG, die in sehr verdankenswerter Weise Geld zur Verfügung gestellt hat; sie hat auch weitere Mittel für die Versetzung und die Renovation in Aussicht gestellt. Der Speicher — es handelt sich um den zweitältesten im Oberaargau — konnte im letzten Herbst von der Heimatschutzgruppe Oberaargau gekauft werden. Dieses Jahr soll er an der Zürich-Bern-Strasse neu aufgestellt werden, wiederum in der Gemeinde Seeberg.

Walterswil. Schweinescheune von Max Wüthrich in Schmidigen: Beurteilung des Baugesuches auf Wunsch der Gemeindebehörden. Dabei konnte der Heimatschutz den Wunsch, das Dach mit braunem anstatt mit grauem Welleternit einzudecken, anbringen.

Wangen a. A. Bauprojekt H. Walther: Neben dem Gasthaus Krone, von dem im letzten Jahresbericht die Rede war, hat der Baugesuchsteller ein altes, baufälliges Gebäude erworben und plant einen Neubau. Nach dem Gemeinde-Baureglement muss er sich gut in das Bild des Altstädtchens einfügen; doch können die Ansichten hierüber auseinandergehen. Am an sich guten Projekt konnten eine Reihe von Verbesserungen im Sinne des Heimatschutzes angebracht werden, wie Quersprossen in den Scheiben, Verkleidung des Erdgeschosses mit Solothurner Kalkstein, bessere Anpassung des Daches an die Nachbarbauten, Eindeckung des ganzen Daches mit Biberschwanz-Ziegeln. Dafür machte der Heimatschutz die Konzession, dass auf der weniger wichtigen Rückfassade eine breite Dachlukarne eingebaut werden darf, damit dort im Dachgeschoss eine weitere Wohnung eingebaut werden kann.

Daneben wurde der Bauberater von der Baukommission Wangen a. A. in drei Sitzungen zur Beratung des neuen Baureglementes zugezogen, so weit es sich um Belange des Heimatschutzes in der Altstadt handelte. Es ging dabei besonders um Fragen der Dacheindeckung, der Gestaltung der Dachuntersichten, der Dachlukarnen, der Schaufenster, der Lauben, sowie der Reklame- und Aushängeschilder.



Bleistiftzeichnung Carl Reichsteiner.

